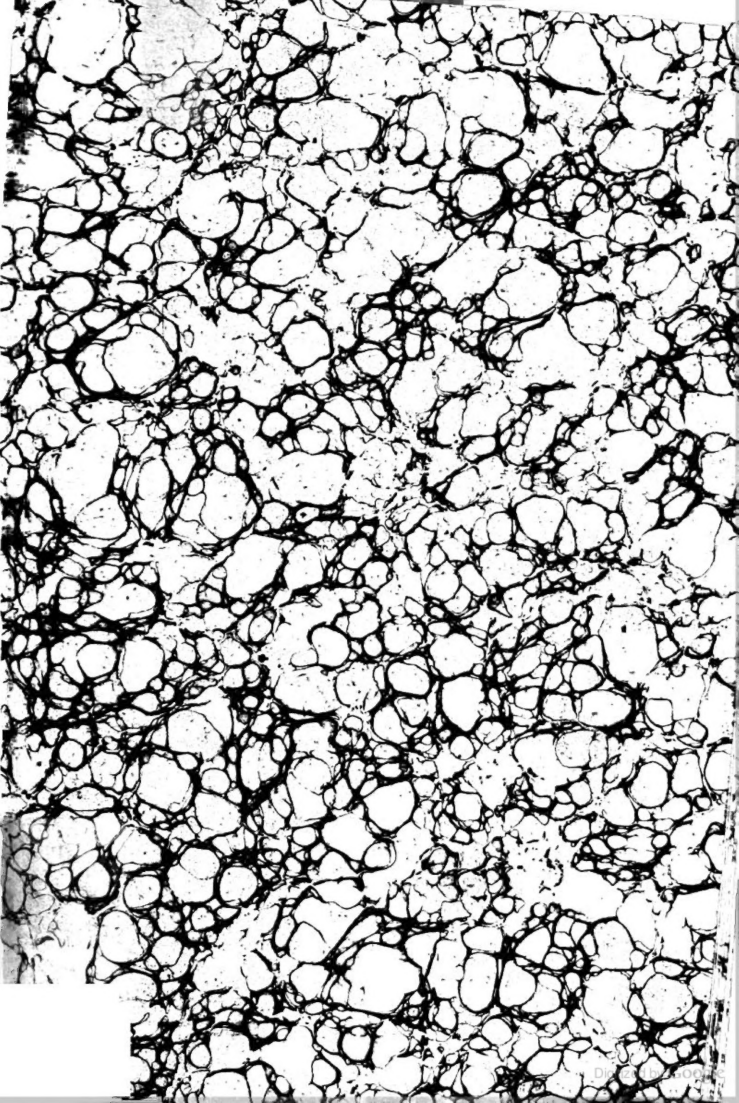
KAIS. KÖN. HOF- BIBLIOTHEK
64.736-A
ALT-

Digitized by Google

8q. F. 35.
...ella in 1 Bd.



Digitized by Google

Digitized by Google

1830.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

1830.

Roman

von

A. J. Groß-Hoffinger.

Erſter Band.

Leipzig,
in Commiſſion bei B. Hermann.
1848.

64736-A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

„Destouches!" sagte Guillaume, der Maire von Floris, ein ci-devant Republikaner von sieben und sechzig Jahren und frischen rothen, vollen Backen, aus welchen zwei noch feurige Augen hervorleuchteten, „ich will Euch eine Neuigkeit sagen!"

„Laßt hören!" antwortete Destouches, der Arzt und Physikus des Bezirks, ein magerer, ausgetrockneter Gelehrter, welcher jeden Abend mit Guillaume die Welt bessern wollte, ohne jemals damit zu Stande zu kommen, indem er seine Cigarre an jener des Maires anzündete. „Wird wohl nichts Rares sein. Wir leben in einem Sumpfe, da geschieht das ganze Jahr nichts, als daß die Welt immer mehr verfault."

„Ihr seid ein alter Hypochondrist!" sagte der noch immer hoffnungsvolle Maire, der nichts Anderes wünschte, als die baldige Wiedergeburt der Republik. „Es geht wieder ein frischer Wind, sage ich Euch, wenn Gott will, giebt's dieses Jahr noch einen ordentlichen Sturm."

„Was Ihr Alles hofft, Ihr alter Sanguinikus, Ihr seid wie jener Schiffer, der noch ein lustiges Lied pfiff, als sein Fahrzeug längst auf dem Sande lag, immer hoffend, daß ihn ein Sturm flott machen werde — aber was ist's denn mit Eurer Neuigkeit?"

Digitized by Google

„In Paris iſt's nicht richtig. Signalements und Signalements ohne Ende, ich kenne das, die Regierung ſieht an allen Ecken und Enden Geſpenſter — ich werfe dieſe Wiſche in den Papierkaſten und denke mir mein Theil. Wenn ich Jeden fangen und ausliefern wollte, der täglich ſchwört und flucht, daß dieſe Regierung den Teufel nichts tauge —"

„So müßtet Ihr Euch wohl ſelbſt zuerſt denunziren?" bemerkte der Doctor ſehr ernſthaft.

„Hat ſich was zu denunziren! Infamie! Sollen die Municipalbehörden den Miniſtern eine politiſche Polizei abgeben? Hol ſie der —"

„Kommt lieber zur Sache — Eure Neuigkeit, Eure Neuigkeit!"

„Ich ſage Euch ja, in Paris iſt's nicht richtig!

„Iſt das Alles?"

„Noch lange nicht. Man bemerkt viel fremdes Geld im Lande, engliſches Geld — ich kenne das, gerade ſo wie 1806 und 1814."

„Nun was ſoll das bedeuten?"

„Bedeutet, daß die Regierung auf ſchwachen Füßen ſteht, daß Gefahr vorhanden iſt."

„Pah — ich ſage Euch, Nichts behauptet ſich länger als eine ſchlechte Regierung. Geſchichtliche Erfahrung das."

„Das mag ehedem geweſen ſein, als die Leute noch dümmer waren."

„Und Ihr haltet ſie doch heute nicht für geſcheid? Wann war jemals Frankreich mit größerer Dummheit geſchlagen? Iſt ſie nicht durch kaiſerliche Manifeſte in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt worden? Hat nicht Napoleon ſie rehabilitirt und die Pfaffen wieder eingeführt? Und was geſchieht heut zu Tage Alles, um die Franzoſen dumm zu machen! Dieſer Klerus iſt

ein wahres Wanzenneſt für Frankreich. Alles Unſaubere, aller machiavelliſtiſche Geſtank hat ſich hierher geflüchtet."

„Das iſt wahr, es geſchieht viel für die Dummheit, aber ſie werfen ihr Geld umſonſt hinaus. Geht nur in die Kirche, dort werdet Ihr ſehen, ob unſere Weiber in's Gebetbuch oder nach ihren beſtellten Liebhabern ſehen."

„Das iſt wohl nicht nöthig für die Republik," ſagte der Doctor, der ſich erinnerte, daß er eine aufgeklärte junge Frau hatte, „das Princip der Republik iſt die Tugend."

„Was nennt Ihr Tugend?" ſagte der Maire, den niemals Hymens Feſſeln gedrückt hatten, „iſt es in Euren Augen Tugend, wenn die Weiber und Jungfrauen wie die Nonnen leben?"

„Laſſen wir das Kapitel," antwortete der Doctor grämlich, „wir werden nie darüber einig werden."

„Alſo weiter mit meinem Neuigkeitskram. Der ganze Klerus hat neulich ein ſchönes Hirtenbriefchen vom Papſte erhalten, worin alle Pfarrer ermahnt werden, den Leuten Religion einzutrichtern. Frägt ſich — wie die Pfarrer es anfangen werden, wenn Niemand ihre Predigt beſucht. Ha — ha — neulich hatte Pater Amadee im Schweiß ſeines Angeſichts eine lange Predigt gegen die Unzucht ausgearbeitet. Ich habe ihn im Vorbeigehen am Pfarrhauſe die ganze Woche durchs Fenſter agiren, deklamiren und donnern gehört. Als er nun neulich auf die Kanzel trat, ſah er ſich nach Leuten um, welche ihm zuhören wollten und ſiehe da, es fanden ſich keine Liebhaber ſeiner Weisheit. Seitdem läßt er nie verlauten, wann er predigen will und gewöhnlich, wenn man verſammelt iſt, um die Meſſe zu hören, erſcheint er plötzlich auf der Kanzel und donnert gegen die ſchlechten Sitten los."

„Das ſind Lapalien — was weiter Neues? —"

„Der Gutsbeſitzer von Champagny wird Miniſter werden!"

„Was fällt Euch ein — er iſt ja ein Liberaler!" ſagte Destouches höhniſch, „wenigſtens nimmt er dieſe Maske hier an."

„Geweſen — geweſen — aber ſeit er die Nichte des Grafen Lambord zur Frau genommen —"

„Nun — ein Taugenichts iſt er auf jeden Fall!" — brummte Destouches in den Bart.

„Da ſeid Ihr wieder im Irrthum — es iſt ein Ehrenmann, von dem wir Viel zu hoffen haben. Laſſet den nur Miniſter werden, der wird die Monarchie ſchon herunterbringen — er wird ein Portefeuille annehmen, aber Gott gnade dann den Ariſtokraten —"

„Er iſt ja ſelbſt Einer —"

„Ja — was kann er dafür, daß ſein Vater ein emigrirter Marquis war? Soll er ſeinen ehrlichen Namen verleugnen? Als ich mich ihm vorſtellte, ſagte ich mit beſonderer Betonung: Ihr Diener, mein gnädiger Herr Marquis. Ich habe da eine eigene Manier, die Ariſtokraten zu ärgern. Gewöhnlich werden ſie gelb und ſchwarz, wenn ich ſolche Worte mit ihnen rede. Alle fliehen mich im Umkreis von drei Lieues. Aber was meint Ihr wohl, Doctor, wie ſich dieſer Marquis benahm?"

„Nun, er warf Euch zur Thüre hinaus — ich an ſeiner Stelle hätte es gethan. Es iſt immer impertinent von Euch."

„Nun, ſeht Ihr, daß der Marquis liberaler denkt, als Ihr ſelbſt? Er ſtutzte ein wenig, dann lächelte er — ich ſage Euch, er lächelt bezaubernd — nahm mich bei der Hand und ſagte leiſe: Sie ſind ein Freund der alten Zeit! Ich ſchwieg natürlich. Da drückte er mir die Hand und ſagte: wir verſtehen

uns, wir werden gute Freunde werden. Aber nennen Sie mich künftig nicht mehr Marquis — sondern Monsieur. Wollte Gott, diese einfältigen Titel, welche so viele wackere Männer von einander trennen, wären wieder abgeschafft. Nun was sagt Ihr dazu? Ist das nicht echt republikanische Sprache?"

„Je nachdem er es gemeint hat, vielleicht hat er Euch blos gehänselt. Giebt es nicht zwei alte Zeiten, welche man lieben kann? Wer steht Euch dafür, daß er die republikanische gemeint hat? Aufrichtig, der Mann gefällt mir nicht. Er ist süß mit Jedermann — ein sicheres Zeichen, daß er im Herzen ein Aristokrat ist."

„Ihr verkennt ihn wahrlich — er ist ein Mann des Fortschritts, und wenn er es wollte, würde ich es durchsetzen, daß er Departementsdeputirter würde."

„Gott bewahre uns! Man sagt, er hätte ehedem im Dienste Fouché's gestanden. Ein Gendarme, den ich gestern sprach, behauptet, ihn noch als einen Menschen gekannt zu haben, der von heute auf morgen lebte. Er hätte noch gern mehr gesagt, aber diese Gendarmen brauchen immer gute Freunde unter den Gutsbesitzern, wo sie ihre Pferde umsonst einstellen und beliebig zehren können — er schmunzelte nur seltsam und schwieg."

„Ihr verleumdet ihn, Doctor, ohne es zu wollen," eiferte der Maire, „diese alte Plaudertasche, der Gendarme Grigot — denn kein Anderer kann Euch so etwas gesagt haben — weil er der Aelteste im Departement ist, hat ein Gedächtniß wie ein Sieb. Brachte er mir doch neulich einen ehrlichen Handlungsreisenden beim Kragen, in welchem er einen Straßenräuber erkennen wollte, den er vor zwanzig Jahren gesehen habe! Der arme Mensch war aber nur 24 Jahre alt. Das hatte das alte Kalb ganz vergessen, daß sein Straßenräuber

um 20 Jahre altern mußte. So wird ſich's gerade mit dem Marquis verhalten. Es iſt wahr, durch die Revolution iſt ſeine Familie heruntergekommen, ſein Vater emigrirte, aber nach der Reſtauration mag der Marquis wohl ſeine Güter wieder erhalten haben."

„Seine Güter — wo liegen ſie denn? — im Monde. Was Champagny betrifft, ſo iſt es das Heirathsgut ſeiner Frau, zu der er, weiß Gott wie, gekommen iſt."

„Nun, ich denke ſehr einfach," ſagte der Maire lachend, „indem er ſie geheirathet hat, oder zweifelt Ihr daran, ſo kann ich Euch durch die Ehepakten überweiſen. Sie ſind bei mir abſchriftlich deponirt."

„Aber ſein Name hat ja einen ruſſiſchen Appendix — Oſinsky — iſt es doch, als ob man Juchten röche, wenn man dieſen Namen hört."

„Da ſprecht Ihr nun wieder in den Tag hinein, der Name iſt nicht ruſſiſch, ſondern polniſch. Sein Vater heirathete nämlich eine Polin dieſes Namens und ſein Sohn führt nun, ſeiner Mutter zu Ehren, dieſen Namen. Da habt Ihr das ganze Geheimniß."

„Das beweiſt Alles noch nicht, daß er kein Gauner iſt. Er hat eine ſehr hohe Stirn, einen freien, aber zuweilen unbeſchreiblich frechen Blick, aufgeworfene Lippen, hohe Schultern — nach Lavater ſind es Zeichen eines ſchlechten Charakters. —"

„Hohe Stirn, kurzer Hals, aufgeworfene Lippen," ſagte der Maire halb zornig, halb lachend zu dem Doctor, der in der Zerſtreuung gar nicht bemerkte, daß er ſeinen Freund, den Maire, porträtirt habe, „ich danke Euch für das Kompliment, denn ich beſitze alle dieſe Eigenſchaften."

Verlegen betrachtete der Doctor ſeinen Freund, half ſich aber ſogleich wieder heraus.

„Bei Euch iſt es etwas Anderes," ſagte er, „es kommt auf das ensemble an, in welchem ſich dieſe Zeichen finden, in der Zuſammenſtellung, wie ſie ſich bei Euch finden, zeigen ſie nur einen beſchränkten Verſtand an."

„Sehr verbunden. Ihr glaubt wohl, ich habe den Lavater nicht geleſen? Es ſteht auch darin, daß weite Naſenlöcher einen Wollüſtling bedeuten."

Der Doctor, welcher ſich dieſer phyſiognomiſchen Eigenſchaft erfreute, verſchluckte geduldig die Pille und erwiederte: „Was ſtreiten wir uns? hat er nicht Nonnen in unſere Gegend gebracht?"

„Nonnen, was fällt Euch ein — barmherzige Schweſtern, wovon ich einige in Paris als hübſche Griſetten kannte. Sie dürfen heirathen und ſchon Manche hat im Krankenbette ihren Bräutigam gefunden. Solche Orden läßt ſich auch die Republik gefallen."

„Sei es wie immer, mir gefällt der Mann nicht. Er ſucht Jedermanns Freundſchaft, er giebt Jedermann die Hand, er iſt immer, wie man es haben will. Der Pfarrer Amadee, der ein Obſkurant iſt, lobt ihn eben ſo heiß, wie Ihr, der Ihr ein Illuminat und Jakobiner ſeid; ich glaube, er würde mit jedem Diebe Brüderſchaft trinken — er iſt ein Mann ohne Grundſätze."

„Ihr ſeid ſchwarzgallig und verblendet, Doctor, Eure kranke Leber läßt Euch Jedermann, deſſen Naſe Euch mißfällt, als einen Böſewicht erſcheinen. Sagt, wißt Ihr etwas Uebles von ihm?

„Nu — nu — ich weiß ſo Manches, gerade nichts Böſes, aber gewaltige Unterlaſſungsſünden.“

„Zum Beiſpiele!“

„Zum Beiſpiel hat er einen alten Hund erſchießen laſſen, weil er nicht mehr zur Jagd zu gebrauchen war.“

„Ihr ſpaßt — hätte er das Beeſt in Penſion geben ſollen?“

„Ich ſpaße nicht — Ihr würdet Euren Mylord, ſo alt er iſt und — Gott weiß es — ſchäbig dazu, nicht zu erſchießen das Herz haben.“

Mylord, der ſeinen Namen hörte, erhob ſich von der Erde und legte zutraulich ſeine Tatze auf ſeines Herrn Schoos.

„Das mag ſein — aber ſoll darum Jeder ein Hundenarr ſein wie ich?“ ſagte der Maire.

„Ich will nicht ſagen, daß ein jeder Ehrenmann die Hunde lieben muß, obwohl ich feſt glaube:

Eines Hundes Feind
Keines Menſchen Freund;

aber es kommt hier wieder auf's Enſemble an. Ein blinder Diener des alten Grafen Chateaubriand hatte daſſelbe Schickſal.“

„Der Marquis ließ ihn doch nicht erſchießen?“

„Nein, er ſtieß ihn nur in's Elend!“

„Das iſt allerdings hart, aber wer weiß, welche Urſachen —“

„Urſachen! allerdings, er war blind und zu nichts mehr zu gebrauchen.“

„Man muß nicht urtheilen, wenn man nicht von Allem genau unterrichtet iſt. Ihr beurtheilt ihn falſch — hättet Ihr ihn nur gehört, als er neulich bei einer Schulfeierlichkeit zugegen war — er hielt aus dem Stegreif eine Rede über die Segnungen der Aufklärung und des Wiſſens! Nur das Böſe,

ſagte er, ſcheue das Licht, und je mehr ein Volk wiſſe, deſto beſſer ſei es. Der gemeine Mann habe ſo gut ein Recht zu denken und über ſeine Regierung zu urtheilen, wie der König ſelbſt. Es war wahrer Balſam für mich, ihn ſo ſprechen zu hören in Gegenwart des Präfekten."

„Da habt Ihr's!" ſagte der Doctor und rieb ſich ſchadenfroh die Hände, „da ſeht Ihr's, wie Ihr Euch anführen laßt. Lavater hat Recht. Wiſſet denn, alter leichtgläubiger Schöps, daß er gegenüber dem Pfarrer Amadee gerade die entgegengeſetzteſten Anſichten ausſprach? Die Aufklärung ſei der Fluch unſeres Jahrhunderts, ſagte er zu ihm. Der Pfarrer hat es mir neulich wieder geſagt, als er bei mir zur Kindtaufe war. Ich mag den Pfarrer gut leiden, denn er ſpricht, wie er denkt. Ich haſſe ſeine Grundſätze, aber ich liebe ſeine Ehrlichkeit. Dieſer Marquis aber iſt Salz für alle Suppen."

„Wie Ihr Alles nur anſeht! —" erwiederte der unverbeſſerliche Maire, „was iſt denn dabei, wenn er ſich einmal mit einem Pfaffen einen Spaß macht? Das habe ich oft genug gethan und hoffe doch, ein ehrlicher Mann zu ſein."

„Ja — aber ſo gut er mit dem Pfarrer ſpaßte, ſo hat er es mit Euch gethan. Es kommt Alles auf die Abſicht an, in der man etwas thut. Wenn Ihr mit Jemandem ſpaßt, ſo wollt Ihr Euch amüſiren, aber ein Mann wie dieſer Marquis, thut es, um zu betrügen. — Ich hatte ſchon genug, als ich hörte, wie er ſeine Frau bekam."

„Ich denke, Ihr wißt davon nichts."

„Nichts Rechtes freilich wohl, aber immerhin genug, um darnach auf ſeinen Charakter zu ſchließen. Das arme Kind— ſeine Frau, lebte, wie Ihr wißt, in Paris bei ihrem Oheim, dem Grafen Lambord."

„Nun, was weiter —"

„Ihr wißt wohl, wie es mit dem Grafen Lambord ſteht — mit ſeinen Finanzen meine ich?"

„Ja — er iſt derangirt, unter Sequeſter."

„Und hatte dabei als Vormund der Waiſe die Verwaltung ihres ganzen Vermögens auf ſich. Ich will nichts weiter ſagen — aber ſeitdem befindet ſich der Herr Graf in beſſeren Umſtänden."

„Was ſoll das beweiſen?"

„Für Euren beſchränkten Verſtand freilich wenig, aber man hat ſo Manches bemerkt, was nicht in der Ordnung iſt. So z. B. wißt Ihr wohl, daß für einen namhaften Theil des Vermögens der Gräfin das alte verfallene Schloß Chapui le Pont gekauft worden iſt?"

„Was beweiſt das?"

„Nichts — gar nichts — man will es für 100,000 Francs gekauft haben — die Ruine, die keinen Heller Zinſen trägt."

„Das iſt allerdings eine Dummheit."

„Eine Dummheit — ja ſo ſoll es ſcheinen. Was glaubt Ihr aber, zu welchem Preis der Schutthaufen ausgeboten worden iſt?"

„Nun?"

„Zu 2500 Francs! Nun ſteigen Euch noch keine Raketen auf?"

„Das iſt allerdings ſeltſam, aber was kann der Marquis dafür?"

„Nun, der drückte eben ein Auge zu — einem geſchenkten Gaul ſchaut man nicht in's Maul. Wie ſie die Sachen mit einander abgekartet haben, mag Gott wiſſen, aber richtig iſt's nicht damit."

„Alles das beweiſt gar nichts. Ich halte da an dem Grundſatz: Quisque praesumitur —"

„Et cetera, et cetera — ich erlaſſe Euch Eure Rechtstheorie — für mich bleibt der Mann immer verdächtig!"

Dieſes Geſpräch fand in dem Kaffeehauſe der kleinen Stadt Floris ſtatt. Es drückte ziemlich die getheilten Meinungen der Stadt aus. Unbemerkt hatte es ein junger Mann belauſcht, den es lebhaft zu affiziren ſchien. Er horchte beſonders bei alle dem, was Destouches gegen den Mann des Tages in der Gegend vorbrachte, mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf. Deſſenungeachtet war die Meinung des ehrlichen, aber argwöhniſchen Destouches jene der Minderzahl in der ganzen Stadt. Die guten Bürger von Floris hatten in der Regel keinen Begriff von einem künſtlich combinirten Charakter, wie ihn Destouches ſchilderte. Einige von ihnen mißbilligten faſt laut mit ſcharfen Worten das Läſtermaul des alten Griesgrams. Andere wieder, für ihn geſinnt, ſagten, man müſſe ihm verzeihen, ſein Herz ſei gut, aber der Mann ſei krank. Die Collegen des Arztes verſäumten nicht, bedeutungsvoll lächelnd mitleidige Winke des Beifalls zu geben, denn es war wirklich bekannt, daß Destouches an Unterleibsbeſchwerden laborirte. „Wie kann er da anders, als Alles ſchwarz ſehen!" ſagte man. „Man muß Nachſicht mit ihm haben. Man muß nicht genau nehmen, was er ſpricht. Er ſieht überall Geſpenſter."

Was aber den in Rede ſtehenden Gutsherrn der Nachbarſchaft betraf, ſo waren die Urtheile der Mehrzahl ſo günſtig, daß die böſen Zungen der Minderzahl zum Schweigen gebracht wurden. Seit Menſchengedenken hatte man in dieſer guten Stadt Floris, welche ſonſt wegen ihrer Läſtermäuler in argem Rufe ſtand, einen ſolchen Fall nicht erlebt. Ein Mann,

über welchen faſt alle Bürger und Bürgerinnen von Floris nur Gutes zu ſagen wußten, mußte nothwendig ein Phänomen ſein.

„Wenn nicht ein ganz ausgemachter Schurke," ſagte Destouches zu dem Maire, der das Zeugniß der öffentlichen Meinung für ſeine eigenen Urtheile aufführte. Der Pfarrer Amadee aber hatte ſeine beſonderen Anſichten von dem Marquis, welche wir ſogleich kennen lernen werden.

Zweites Kapitel.

Champagny im Pfarrhauſe, den ... . 1830.

Meine theure Freundin!

Wie ſchön, wie gut war es von uns, daß wir die Kraft hatten, einander zu entſagen! Wenn wir zwanzig Jahre in unſer Leben zurückblicken, wie reich iſt es an Freuden, welche aus unſerem Opfer hervorgingen. Wie oft haben wir die unglückliche Beute der Leidenſchaft aus ihrem Rachen durch jene Seelenkraft gerettet, welche in unſere Beredſamkeit ſtrömte! Wie viele Freundinnen haben Sie gelehrt, dasjenige geduldig zu ertragen, was von Leidenſchaft erfüllte Herzen für ihren Tod halten und was wirklich oft ihr Tod iſt: Entſagung. Wie herrlich wurden wir dann belohnt durch den Dank der Geretteten, die nach kurzem Herzeleid zu neuer Lebensfreudigkeit

und Thatkraft — ja geſtärkt an Leib und Seele — erwachten und dann erſt — glückliche und nützliche Menſchen wurden! Wie viele junge Mädchen haben Sie der Verführung entriſſen, haben ſie aus dem Abgrunde der Sittenloſigkeit zu Ihrer Höhe emporgehoben, den verruchten mörderiſchen Begierden einer herzloſen Sinnenliebe entzogen. Ja, wir ſind reichlich belohnt — wir haben für ein zweifelhaftes, vielleicht von bitterer Enttäuſchung begleitetes Glück, die reinſte irdiſche Seligkeit eingetauſcht, welche darin beſteht, Andere glücklich zu machen, indem man ſelbſt glücklich iſt. Es war eine todesbittere Stunde, wo ich von Ihnen Abſchied nahm, um Prieſter zu werden, und mich — wie ich damals dachte — lebendig zu begraben, aber wie lange glückerfüllte Zeiten gingen aus dieſem kurzen Schmerz hervor. Ja, es giebt nur ein dauerhaftes Erdenglück, dasjenige, welches aus Selbſtbeherrſchung hervorgeht. Hätten wir aber auch nicht ſo viel poſitives Glück genoſſen, wäre ich auch in meinem Berufe nicht ſo geſegnet geweſen, als ich es war, welche reiche Fundgrube des Troſtes hätten wir — wiewohl mit ſchmerzlicher Theilnahme — dennoch in dem Familienleben, welches uns umgiebt, erkennen müſſen! Blicken wir um uns auf Diejenigen, welche ſo glücklich waren, ihre heißeſten Wünſche — dieſelben, welchen wir entſagen mußten, — in Erfüllung gehen zu ſehen, was iſt aus ihnen geworden? Unſere Jugendfreunde und Geſpielinnen, welche jetzt Gatten, Väter und Mütter ſind, ach, in welchen grauſamen Lagen befinden ſie ſich größtentheils! Um wie viel gewiſſer hätten wir dieſen Schickſalen, welche jetzt unſer Mitleid erregen, verfallen müſſen, da wir ärmer und in ſchlimmeren Familienverhältniſſen geweſen ſind, als die Meiſten unter ihnen. Das Beiſpiel der Andern und eine in-

nere Stimme ſagen mir, daß wir uns längſt nicht mehr lieben würden, wenn wir uns hätten beſitzen können. Schon an und für ſich iſt die Ehe ein unaufhörliches Begehren — man hört nie auf zu fordern und wird durch kein Empfangen wahrhaft befriedigt. Aber wie bald ſind die herrlichen Schätze des Herzens und der ſinnlichen Natur, welche man ſich zu bieten hat, erſchöpft — früher oder ſpäter ermattet das Herz, erkalten die Sinne — die ungewohnte Entſagung zieht in das Haus des Ueberfluſſes und — welch ein Gefolge von Leiden führt ſie mit ſich!

Sie werden erſtaunen, ſo redſelig mich zu finden über einen wichtigen Akt unſeres Lebens, worüber wir ſonſt ein glückliches Schweigen beobachteten. Ein falſches Zartgefühl hielt uns immer ab, zu ſagen, daß wir glücklich ſeien. Aber wovon das Herz voll iſt, geht der Mund endlich über — und das meinige iſt jetzt ſo übervoll von dem ſtolzen Gefühl der Freude über unſer kleines Heldenthum, daß ich es nicht länger zurückhalten mag. Hören Sie den Anlaß meiner Gefühle und Betrachtungen!

Vor einigen Monaten kam hier unſere neue Gutsherrſchaft aus der Hauptſtadt an: die Enkelin des Grafen Beaumarchais, eine Waiſe — einzige Erbin des Vermögens des Grafen — mit ihrem neu erwählten Gatten Marquis Quarin Oſinsky, der das Gut als Mitgift erhalten hatte. Ein herrliches Paar! Ich habe an dem Marquis einen Mann gefunden, wie ich mir einen in der Nähe meines Pfarrhauſes längſt gewünſcht hatte. Denken Sie ſich den Kopf eines Plato auf einem herkuliſchen Körper, eine Phyſiognomie voll Anmuth und Würde, eine Geſtalt, welche zugleich Ehrfurcht und Wohlwollen einflößt. Wir ſind bald ein Herz und eine

Seele geworden. Er theilt alle meine Ihnen bekannten Ansichten über unsere Weltzustände, weiß sie aber besser und vollständiger zu erklären. Er ist mir im Urtheil überlegen — seine Unterhaltung ist mir eine reiche Quelle von Belehrung. Sie wissen, wie sehr ich immer die Bekanntschaft eines Mannes wünschte, der mir geistig überlegen wäre und doch mit meinen moralischen Ueberzeugungen harmonirte — ich habe ihn gefunden. Es herrschte immer ein Zwiespalt in mir, mein Geist war immer zu schwach, meine Ueberzeugungen zu rechtfertigen — dieser Mann hat diesen Zwiespalt ausgeglichen — ich bin jetzt mit mir vollkommen einig. Ich liebe den Marquis, ich verehre ihn, ich vermisse mit Schmerz seine Gesellschaft und doch, Sie wissen — ich bin spröde im Umgang bis zum Uebermaß — schließen Sie daraus auf den Werth dieses Mannes.

Marquis Ostnsky ist nach dem Zeugniß aller Damen ein schöner Mann. Er ist nach dem Leumund, der ihm vorausging, ein sehr tugendhafter, rechtlicher Charakter, und doch, bedenken Sie — die Heirath wurde beiderseits aus Neigung geschlossen — ist der Marquis schon auf dem Punkt, ein unglücklicher Ehemann zu werden. Gott gebe, daß ich mich irre — ich fürchte aber Alles. Ein junger Advocat aus jener modernen Schule der Aufklärung, welche jetzt an der Tagesordnung ist, droht das ganze Lebensglück dieses edlen Mannes zu zerstören. Seine Besuche, seine Vertraulichkeit mit der Marquise in Abwesenheit ihres Gemahls sind bereits zum allgemeinen Gespräch geworden; ich habe es, gedrängt von meinem Gewissen und angetrieben von Freundschaft für den edlen Mann, auf mich nehmen müssen, ihn durch einen Brief zu warnen. Aber ich fürchte, es wird zu spät sein,

um dieſe Ehe vor dem Schickſal einer jener ſchmählichen Modeehen zu behüten. Ich frage Sie nun, meine Freundin, — was haben wir an einem Glücke verloren, welches durch beiderſeitige Uebereinſtimmung der Herzen, durch Reichthum, Schönheit verbürgt, dennoch in ſo kurzer Zeit zerſtört werden kann?

Ich denke Tag und Nacht über die Urſachen eines ſo außerordentlichen Falles nach. Ich kann ſie nur in der Grundſatzſtrenge des edlen Marquis finden, welche dem leichtfertig erzogenen Pariſer Kinde wenig gefallen mag, ſo würdevoll ſie auch in allen ihren Erſcheinungen iſt. Nie habe ich einen Mann gefunden, deſſen kleinſte Handlungen mit ſeinen ſittlichen Grundſätzen ſo ſchön harmonirten! Beim Himmel, er iſt ein außerordentlicher Menſch. Welch ein Schickſal aber durch die Erhabenheit ſeiner Tugenden, die Unnachahmlichkeit ſeines Beiſpiels, ſo grenzenlos elend zu werden! Doch hören Sie, wie ich mir das erkläre und wie es wohl allein zu erklären iſt. Ein Menſch, der auf die kleinſte ſeiner Handlungen unaufhörlich wachſam iſt, dem müſſen nothwendig ſeine Principien auch immer gegenwärtig ſein. Sein Mund muß überſtrömen von ſtrengen Sittenregeln, welche ihm zur Richtſchnur dienen. Es iſt auch ſehr natürlich, daß ein Tugendhafter beſonders von Jenen, welche er am meiſten liebt, wünſcht, daß ſie eben ſo gut ſeien und handelten, wie er ſelbſt. Da mag es nun gar oft ein Hofmeiſtern geben bei dem Pariſer Dämchen, welches nichts weniger als Beifall findet. Man ſagt, junge Damen liebten an jungen Männern meiſt ihre Laſter und haſſen ihre Tugenden. Ein Mann, der ihnen zu gefallen nicht laſterhaft zu ſein vermag, ſoll ihnen ein Greuel ſein. Dies ſcheint mir die einzig mögliche Erklärung eines ſo ſchnell eingetretenen Zwieſpalts der Gefühle in dieſer Ehe.

Nun, meine Theure — frage ich im Namen des allerhöchsten Gottes, wenn man solche Erscheinungen im Familienleben Hoher und Niederer täglich sich vermehren sieht, wenn somit die Grundlage der Gesellschaft in ihrer Wurzel täglich mehr zerfällt und vermodert, und die Leichtfertigkeit der Sitten das ganze Menschenleben immer mehr physisch und moralisch degradirt, wenn man längst nicht mehr leugnen kann, daß dieser Zustand der Moralität von der Frivolität unserer Schriftsteller, von der sogenannten philosophischen Aufklärung, herrührt, was kann man da Vernünftiges einwenden gegen Bestrebungen, welche weise dahin trachten, den Menschen die Einfalt der Sitten und Gefühle, das ist ihr Glück, wiederzugeben, die unreinen Pechfackeln einer falschen Aufklärung auszulöschen und über die Welt jenes schützende, kühlende, befruchtende, schattige Gewölke zu verbreiten, ohne welches selbst Gottes wohlthätige Sonne uns versengen, ausdorren und tödten würde? Die Sehkraft aller Kreaturen der Schöpfung ist nur für ein gewisses Maß des Lichts berechnet. Was dieses Maß überschreitet, zerstört sie.

So, meine Freundin, rechtfertige ich vor meiner Vernunft den schönen Bundeszweck, dem wir beide leben. Oft habe ich mich gefragt, ob es denn recht und heilsam sei, die göttliche Wahrheit in so viele Symbolik, in solche Bilder und heilige Mährchen zu kleiden? Ist es nicht Frevel, den allmächtigen Gott dadurch zu verhüllen? Aber wenn ich um mich blicke in die Menschenwelt, welche mich umgiebt, und sehe, daß die Aufklärung die Schwachsehenden so sehr verblendet, daß sie dadurch toll werden und gegen sich und Andere wüthen, da finde ich es nothwendig, unerläßlich. Es ist ein wahres Glück für den geselligen Verein, daß diese Aufklärung des Jahrhunderts

auch in den höchſten Ständen Verderbliches bewirkt, denn dadurch werden dieſe vornehmen Ehegatten, Väter und Brüder der Verirrten angeſpornt, unſere Zwecke zu befördern.

Zu meiner größten Freude hat auch der Marquis ſich unſerem Vereine zur Verbreitung des Glaubens und guter chriſtlicher Bücher angeſchloſſen. Er denkt in Bezug auf die ſocialen Zuſtände Frankreichs, wie ich. Von der Wurzel aus, ſagte er, müſſe das Uebel geheilt werden. Die Erziehung müſſe von Dienern der Religion beſorgt werden, man müſſe in das Herz der Jugend die Keime des Guten pflanzen. Daher ſei es nöthig, den öffentlichen Unterricht in die Hände des Klerus zu legen. Die Religion müſſe die Herzen Derjenigen lenken und leiten, welche die ausübende Gewalt in Händen haben. Die Staatsform müſſe daher wieder eine theokratiſche werden. Endlich ſei es nothwendig, daß eine heilſame Gewalt gegen Diejenigen gebraucht werde, welche widerſtreben wollen. Man müſſe daher jene Freiheiten aufheben, welche die Widerſpenſtigen in den Stand ſetzen, das große Werk der neuen Welt-reſtauration zu vereiteln.

Frankreich geht — ſo beſtätigt der Marquis meine Anſichten — mit ſeinen gegenwärtigen Inſtitutionen ſeinem Untergange entgegen. Es war eitel Menſchenfurcht, daß man dieſe verderblichen Inſtitutionen der Nation durch eine Charte verbürgte, welche jetzt eine unverſiegbare Quelle der Verlegenheit für die Macht geworden iſt. Warum Grundgeſetze beibehalten, welche nothwendig auf dieſelben Folgen hinführen müſſen, wie die famoſe Erklärung der Menſchenrechte? Man lehre doch vor Allem dem Volke die Erkenntniß ſeiner Pflichten. Seine Rechte zu erkennen wird es unter allen Umſtänden den Inſtinct von Natur beſitzen.

Mit der Verbürgung der Preßfreiheit ist dem christlichen Staate das Todesurtheil gesprochen. Diese Preßfreiheit muß abgeschafft werden, wenn er gerettet werden soll. Der Marquis theilt hierin meine Ansichten vollkommen. In keiner Zeit einer gesicherten Staatsordnung war es jemals erhört, daß die bösen Zungen völlig freies Spiel hatten, daß man ihnen alles Ehrwürdige und Heilige preis gegeben. Man spricht von den Wohlthaten der Aufklärung, welche durch die freie Presse befördert würden. Der Marquis stellt mit mir in Uebereinstimmung alle diese Wohlthaten in Abrede. Wir haben uns viel und wirksam hierüber ausgesprochen, denn der Marquis, welcher in Paris mit allen jenen einflußreichen Personen in Verbindung steht, will, daß die Kanzelberedsamkeit überall in der Provinz aufgeboten werde, um die wahren Ansichten von der Aufklärung zu verbreiten und die Presse der Volksverführung zu paralysiren. Wie die Sachen stehen, haben wir auch keine andere Wahl mehr als die Kanzel. Hören Sie also die Meinungen von der Aufklärung, worüber wir uns vereinigt haben.

Es gab eine nicht sehr ferne Zeit, da dieser Begriff eine ehrenwerthe Bedeutung hatte. Allein die revolutionären Gährungen des 19. Jahrhunderts haben sein Wesen so verunstaltet, daß es nothwendig wird, entweder das Wort Aufklärung der modernen Civilisation-Barbarei zu entreißen, oder ein anderes dem Urbegriff zu substituiren. Was versteht wohl diese Dialektik der Journalisten unter dem Worte Aufklärung? Und sollte es nicht ein Beweis sein von dem Mißbegriff dieses Wortes, daß ein Theil der menschlichen Gesellschaft sich genöthiget sieht, unaufhörlich gegen die Aufklärung zu protestiren? Welches politische System vermöchte sich in Kraft und Ansehen zu behaupten, das der wahren Aufklärung wirklich

entgegen wäre? Alle dieſe Fragen bedürfen nur der Erörterung, um ſie ohne Schwierigkeit zu löſen. Die Aufklärung iſt ihrer weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Bedeutung nach nichts Anderes als jene Steigerung der menſchlichen Erkenntniß, wodurch die Geſellſchaft und der Einzelne fähig werden, ſowohl das zu erlangen, was zu ihrer phyſiſchen und geiſtigen Wohlfahrt dient, als auch ihre Pflichten und Rechte zu begreifen. Zugegeben, daß die ſtreitigen Parteien über dieſe Auslegung einig wären, ſo ſind ſie doch ſchon ein Mal über die Methode der Aufklärung im Zwieſpalt. Die ſogenannten Aufklärer von Profeſſion, welche wir in verſchiedenen politiſchen Parteigewändern kennen gelernt haben, meinen Aufklärung überall hin verbreiten zu können und zwar meiſtens auch dort, wo natürlich angeborne, unheilbare Blindheit herrſcht und nothwendig iſt. Sie fangen in kindiſcher Unwiſſenheit die Sonnenſtrahlen ein, vergeſſend, daß das Licht nur für Jene da iſt, welche ſehen, und tragen ſie in tiefe Höhlen. Aber ihr Beginnen iſt fruchtlos, die Maſſen ſind keine durchſichtigen Körper, welche erleuchtet werden können, ohne daß man ihre Natur zerſtört. Das Licht, den Geſammtkörpern ſo wohlthätig, kann tödtlich ſein, wenn es in den inneren Organismus der Materien eindringen ſoll. Die ganze Natur zeigt einen weiſen Haushalt mit ihrem koſtbarſten Reichthum, dem Lichte, und wir kennen nur einen Weltkörper, der ſtets glanzvoll den ewigen Raum durchkreiſt, ohne Abnahme, Wechſel und Abſtufung ſeines Lichts. Iſt es demnach ein weiſes Naturgeſetz, nach welchem die meiſten Weiſen des Univerſums in theilweiſer abweichender und ſelbſt immerwährender Dunkelheit erhalten werden, ſo kann für uns kein Grund vorhanden ſein, dem-

ſelben zu widerſtreben, weil kein Streben vernünftig iſt, das die Unmöglichkeit in ſein Bereich zu ziehen wagt.

Aber das Weſen der Aufklärung, was noch häufiger mißverſtanden wird, als die Methode. Die Aufklärung ſoll jene Erkenntniß erſtreben, welche die phyſiſche und geiſtige Wohlfahrt der Menſchen befördern, erhöhen, ihre Rechte und Pflichten genau beſtimmen kann. Nun werfe das Zeitalter einen Blick auf den heutigen Culturzuſtand, die Hand an das bitter getäuſchte Herz legend, und ſtelle ſich die Fragen: Iſt es wahre und folglich heilſame Aufklärung, wenn eine unwiſſende Volksmaſſe hier und dort in dem unglücklichſten Theil von Europa gelehrt wird, von ihren Rechten und Anſprüchen zu reden, ehe noch die Haus- und Landwirthſchaften derſelben zweckmäßig beſtellt werden, ehe das rohe Gemüth der Barbaren der heutigen parforce-Civiliſation noch für Edleres empfänglich iſt, als die gemeinſten Regungen des Thieres, das uns für einen zugeworfenen Brocken einen dankbaren Blick ſpendet und uns anfällt, wenn wir es in ſeiner Mahlzeit ſtören? Kennen ſolche Menſchen etwas Beſſeres als jenes Gefühl der Wildniß, welches die Mutter antreibt, ihr Junges zu vertheidigen, das ſie verläßt, ſobald es ihrer Pflege entwachſen iſt, und das ſie ernährt, indem ſie ein ſchwächeres Geſchöpf zerfleiſcht? Man ſieht, wie die wilden Begierden ſolcher Menſchen mit den Rechten haushalten, die ihnen durch die demokratiſche Weisheit des Jahrhunderts geboten wurden. Erkennt dieſer blutige wilde Haufe wohl ein anderes Recht an, als das der Fäuſte und ſeines rohen Begehrens? Jene aufrichtigen Dupes ihrer Weltbeſſerungspaſſion reichen ihren Clienten ein Schwert und ihren Civiliſations-Katechismus; die Schutzbefohlenen ermangeln nicht das Schwert anzunehmen, aber ſie

weiſen verhöhnend die ihnen gebotene Bildung zurück, denn dieſe iſt der erſte Zwang, die erſte Feſſel des Naturmenſchen. So beginnen die Weltbeſſerer ihr Werk in der verkehrteſten Ordnung, ſie geben eine Waffe in eine rohe Hand, ehe noch die Hand der Vernunft und Pflicht gehorchten. Erſt Rechte, dann Pflichten! Für erſtere hat dann jeder eine leere Taſche, für letztere finden ſich keine Liebhaber. Die Bildung endlich hat für Keinen Reiz, der ohne ſie im thieriſchen Vollgenuß glücklich zu bleiben meint.

Oder wäre es endlich Aufklärung, wenn alle menſchliche Weisheit, alles Beſtreben, alle Kraft aufgeht in materieller Thätigkeit, zur ununterbrochenen Erringung von Beſitz und Genuß, wenn unſer ganzer Glückſeligkeitskalkül zerfällt in eine todte Geldrechnung und unſere ganze Lebensphiloſophie nichts iſt, als eine elende Strazze, eine Seite wie die andere mit Soll und Haben, ein Regiſter des Eigennutzes und der Gewinnſucht?

Ich kann Ihnen nicht ſagen, meine Liebe, wie viele von dieſen Anſichten der Ueberzeugung des Marquis angehören. Aber aus allen ſeinen Aeußerungen geht hervor, daß er mit Ihnen harmonirt in der Hauptſache. Er erkennt mit mir an, daß dieſe Fragen jetzt Weltfragen geworden ſind. Um dieſe Spindel dreht ſich das ganze Weltgeſchick. In den höheren Kreiſen denkt man jetzt mit Recht an nichts Anderes. An uns iſt es, in unſerem kleinen Kreiſe, für das große Werk der Befreiung unſeres Geſchlechts von dem Zuſtande der Aufklärungsmanie ohne ſittlichen Zweck zu arbeiten. Es werden große Maßregeln vorbereitet. Der Marquis iſt, wie er mich verſichert, ſelbſt thätig bei dem großen Unternehmen. Er ſagte mir von neuen, höchſt wichtigen Ordonnanzen welche bereits

ausgearbeitet seien, um die Nation gegen die Volksverführer sicher zu stellen. Die Charte soll zum Heile Frankreichs und der Welt abgeschafft werden. Der Zustand der Schwäche, worin sich die Regierung befindet, wird bald aufhören. Der Himmel gebe seinen Segen zu dem muthigen und entschlossenen Werke, das von gottesfürchtigen und weisen Männern ausgeführt werden muß, wenn es gelingen soll. Ich habe alle Ursache, zu vermuthen, daß der Marquis eine der ersten Stützen der guten Sache ist. Er genießt hier des größten Ansehens bei allen Parteien, denn er ist ein feiner Weltmann und weiß, daß man in dieser Zeit seinen Grundsätzen nur treu sein kann, wenn man sie weise verbirgt vor profanen Augen. Er ist daher — selbst gegen mich, zurückhaltend in allen Punkten, welche ihn compromittiren könnten. Er sprach sich immer nur allgemein aus. Ich finde das nur löblich, obgleich ich seinem Beispiele nicht folgen kann. Mein Beruf ist auch ein anderer: meine Pflichten legen mir offenen Kampf auf. Aber danken wir Gott, daß es Männer giebt, auf welche wir zählen können.

Ich hoffe, Sie werden diese Herzensergießungen um so besser aufnehmen, da der Anlaß derselben eine Handlung des Marquis ist, welche mehr als seine Worte für seine edle Gesinnung spricht. Er hat auf meinen Antrag es genehmigt, in Champagny eine Filiale Ihres schönen Ordens zu stiften. Er hat dazu die Summe von 50,000 Francs in meine Hände gelegt. Ich habe bereits eine Subscription eingeleitet und hoffe durch den Einfluß dieses Beispiels 200,000 Francs zusammenzubringen. Das genügt für hier und die Umgegend. Wirken Sie dahin, daß sogleich einige Schwestern von Paris hierher kommen. Für ihre Aufnahme ist gesorgt — ein angemessenes Gebäude ist bereits gekauft und eingerichtet nach den Statuten.

Wir haben einſtweilen 12 Krankenbetten zur Verfügung. Die ganze Gegend iſt erfreut. Deſto ſchmerzlicher aber iſt es für mich, den edlen Stifter von ſolchem Familienunglück befallen zu ſehen. Eilen Sie, das beiliegende Warnungsſchreiben in ſeine Hände zu legen. Vielleicht kann er durch ſchleunige Rückkehr noch das Schlimmſte abwenden. Gedenken Sie meiner im Gebete!

Ihr treuer Freund

P. Amadée.

Drittes Kapitel.

Während der Pfarrer Amadée das vorſtehende Schreiben abfaßte und unter der Adreſſe: „An die hochwürdige Frau Cäcilie Marquiſe von Vilain" nach Paris expedirte, ſtiegen über dem Schloſſe von Champagny ſchickſalsſchwangere Wolken auf.

Sommerſchwüle drückte jede Menſchenſeele darnieder; am Himmel ſchwebten weiße Dünſte; kein Blatt regte ſich; kein Vogel ließ ſeine Stimme hören; ſchweigſam gingen die Landleute ihren Verrichtungen nach; im Schweiße ihres Angeſichts — nicht ſelten ihr Daſein, voll Plage und Noth, verwünſchend und leiſe vor ſich hin Worte der Unzufriedenheit, Flüche oder Gebete hinmurmelnd —: es war einer jener grauen, todten, unheilſchwangeren Sommertage, wo am Himmel ſtehende Gewitter und finſtere Gefühle der Menſchenbruſt Unheil und Verderben weiſſagen.

An einem ſolchen Tage war es, als Arthur im Sommer des Jahres 1830 — dem verſengenden, peſtverbreitenden — in dem kleinen Dorfe der Provence — zwiſchen Dornhecken und elenden Strohhütten — unter halbnackten Kindern und ängſtlich ſich in Vorahnung eines Sturmes ſich verbergenden Hausthieren, ſpazieren ging. Sein Herz war voll Verzweiflung! Er hatte Mühe, in ſeine äußere Erſcheinung jene nonchalante Gleichgültigkeit zu legen, welche das Gepräge des in der heutigen Welt unerläßlichen Anſtandes iſt. Weder Schmerz noch Freude, weder Hoffen noch Verzweifeln dürfen ſich auf offener Straße zeigen — ohne ſogleich ein Wild für die Jagdluſt der Sicherheitspoſten unſerer geprieſenen Civiliſation zu werden — ohne für Krankheit, Narrheit, Betrug, Vagabondage zu gelten und die Blicke Aller auf ſich zu ziehen, daher denn Arthur d'Ange Chevalier de Bonval, ein wohlerzogener junger Mann von 24 Jahren, ganz wie ein gleichgültiger Spaziergänger ausſah. Aber wer ſchärfer beobachtete, fand in ſeinem bleichen Teint, in ſeinem ſchwimmenden Auge, in ſeinen zuckenden Mienen und ſeinen unterdrückten Seufzern Spuren einer Gemüthsſtimmung, welche nicht ſchlimmer ſein konnte.

„Mein Gott, mein Gott!" ſprach er vor ſich hin, „wie lange ſoll dieſe ſchreckliche Lage dauern? Welcher Ausweg führt aus dieſem Labyrinth? Giebt es keinen andern als den furchtbaren — des Grabes? Wenn ein Gott über uns gebietet, wenn er unſere Handlungen richtet, wie kann es in unſerem Leben Lagen geben, in welchen Niemand und wäre er ein Abgeſandter Gottes, der Menſchenvernunft klar machen kann, was hier Pflicht ſei zu thun und zu laſſen? O mein guter Vater, der Du in mich alle Keime der Tugend gelegt, könnteſt

Du Zeuge ſein meiner Rathloſigkeit, könnteſt Du ſehen, daß dieſe beſchränkte Moral, welche Du mich gelehrt, nicht ausreicht! Wohl Dir, daß Du es nicht kannſt — daß keine Erfahrung Deines Lebens Dir den Frieden raubte, der in Deiner reinen Bruſt wohnte! — Was ſoll ich thun? Soll ich fliehen und ein Weſen von der reinſten Tugend, welches mir über Alles theuer iſt, herzlos des letzten Schutzes berauben? Soll ich aber Gefühle in ihr nähren, Hoffnungen in ihr wecken, welche niemals Befriedigung finden werden? Mein Gott, mein Gott! warum läſſeſt Du meinen Geiſt finſter, wenn Du der Gott biſt, den mir mein Vater als einen väterlichen, barmherzigen Gott geſchildert hat!"

So ſprach Arthur — deſſen kindlich frommes Gemüth, deſſen Engelsſeele nie an ſich, ſondern nur an Jene dachte, welche ſie liebte — und wen liebte ſie nicht? — Kein Menſch, kein Thier der Schöpfung war von ſeiner Theilnahme ausgeſchloſſen! Dieſer unglückliche Einſame, in einer Zeit der Geſunkenheit aller edleren Gefühle, war der Sohn eines Maire, Advokat, ohne Vermögen, aber deſto reicher an Vorzügen des Herzens und des Körpers. Sein ſanftblickendes blaues Auge, ſein mildes, liebliches Geberdenſpiel — immer voll ſanfter Schwermuth und Wohlwollens — gewann ihm Aller Herzen — ſein dunkles, weiches Haar, ſeine ungezierte Bewegung voll natürlicher Anmuth, doch ohne Energie, machten ihn kenntlich als einen jener Unglücklichen, welche geboren ſind, für die Menſchheit — für fremdes Glück zu leben und zu ſterben. Seit Kurzem elternlos, ſich ſelbſt überlaſſen, auf den elenden Ertrag ſeiner kleinen Praxis in der benachbarten Stadt Floris angewieſen, hatte er unter anderen Gutsbeſitzern auch den Marquis Quarin kennen gelernt, der

ſeine Dienſte in Anſpruch genommen — es war die junge, ſchöne Frau dieſes Clienten, auf welche ſich die erzählten Exclamationen bezogen. So war ein junger Mann, der ſeinem Vater am Sterbebette geſchworen hatte, niemals von dem Pfade der Tugend abzuweichen, ſchon im erſten Jahre ſeines ſelbſtändigen Lebens in eine Situation gerathen, welche mindeſtens eine ſtarke Probe ſeiner Tugend wurde. Die jungen Leute hatten ſich kaum geſehen und geſprochen, als ſie gleichzeitig in ſich einen Sturm von Gefühlen gewahrten, welcher ſie in einen Zuſtand der Aufregung verſetzte, in dem ſie Alles um ſich her vergaßen.

Es gehörten außerordentliche Umſtände dazu, um Arthur abzuhalten, bei der erſten Regung ſeines Herzens für eine verheirathete Frau nach dem Beiſpiele des keuſchen Joſeph — weithin zu entfliehen, es gehörten dazu einerſeits die Bitten und Beſchwörungen eines ſanguiniſchen, leidenſchaftlichen Weibes, welche vollkommen außer ſich gerieth, wenn er Miene machte, ſich von ihr zu entfernen, andererſeits die furchtbare Entdeckung, welche Arthur machte, daß es ſich hier nicht bloß um Gefahr für weibliche Ehre und deren Vermeidung, ſondern um die Rettung einer Unglücklichen handle, welche im Begriffe ſtand, von ihrem Gatten um Habe und Zukunft, um ihr ganzes Lebensglück und ihre Ehre durch einen unerhörten, verbrecheriſchen Betrug gebracht zu werden. Es handelte ſich darum, ein zwiſchen zwei Leidenſchaften getheiltes Herz, von einer Liebe zu heilen, welche unnatürlich, bloß auf Täuſchungen beruhend war und eine Unglückliche aus einem Kerker zu befreien, wo ihr vorausſichtliches Schickſal ein langſamer Tod ſein mußte. Kurz, die allgemeine Menſchenpflicht, welche Arthur heilig war, ſprach ſeiner Liebe ſelbſt das Wort, entflammte ſie durch

entfernte Hoffnungen und heiligte ſie durch das Bewußtſein der tugendhafteſten Zwecke. Aber es gab Stunden, wo ſich Arthur ſagte, daß ſeine Leidenſchaft nur die Quelle ſeines Argwohns ſei, wo ihm die Geliebte nur als eine leidenſchaftliche Schwärmerin, er ſelbſt ſich als ein Verführer erſchienen, wo er in allen ſeinen Anklagen gegen den Marquis Quarin, nur Eingebungen des Satans fand, welche nur den Zweck hatten, einer verbrecheriſchen und ehrloſen Liebe gegen die unüberſteiglichen Rechte eines braven Mannes Bahn zu brechen. Solche Zweifel über ſeine Pflicht in dieſer Lage waren es, welche ihn in dieſem Augenblicke beſchäftigten. Die Urſache davon war folgende.

Das Fräulein von Baumarchais, jetzige Gemahlin des Marquis Quarin, war eine elternloſe Waiſe von 17 Jahren, als ihr Gemahl ſie von ihren Vormündern zur Frau begehrte und ohne Mühe erhielt. Ihr großes Vermögen, ihr alter Adel, ihre vornehme Erziehung, waren die Vorzüge, welche die Vormünder hätten abhalten ſollen, ihr ganzes Lebensglück in einer unverkennbaren Mesalliance aufzuopfern, denn der Marquis war ein Mann von mehr als fünfundvierzig Jahren, wiewohl noch immer ein ſchöner Mann, welcher das Herz des unerfahrenen Mädchens geſchickter zu bethören wußte, als es ein jüngerer Mann zu thun vermocht hätte. Er galt für einen Mann von reichem Einkommen, lebte in Paris auf einem großen Fuß, hatte Zutritt in die vornehmſten Salons der haute volée, und ſtand im Rufe einer großen Biederkeit, Offenheit und gemüthlichen Heiterkeit des Charakters. Der Marquis hatte angeblich in ruſſiſchen Kriegsdienſten geſtanden, und lebte nun von ſeinen Mitteln als reicher Privatmann in Paris. Er war Wittwer, die Verwandten des Fräuleins hielten es für ein großes Glück, durch ſeine Bewerbung der

Sorgfalt für ein junges Mädchen enthoben zu werden, welches ein sehr lebhaftes Temperament mit einem beweglichen Geiste verband, sehr reizbar und für die stärkste aller Leidenschaften sehr empfänglich schien. Sie glaubten, ihr Loos keiner zuverlässigeren Hand anvertrauen zu können, als jener des Marquis, der in einem gesetzten Alter gegen das Anstürmen einer feurigen Frauenseele mit hinlänglicher Charakterkraft ausgerüstet war. Vor wenigen Monaten war das neue Ehepaar auf dem Gute Champagny, welches eine Mitgift des Fräuleins war, angekommen. Arthur Bonval d'Ange war mit der Verwaltung der Rechtsangelegenheiten des Hauses betraut worden. Einige Verwandte des Fräuleins suchten sie um einen Theil ihres Erbes zu bevortheilen — der junge Advokat führte gegen sie den Prozeß. So war Arthur mit der Familie bekannt geworden. Emilie von Quarin war eine junge Dame von zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers, als daß nicht sogleich in dem jungen Mann ein lebhaftes Interesse an dem Verhältniß, in welchem sie sich befand, hätte erwachen sollen. Ihre Gesichtszüge, gehoben von einem blendenden, etwas blassen Teint, hatten einen unwiderstehlichen Zauber. Ihr Blick — frei aus orientalischen dunklen Augen dringend, war voll schwärmerischer Innigkeit — die Umschattung des reizenden Bildes, durch eine Fülle weicher, dunkler Locken, die Eleganz, Zartheit und üppige Weichheit aller ihrer Formen, vollendeten den Eindruck auf jedes empfindliche Herz. Ihr gegenüber sah der freundliche, aber kalte Gemahl, dem dürren Pfahle gleich, an welchen man eine Rose bindet. Natürlich fiel dem jungen Mann der Kontrast dieses Verhältnisses auf; natürlich war seine vorgefaßte Meinung, daß er eine unglückliche Convenienzheirath vor sich habe; natürlich wurde seine Neugierde angeregt; die Ge-

ſchichte dieſer Mißheirath und den Charakter eines Mannes zu erforſchen, dem es gelungen war, eine junge Dame von ſo ausgezeichneten Gaben für ſich zu gewinnen! Seine Vorausſetzungen ſchienen ſich vollkommen zu beſtätigen. Die Abreiſe des Marquis nach Paris, wo er Monate lang von ſeiner jungen Gattin entfernt blieb; die ſichtbare Unzufriedenheit der Marquiſe mit ihrer einſamen Lage; die Thränen, in welche er ſie oft gebadet fand; die außerordentliche, ſchnell erwachte Zutraulichkeit der jungen Dame gegen ihn; ihr laut ausgeſprochener Kummer über die Abweſenheit ihres Gatten beſtärkten ihn in ſeinen Vermuthungen. Die Marquiſe verhehlte ihm nicht, daß er das einzige Weſen ſei, deſſen Geſellſchaft ihr die Einſamkeit erträglich mache. Sie äußerte über die Urſachen der Abweſenheit ihres Gatten eine ſo vollkommene Unwiſſenheit, einen ſolchen inſtinktmäßigen Unglauben hinſichtlich der Vorwände des Marquis, daß es ihm immer klarer wurde, hier ſei Jugend und Unſchuld von einem raffinirten Weltmanne berückt und verrathen worden. Was aber ſeinen Argwohn vergrößerte, war die Einſicht in den Ehekontrakt des Paares. Er fand darin die Intereſſen der Gattin unverantwortlich vernachläſſigt — jene des Gatten mit einer Umſicht und hinterliſtigen Jurisprudenz wahrgenommen, welche vollkommen bewieſen, daß der Marquis wenigſtens ein Mann ohne Edelmuth ſei.

Es gab auf dem bisher von Mandataren verwalteten Gut ſo viele Adminiſtrationsgegenſtände zu ordnen, daß der junge Advocat faſt täglich Anlaß fand, mit der Marquiſe zu verkehren. Er fand ſie meiſt in Geſellſchaft einer Dame von reiferem Alter — einer armen Verwandten des Marquis, welche jede ihrer Mienen bewachte und ihr einen großen Widerwillen einzuflößen ſchien. Je mehr der junge Advokat in

die Vermögensverhältniſſe und die Dispoſitionen des Marquis eingeweiht wurde, je mehr überzeugte er ſich, daß jener das ihm aus dem Ehevertrag zuſtehende Recht der Verwaltung des Vermögens ſeiner Gattin auf eine höchſt verdächtige Weiſe ausübe. Es fiel ihm auf, daß ſich alle ihm übertragenen Geſchäfte immer auf Beſitzthümer der letzteren, nie auf jene des Gatten bezogen. Es erregte einen hohen Grad des Argwohns, daß der Marquis ſeiner Gattin ein ſehr mäßiges Einkommen zur Beſtreitung des Hausweſens anwies und darin ſtets neue Erſparniſſe einführte, indeß er die bedeutendſten Summen für ſich zu unbekannten Zwecken disponibel machte. Die Marquiſe ſprach mit gläubiger Achtung von der Umſicht ihres Gatten in Actiengeſchäften, wodurch er ihr Vermögen vermehren wolle, allein wenn es ſchon das Rechtlichkeitsgefühl des jungen Mannes verletzte, das Vermögen der Marquiſe von ihrem Gatten in einem haſardirenden Börſenſpiele in Gefahr geſetzt zu ſehen, ſo mußte es ihm denſelben vollends als einen unredlichen Mann erſcheinen laſſen, als er durch einen Zufall in Erfahrung brachte, daß der Marquis den vornehmſten Häuptern der Actieninduſtrie unbekannt ſei. Am meiſten beunruhigte ihn indeſſen die Ausſage eines vornehmen Ruſſen, mit welchem Arthur in Paris in Geſchäftsberührung kam und der ihm über den Marquis jede andere Auskunft verweigerte, als daß er ein Mann voller Ränke und von ſehr verdächtigen Lebensverhältniſſen ſei. Nach allen dieſen Entdeckungen wagte der gewiſſenhafte junge Mann noch nicht den Schluß zu ziehen, daß er es mit einem Abentheurer zu thun habe, der ſein ganzes Fortune nur der Heirath mit dem Fräulein Beaumarchais zu danken habe. Jene Ausſage konnte eine Verleumdung und die Dispoſitionen des Marquis über das Vermögen ſeiner Frau konnten bloß

die Folge klüglich und mit kaltblütiger Berechnung der Umstände eingeleiteter finanziellen Operationen sein, um dadurch das Vermögen seiner Gattin, welche ihn nach dem natürlichen Lauf der Dinge überleben mußte, zu vermehren. So kämpften in ihm Argwohn und Vertrauen mit einer Theilnahme voll Schwärmerei für die Marquise, welche unversehens zu einer heftig emporlodernden Leidenschaft wurde. Täglich dem Feuer ihrer Blicke, der hingebenden jugendlichen Vertraulichkeit, den Thränen ihrer Schwermuth und den Seufzern einer Sehnsucht ausgesetzt, deren Bezug auf sein Herz ihm bald kein Geheimniß war, ward sein Gemüth allen Qualen einer eben so heftigen als unglücklichen und hoffnungslosen Liebe zum Raube.

Ringend mit seinen Zweifeln und Gefühlen näherte sich Arthur dem Schlosse von Champagny, welches im Abendroth unheimlich erglühte. Seine vergoldeten Dachspitzen schienen in Flammen zu stehen — mit unbeschreiblicher Bangigkeit blickte er hinauf zu dem Hause des Unglücks, das seine Phantasie ihm mit den schwärzesten Farben schilderte. Was sollte aus der unglücklichen jungen Frau werden an der Seite eines herzlosen Gatten, der fähig war, im ersten Monate seiner Ehe sie zur Einsamkeit zu verbannen? Entfernt von aller Eitelkeit der Männer seines Alters, wie er war, sagte ihm doch ein unwiderſprechlicher Instinct, daß er von ihr geliebt sei! Wohin sollte eine Leidenschaft führen, welche ihr Herz zerreißen, das Glück ihrer Jugend vergiften mußte? Unter diesen trostlosen Betrachtungen, welche ihm das Herz erdrückten, kam der junge Mann vor eine Hütte, welche einen so trostlosen Anblick darbot, daß es schien, ein Dämon wolle ihm das Bild all des Elends vor Augen stellen, welchem seine Geliebte verfallen könnte.

Die Thüren waren ausgehoben, die Fenster ohne Rahmen, die Windstöße, welche sich erhoben, heulten grauenhaft durch verödete Stuben, über einen leeren und zerstörten Heerd. Auf der Schwelle dieses Hauses, dessen Dach halb eingerissen, halb zerfallen war, saß ein junges abgehärmtes Weib in elenden Lumpen, mit einem Säugling auf den dürren Armen und an einer nahrungslosen Brust, der mit dem Tode rang. Die Unglückliche hatte keine Thränen, sie bat nicht um Almosen, aber ihre Blicke waren mit einem verwegenen Ausdruck gegen den sich verfinsternden Himmel gerichtet. Sie schien den Blitz gegen sich heraus zu fordern, daß er sie aus ihrem Jammersale befreie. Beim Anblick dieses Elends verdrängte das Mitleid alle seine anderen Gefühle. Theilnehmend näherte er sich dem Weibe und befragte sie über die Ursache ihrer Hilflosigkeit. Sie antwortete ihm mit trotzigen Blicken, und nur mit Mühe und durch ein reichliches Geschenk gelang es dem jungen Manne, sie zum Sprechen zu bringen. Sie brach in Thränen aus.

„Mein Himmel!" sagte sie schluchzend, „wie, sollten Sie als Mandatar des Gutsherrn nicht mein Elend kennen? Der Marquis hat mich wegen eines kleinen Rückstandes auspfänden lassen. Mein Mann hat mich in Verzweiflung verlassen. Gott allein weiß, wohin sie ihn geführt. Ich blieb mit dem Kinde zurück. Da man mich nicht aus dem Hause brachte, hat man es völlig ausgeräumt, Thüren und Fenster ausgehoben. Aber ich will wenigstens unter diesem verfallenen Obdach sterben. Gott sei das Gericht des Elenden überlassen, der uns getödtet!"

Dieses herzerschütternde Zeugniß für die grausame Fühllosigkeit des Marquis zerstreute plötzlich alle Zweifel Arthurs,

gab ſeinen Gefühlen eine beſtimmte Richtung. Alſo hatte er den Böſewicht recht beurtheilt! Kein Zweifel an ſeiner Verruchtheit. Emilie war alſo das Opfer eines Elenden! Welcher Grund konnte für ihn noch vorhanden ſein, ſeiner Leidenſchaft Zügel anzulegen! Verlieh ſie ihm nicht Stärke zum Schutz und zur Rettung der Unſchuld? War ſie nicht der Genius, den die Vorſehung ihr zur Hilfe geſandt? Sein Entſchluß war nicht mehr ſchwankend. Ohne ein Wort zu erwiedern, entfloh er dem troſtloſen Anblick, nachdem er Alles, was er an Gelde beſaß, der Armen in den Schoos geworfen hatte. An die Stelle ſeines unthätigen Kummers trat eine Beweglichkeit des Geiſtes, welche ihm tauſend Entwürfe an die Hand gab. Während er mit ihnen beſchäftigt durch die Fluren rannte, hatte ſich das Gewitter genähert. Der Donner rollte aus naher Ferne, Blitze zerriſſen die Wolken. In wenig Augenblicken kam ein Orkan zum Ausbruch, der Alles zu zerſtören ſchien. Betäubt ſuchte Arthur nun eine Zuflucht, als er von einem ſchrecklichen Gewitterſchlag in großer Nähe faſt zu Boden geworfen wurde. Als er ſich ſammelnd inſtinktmäßig aufblickte zum Schloſſe von Champagny, ſah er es in Flammen ſtehen.

Viertes Kapitel.

Emilie lag betäubt an Arthurs pochender Bruſt. Er hatte ſie auf ſeinen Armen in ein nahe gelegenes Gartenhaus gebracht. Alle übrigen Perſonen waren bei dem Brande be-

ſchäftigt. Arthur verdankte dem Unfall, der das ſchöne Schloß Champagny betroffen, eine einſame Stunde mit der angebeteten Beſitzerin deſſelben. Der Schrecken, die Gefahr hatte ſeine Leidenſchaft aller Rückſichten entbunden, unter ſeinen Thränen und Küſſen erholte ſich das junge Weib, nicht ohne mit aller Gluth einer ernſten Leidenſchaft ſeine Liebkoſungen zu erwiedern. Alle allmähligen Annäherungsförmlichkeiten, alle umſchleierten und offenen Erklärungen der Gefühle waren überſprungen, das waren zwei Herzen, die ſich nicht mehr fragten, ob ſie einander angehörten, ſondern ſich magnetiſch plötzlich an einander geſchloſſen hatten. Arthur! Emilie! das waren die einzigen Ausrufungen der Liebesſeligkeit über ihr Wiederfinden nach ſolcher Gefahr. Umarmungen — endloſe — krampfhaft an einander gepreßte ſelig klopfende Herzen, verzehrende Küſſe und unaufhaltſame Thränenſtröme — das waren lange die einzigen Erklärungen, welche ſie mit einander wechſelten. Endlich milderte ſich der Taumel, beſänftigte ſich der Ausdruck unauslöſchlich entzündeter Leidenſchaft — man hatte mit ſich abgeſchloſſen und bekräftigte den Bund mit Händedrücken voll Innigkeit.

„Sie werden mich nie verlaſſen, Arthur!“ ſagte Emilie endlich, Arthurs Hand an ihren Buſen preſſend.

„Nie — nie!“ betheuerte Arthur.

„Ach, ich wußte es wohl,“ ſagte Emilie naiv, „daß Sie mein guter Engel ſind. Sie ſind mir in den Flammen erſchienen, wie ein Abgeſandter des Himmels; ich werde es ewig, ewig nicht vergeſſen!“

„Wie grauſam,“ ſagte Arthur, nicht ohne den Accent eiferſüchtiger Erbitterung, „wie ſchlecht von ihrem Gatten, Sie ſo einſam zu laſſen!“

„Ach — ich vermiſſe ihn nicht an Ihrer Seite, Arthur!“ erwiederte Emilie unbefangen und herzlich, und ihre Thränen floſſen wieder.

Arthur ſeufzte und mochte ſich nicht geſtehen, ob er glücklich oder elend ſei. Aber er fühlte, daß er etwas ſagen müſſe, um die Gefühle der Hingebenden zu prüfen und zu ordnen. Jetzt oder nie war der Augenblick, ihr das Geheimniß dieſes ſeltſamen Bundes zu entreißen.

„Sie ſind unglücklich!“ ſagte er.

Emilie antwortete nicht und weinte nur.

„Sie lieben Ihren Gemahl nicht!“

„Wer ſagte das?“ fuhr Emilie erſchrocken auf.

„Er liebt Sie eben ſo wenig.“

„Ja — ja — ja —,“ entgegnete Emilie mit unverſtelltem Zorn, „das iſt wahr!“

„Wie konnten Sie ihm alſo Ihre Hand geben?“

„Ich weiß es nicht,“ ſage Emilie zögernd, ſetzte aber mit Lebhaftigkeit hinzu, „mein Gott, ich liebte ihn ja — freilich, jetzt iſt mir klar, daß ich ihn nicht ſo ſehr liebe — als — ach, du mein Gott, wir ſind ſehr unglücklich!“

Dieſe Antwort befriedigte Arthur nicht. Sie regte ſeine Galle auf gegen den verächtlichen Klügling, dem es gelungen war, dieſes Herz zu bethören.

„Wie kam es aber — verzeihen Sie, Madame, dieſe Frage — wie kam es, daß ein Mann — der, ſo groß auch ſeine Tugenden ſeien — nicht ſo gut iſt, wie Sie, Ihre Liebe erwecken konnte?“

„Ach!“ entgegnete Emilie mit unverſtellter Innigkeit, „er iſt ſo ehrlich, ſo brav, — er liebt mich nicht wie, wie — ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, aber er iſt wie ein Vater gegen

mich — er ist ein sehr edler Mann — wohlthätig — menschenfreundlich, sparsam — er hat große Tugenden!"

„Wie kommt es aber," fragte Arthur staunend, „daß er trotz dem ein Weib, das kaum entbunden ist, wegen einer nichtswürdigen Kleinigkeit, mit einer wahrhaft teuflischen Grausamkeit ihres Obdachs berauben läßt?"

„Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich!" rief die junge Frau, indem sie empört über diese Verläumdung aufsprang, „das kann nicht sein!"

„Es ist so!" entgegnete Arthur.

„Dann ist es ein Mißverständniß, das wir schnell gut machen müssen!" rief Emilie mit gläubigem, edlem Feuereifer, „gewiß nur ein Irrthum, eine Willkür irgend eines elenden Beamten! Ach, Sie wissen nicht, wie gut er ist," fuhr sie mit thränenden Augen fort — „ich fürchte, ich liebe ihn nicht, wie ich sollte, aber mein Herz schlägt immer höher, wenn ich seines edlen Gemüthes denke! Er findet sein Glück nur im Wohlthun, ach, es giebt keinen Zweiten seiner Art; hätten Sie gesehen, was ich sah, wie er die Thränen von Wittwen und Waisen trocknete, Sie würden ihn nicht einer solchen Härte fähig halten. Er ist ein ächter Freimaurer!"

„Was Sie sagen! Freimaurer?" fragte Arthur mit gerechtem Erstaunen.

„Ja, Freimaurer," antwortete Emilie mit einer Art von Stolz, „kennen Sie diesen herrlichen Orden? — Sie müssen ihm angehören — Sie sind so gut wie er und doch — zweifle ich, daß es einen Zweiten giebt, der das im Stande wäre zu thun! O, wenn Sie wüßten —"

„Ich weiß genug!" antwortete Arthur mit fortwährendem Ingrimm, aber schon fing diese edle, harmlose Seele an, sich

Vorwürfe zu machen, daß er zu voreilig gehandelt habe. Es war dunkel geworden inzwiſchen — die Flammen warfen plötzlich ihr grelles Licht in die Stube — erſchrocken eilte Emilie an's Fenſter und warf einen Blick auf die Feuersbrunſt, an die ſie bei dem Brande ihres Herzens nicht mehr gedacht hatte, und rief heftig aus:

„Heiliger Gott — wir vergeſſen hier, daß das Feuer nicht gelöſcht iſt, das Kabinet meines Gatten iſt von Flammen umgeben — ich beſchwöre Sie, Arthur, — bei unſerer — Freundſchaft, retten Sie die Papiere meines Gatten. Ich vermuthe, daß große Summen in dem Kabinete liegen — vielleicht unſer halbes Vermögen!"

Mit einem Sprung eilte Arthur der Thüre zu, aber Emilie rief ihn zurück.

„Halt!" — ſagte ſie verzweifelnd — „es iſt nutzlos ſich auszuſetzen — die Thüre iſt verſchloſſen."

„Man muß alſo das Schloß erbrechen — oder wiſſen Sie den Schlüſſel zu finden?"

„Nein — mein Gemahl trägt ihn immer bei ſich. Aufbrechen können Sie das Schloß nicht, denn die Thüre iſt mit eiſernen Stangen dreifach verſchloſſen."

„Ich werde Mittel finden, es zu erbrechen!" ſagte Arthur und eilte dem brennenden Schloſſe zu, während Emilie ihm nachfolgte, ängſtlich ſeine Schritte verfolgend und bangend für jedes Haar auf ſeinem Haupte. Schon bereute ſie, den Geliebten in Gefahr geſetzt zu haben, allein es war zu ſpät — in wenig Augenblicken ſah ſie Arthur über Leitern in das Schloß dringen — dann verſchwand er ihrem Auge.

Arthur fand das Kabinet noch unverſehrt — die eiſerne Thüre hatte den Flammen, welche allmählig unter dem heftigen

Regen erloſchen, Widerſtand geleiſtet — mit ſchweren Balken gelang es mehreren Männern mit Arthurs Hilfe, die eiſernen Riegel zu brechen und die Mauern, in welche ſie befeſtigt waren, einzureißen. Faſt in demſelben Augenblick erloſchen die Flammen gänzlich. Deſſenungeachtet erforderte es die Vorſicht, die hier angehäuften Papiere außer allen Bereich der Gefahr zu bringen. Arthur konnte mit Muße das Kabinet ausräumen. Er fand alle Schränke offen — am Schreibtiſch des Marquis aber eine ungeheure eiſerne Geldkiſte — unverſchloſſen und leer. Sie diente ihm dazu, alle vorgefundenen, ziemlich zahlreichen und wohlgeordneten Papiere einzupacken. Blatt für Blatt unterſuchte er alle Fascikel, um etwaige Geldeffekten daraus zu nehmen, und ſie vor Allem zu retten, aber er fand — nichts. Es gehörten nur wenige Minuten dazu, das Kabinet zu räumen. Nach geſchehener Arbeit ſuchte Arthur wieder die Marquiſe auf, um ihre weiteren Verfügungen in Betreff der Papiere ihres Gatten einzuholen. Er fand ſie bereits gefaßt und mit vollkommener Ruhe alle Pflichten und Sorgen der Hausfrau übend, geſchäftig und Ihrer Stellung im Hauſe mit einer gewiſſen Oſtentation eingedenk. Das kindliche Gemüth der jungen Frau zeigte ſich ihm in einer Reinheit und Einfalt, welche nicht ohne Vorwurf für ihn waren. Sie empfing ihn mit dankbarer Rührung, ſie drückte ihm lebhaft und innig die Hand, aber ſie bewachte ihre Mienen und die Grenze der Schicklichkeit mit einem Achtung fordernden Ernſte. Arthur beobachtete dieß mit gemiſchten Empfindungen, über welche alle die Bewunderung ſiegte. Sie hatte ſich ſchneller wieder gefunden als er. Indeſſen bat ſie ihn in Gegenwart ihrer Hausgenoſſen recht angelegentlich, nach gelöſchtem Brande dieſe Nacht ihr Schloß nicht zu verlaſſen und die Papiere ihres Gatten in ſeine Ver-

wahrung zu nehmen. Es waren nur wenige Stuben ausgebrannt, der übrige Theil des Gebäudes war verſchont geblieben. Allmählig legte ſich der Lärm im Hauſe und die ſich überſtürzende Beweglichkeit aller Hausgenoſſen beim Brande wich einer geordneten Thätigkeit. Jedem wurde ſeine Arbeit angewieſen, um das völlig umgekehrte Haus in Ordnung zu bringen. — Die Hausfrau hatte alle Hände voll zu thun, Arthur nahm es auf ſich, in abgeſchiedener Zurückgezogenheit die Papiere des Marquis zu ordnen.

Mit pochendem Herzen ging er an dieſe Verrichtung. Es ahnte ihm eine ſchlimme Verſuchung und noch eine ſchlimmere Entdeckung, die Phantaſie ſeines eiferſüchtigen Argwohns, nur zu ſehr geneigt, in Demjenigen, der das Hinderniß ſeines Glückes war, einen Verbrecher zu erblicken, war ſtärker ſelbſt in dieſem edlen Herzen als die Strenge ſeiner Grundſätze. Aber ſein Gewiſſen ergab ſich nicht ohne Kampf. Ehe er nur einen tieferen Blick auf dieſe geheimnißvollen Papiere warf, welche ihm der Himmel ſelbſt in die Hände geliefert hatte — dieſe verdächtigen Papiere, welche der Marquis unter eiſerne Riegel gelegt und vor ſeiner eigenen Gattin verborgen hatte, verſäumte er nicht ſich die Frage vorzulegen, ob er ein Recht habe, in die Geheimniſſe eines Mannes einzudringen, der vor ſeinem Gewiſſen noch keiner anderen Sünde ſchuldig war, als daß er ein Weſen zur Frau hatte, welche Jedermann bezauberte. Konnte nicht jeder junge Mann, der in den Bereich ihres Zaubers kam, von ihm betroffen, ſich zum Unterſucher und Richter ihres Gatten aufwerfen? Allein es fehlte Arthurs Gefühlen keineswegs an Rechtfertigungsgründen! Das iſt eben das Geheimniß jeder tieferen Leidenſchaft, daß ſie der Vernunft und dem Gewiſſen immer unerſchöpfliche Quellen moraliſcher Sophismen an die

Hand giebt. Sollte und durfte er dann das Weſen, welches ihm über Alles theuer war, welches ſelbſt ſeinen Schutz erflehte, ihm vertraute, vor ſeiner Entfernung bangte, einem muthmaßlichen Gauner preisgeben? Hatte der Marquis nicht ſeine Gattin belogen? Wo waren die Schätze, welche er ſo ſorgſam zu hüten vorgab? Wo waren die Summen, welche ihm ſeine Gattin anvertraut hatte? Bei ſo großen Verdachtsgründen—die Eiferſucht vergrößerte—gab es für ſeine Vernunft keinen Grund, ſich einer Neugierde zu erwehren, welche vielleicht zur Entlarvung eines Verräthers führen konnte. Zitternd entſchloß er ſich daher die Papiere ſeines Wirthes zu durchſehen.

Seine argwöhniſchen Erwartungen wurden durch nichts, was er vorfand, vollkommen befriedigt. Dagegen fand er mit ſeltſamen Gefühlen viele Dokumente, welche den Charakter und die Geiſtesgaben des Marquis in das hellſte Licht ſetzten. Er fand die geordnetſten Familienpapiere des Beargwöhnten. Sein Adelsbrief wies aus, daß ſeine Familie aus Frankreich ſtammte. Das Loos der Emigrirten hatte auch ſeinen Vater getroffen. Er mußte dem Schaffotte entfliehen, und wählte Italien zum Aſyle gegen die rohe Freiheit des Vaterlandes. Es ging aus vorhandenen Briefen hervor, daß ſein Vater in Petersburg Verwandte hatte, welche ihm ſpäter eine Zuflucht anboten. Einige Stellen verriethen, daß er nicht vermögend geweſen ſei. Ferner fanden ſich wohlgeordnete Papiere über die geführte Verwaltung namhafter Güter in Rußland. Sie ſchienen indeß erſt im Jahre 1821 in den Beſitz des Marquis gekommen zu ſein. Den größten Theil der Papiere machte die Correſpondenz des Marquis. Es fanden ſich Briefe von den bedeutendſten und hochgeſtellteſten Perſonen in halb Europa. Alle waren im Tone der größten Achtung geſchrieben, doch meiſt ſehr gleichgültigen In-

haltes. Es handelte ſich darin um die Empfangsbeſtätigung von Briefſchaften, um Tagesneuigkeiten, politiſche Angelegenheiten, um den Courswechſel. Es ſchien aus Allem hervorzugehen, daß der Marquis das Vertrauen und die Hochachtung aller Perſonen genoß, mit welchen er in Correſpondenz geſtanden. Arthur war kein großer Weltkenner — ihm waren die Geheimniſſe der großen Welt noch wahre Geheimniſſe. Er hatte keine Ahnung von der Politeſſe großer Herren, welche Leute mit Artigkeiten überſchütten, die ſie oft haſſen und verabſcheuen! Ihm waren dieſe Briefe wichtige Zeugniſſe. Er war alſo aus der guten Geſellſchaft, er war wirklich aus alter hochadeliger Familie entſproſſen, er hatte alſo wirklich große Beſitzungen in Rußland! Allein er ſollte noch wichtigere Dokumente für den Marquis ſprechend finden. Große Diplomaten, ſouveraine Herren, hohe Geiſtliche empfahlen ſich dem Marquis gegenſeitig als einem höchſt polirten, liebenswürdigen Kavalier, einem Mann von den edelſten Grundſätzen, dem umfaſſendſten Wiſſen und dem erleuchtetſten Geiſte. Nach der damals herrſchenden Stimmung in Frankreich würde indeß Arthur weniger Gewicht auf dieſe Zeugniſſe gelegt haben, hätten ſich nicht auch ſolche Empfehlungsſchreiben von berühmten Männern des Volkes, Menſchenfreunden und — Maçons gefunden, welche den Marquis als einen Mann ohne Vorurtheile, einen Freund des Fortſchritts, als einen vom beſten Geiſt beſeelten Bürgerfreund ſchilderten! Dieſe Zeugniſſe, mit jenen vereinigt, gaben jedoch das Bild eines tugendhaften, redlichen und unparteiiſchen Mannes, dem es gelungen war allen Parteien Ehrfurcht einzuflößen. Nicht ohne ein ſtarkes Gefühl der Beſchämung mußte ſich Arthur geſtehen, daß er durch ſeine Indiskretion nichts Weſentliches entdeckt habe, was ſeinen Voraus-

ſetzungen Vorſchub leiſte, dagegen ſehr viel und Bedeutendes, was zu Gunſten des Marquis ſprach. Ein einziges Blatt aber ſchien allen dieſen Zeugniſſen Hohn zu ſprechen.

Es lautete wie folgt:

Sr. Herrlichkeit dem ehrenwerthen Lord Quarin Oſinsky, in Paris. London, den 1. Juli 1829.

Mylord!

Ihr Prozeß gegen den Schiffseigner Wiſton in Liverpool nimmt einen ſehr ſonderbaren Gang. Die Vertheidigung gegen die von mir in Ihrem Namen erhobene Anklage hinſichtlich einer angeblichen Veruntreuung einer Schatulle mit Diamanten im Werthe von 50,000 Pfund Sterling, wofür wir auf Erſatz ſammt Zinſen geklagt haben, enthält eine Menge der gefährlichſten Anſchuldigungen gegen Eure Herrlichkeit. Wiſton geſteht darin ein, von Ihnen im Jahre 1827 bei Ihrer Ueberfahrt nach Amerika eine Schatulle zur Aufbewahrung erhalten zu haben, deren Inhalt er nicht kannte. Die ausgeſtellte Quittung über den Empfang dieſer Schatulle, angeblich mit Diamanten im Werthe von 50,000 Pfd. beſchwert, erkennt er als echt an, leugnet aber mit Ausnahme eines mit Steinen, deren Werth er nicht beurtheilen konnte, beſetzten Collier das Geringſte von dem Inhalte der Schatulle geſehen zu haben. Obgleich nun Eure Herrlichkeit mir gemeſſenen Auftrag ertheilten, Wiſton nach aller Strenge des Geſetzes zu behandeln und zu verfolgen, ſo vermochte mich doch der Umſtand, daß der Advokat meines Gegners, Herr Staunton-Douglas, mich auf ſein Ehrenwort verſicherte, Herrn Wiſton als einen Mann von den allerſtrengſten Grundſätzen zu kennen, der keiner Schandthat fähig ſei, einen außergerichtlichen Verſuch zu machen, die Sache auszugleichen. Ich beſuchte daher

Herrn Wifton — denn Eure Herrlichkeit, während meiner ganzen Praxis habe ich die Erfahrung gemacht, daß kein ehrlicher Advokat auf einem kürzeren und ſicherern Wege zur Schlichtung einer Rechtsſache kommen kann, als wenn er zwiſchen beiden Parteien perſönlich intervenirt. Ich fand Herrn Wiſton in einer wahren, ungeheuchelten Verzweiflung über den Fall, doch hinſichtlich der Folgen ſo überaus ruhig, daß ich nicht umhin konnte der Anſicht meines Advokaten zu werden. Ich laſſe hier zur Einſicht Eurer Herrlichkeit einen getreuen Auszug aus unſerer Unterredung folgen, wie ich ſie ſogleich nach meiner Rückkehr in meine Wohnung mit gerichtlicher Gewiſſenhaftigkeit niedergeſchrieben habe.

Ich. Mein Herr, ich komme, zwar ohne Auftrag und Vollmacht meines Clienten, des Herrn Marquis von Quarin Oſinsky — gemeinhin Lord Oſinsky genannt — um mich mit Ihnen hinſichtlich der Schatullenangelegenheit zu beſprechen.

Wifton. Mein Herr — Niemand kann über dieſen unglückſeligen Fall betrübter ſein als ich. Es iſt mir insbeſondere ein unnennbarer Schmerz, in der Perſon des Herrn Marquis einen Mann mir als Kläger gegenüber zu ſehen, den ich während unſerer gemeinſchaftlichen Ueberfahrt als einen eben ſo unterrichteten als wahrhaft edel geſinnten Kavalier kennen gelernt habe. Es iſt bei weitem weniger die Gefahr eines großen Verluſtes, der mich zu Grunde richten würde, welche mich in Verzweiflung bringt, denn ich bin ein alter Mann, meine Kinder ſind verſorgt und ich würde verarmt bei ihnen eine Zuflucht für die wenigen Tage meines Lebens, welche noch übrig ſind, finden, als vielmehr der Gedanke, von einem Mann, den ich verehre und liebte, für einen wenigſtens ſehr nachläſſigen Geſchäftsmann, wo nicht für einen Dieb gehalten zu werden.

Ich habe die in Frage ſtehende Schatulle wie meinen Augapfel bewacht, und begreife nicht, wie ſie hat verloren gehen können.

Ich. Die Thatſache indeſſen ſteht feſt, daß ſie aus Ihren Händen verloren gegangen iſt. Sei ſie nun durch Diebſtahl eines Dritten oder einen Unfall zur See verloren gegangen, immer iſt es Ihre Perſon, welche für den ganzen Verluſt haften muß. Entſinnen Sie ſich denn gar keines Umſtandes, der auf eine Vermuthung führen könnte, wie dieſer Schatz aus Ihrem Sekretär unter Ihrem Verſchluß verloren gehen konnte? So viel mir mein Client ſagte, war die Fahrt ſtürmiſch — es konnte leicht alſo Unordnung auf dem Schiffe entſtanden ſein.

Wiſton. Stürmiſch, ſagte er? Daran erkenne ich ſein gutes Herz. Er wollte Ihnen eine Möglichkeit zeigen, daß die Schatulle ohne eine Untreue von mir verloren gehen konnte. Er wollte nicht, daß Sie mich für einen Dieb halten. O, daran erkenne ich dieſe edle Seele! Aber ich kann nicht lügen, mein Herr, ich hätte es früher lernen müſſen. Ich ſage Ihnen, daß wir ſeit vielen Jahren keine ſo ſchöne Fahrt hatten. Ich war mit dem Marquis faſt immer auf dem Verdeck und nur das Bedürfniß, welches uns Beiden fühlbar wurde, öfters mit einander allein zu ſein, um unſere Ideen über Welt und Menſchen auszutauſchen, führte uns zuweilen in die Cajüte, wo wir entweder mit einander plauderten bis tief in die Nacht, oder Schach ſpielten — ſo lange es nur immer die höchſt geordnete, gefahrloſe Bewegung des Schiffs geſtattete.

Ich. Hatte denn Niemand außer Ihnen und Herrn Quarin in Ihre Cajüte Zutritt?

Wiſton. Niemand als die Seeoffiziere in meiner Anweſenheit und des Marquis Bruder — ich ſage Ihnen auf der ganzen Fahrt war die Cajüte unter unſerer fortwährenden gemeinſchaftlichen

Aufſicht, ſo zwar, daß wäre auch nur eine Feder daraus entwendet worden, dieß nothwendig ich oder der Marquis hätte bemerken müſſen.

Ich. Wie aber konnte deſſenungeachtet die Schatulle verloren gehen?

Wiſton (die Achſeln zuckend). Ich verſtehe es nicht und eben deshalb entſchuldige ich die Strenge, womit mich der Marquis verfolgt, denn hätte ich ihm unter ganz gleichen Umſtänden etwas anvertraut, ich würde ebenſo gehandelt haben wie er. Aber deſſenungeachtet bin ich vollkommen ſchuldlos. Ich führte den Schlüſſel der Cajüte immer bei mir — ich bin mir keiner Nachläſſigkeit bewußt. Oft revidirte ich die mir zur Aufbewahrung übergebenen Effekten, ſie waren immer vollzählig — erſt am Tage unſerer Ankunft in New-York vermißte ich die Schatulle. Der Marquis war nicht mehr betroffen als ich. — Da unſer Nachſuchen vergeblich war, machte er ſogleich die Anzeige bei den Gerichten und ich ſetzte einen Preis aus für die Entdeckung des Diebes oder der Art des Verluſtes.

Ich. Es wundert mich, daß mein Client mir dieſen Umſtand verſchwiegen hat. Was verfügten die Gerichte in New-York?

Wiſton. Ich mußte Bürgſchaft ſtellen und mein Schiff wurde auf Requiſition des Marquis in Beſchlag genommen.

Ich. War es Ihnen denn nicht möglich, ſich mit einem Manne, wie Ihr Gegner, zu vergleichen?

Wiſton. Er ſchlug jeden Vergleich aus, aber die Gerichte in New-York wieſen ihn mit ſeiner Klage ab, da nichts bewieſen werden konnte und viele Kaufleute für meine Unbeſcholtenheit Bürgſchaft leiſteten. Der Marquis verfuhr damals

gegen mich mit einer Hitze, welche ſeiner Sache ſchädlich war. Das amerikaniſche Rechtsverfahren iſt eben ſo einfach als ſtreng — man hat immer dieſelbe Präſumtion für den Kläger wie für den Beklagten. Meine Freunde fochten die Sache für mich aus — ich mußte ihnen verſprechen, mich gar nicht um den Prozeß zu bekümmern. Meine ganze Equipage ſtand auf dem Spiele, alle mir anvertrauten Gelder und Effekten waren in Beſchlag genommen. Ich mußte mich fügen. Ich habe hinterdrein gehört, daß mein Advokat in Abrede geſtellt hat, was der Kläger behauptete. Er ſprach geradezu den Verdacht aus, daß der Marquis eine Prellerei gegen mich verſucht habe, daß die mir übergebenen Steine nicht echt geweſen ſeien —

Ich. Und Sie wagen es, dieß zu behaupten?

Wiſton. Ich? — Gott bewahre mich — obwohl ich nur einen Collier in Brillanten geſehen habe, ſo ſchätzte ich dieſes doch auf den erſten Blick auf 10,000 Pfd. Sterling. Allein mein Advokat ſagt, ohne dieſen Zweifel ſei meine Sache verloren! Und wenn ich dieſem, unter ſolchen Umſtänden billigen, Zweifel die Klage des Marquis gegen mich auf Veruntreuung gegenüber ſtelle, ſo habe ich wohl ein Recht, ſolche Zweifel anzuregen.

Ich. Deſſenungeachtet fürchte ich, daß der Prozeß gegen Sie in England keinen ſo guten Verlauf nehmen wird, wie in Amerika.

Wiſton. Mein Advokat ſagt mir das Gegentheil, aber er ſtützt ſich allerdings auf Vorausſetzungen, welche meiner Ueberzeugung widerſprechen und mein Gefühl verletzen.

Ich. Darf ich dieſe Vorausſetzungen kennen lernen?

Wiſton (ſtockend). Sie ſind beleidigend für Ihren Clienten.

Ich. Um ſo wichtiger ſind ſie für beide Theile. Vertrauen Sie mir, mein Herr. Wie ich Sie kennen lernte und wie ich meinen Clienten kenne, ſo hoffe ich einen Vergleich zu bewirken.

wenn Sie offen gegen mich sind. Es ist mir schmerzlich, im Namen eines Ehrenmannes einen Ehrenmann zu verfolgen.

Wifton. Mein Sachwalter denkt nicht so über meinen Gegner wie ich. Er adoptirt die Ansicht meines Sachwalters in Amerika. Er will Nachforschungen anstellen über die Herkunft, den Lebenswandel, die Verhältnisse des Marquis. Er will ihn in Frankreich vor die Assisen stellen und glaubt Inzichten gegen ihn zu haben. Wenn ich nun offen sprechen soll, so muß ich Ihnen sagen, daß mir alle diese Advokatenkünste in der Seele zuwider sind. Würde sich der edle Marquis bereitwillig finden lassen, eine billige Entschädigung anzunehmen, so wäre Alles in Ordnung. Mein Herr, mit dem Opfer von 5000 Pfd. halte ich meinen Glauben an die Unmöglichkeit eines solchen Gaunerstreiches von einem Manne der guten Gesellschaft nicht zu theuer erkauft — wäre es auch so, wie mein Sachwalter glaubt.

In Folge dieser Unterredung bin ich also im Stande, Eurer Herrlichkeit den Vorschlag zu machen, mit einer Schadloshaltung von 5000 Pfd. sich zufrieden zu stellen. Nicht, daß ich durch die Drohung des Sachwalters Ihres Gegners mich einschüchtern lasse, denn dieß wäre eine Beleidigung Ihrer Ehre, und ich würde mich niemals herablassen, Ihre Sache zu vertreten, könnte ich einen Gedanken fassen, der die Redlichkeit Ihres Charakters in Zweifel setzte, sondern weil ich vollkommen überzeugt bin, daß Wifton ein rechtschaffener Mann ist und weil für beide Theile in einer Sache, welche auf beiden Seiten Zweifel an der Rechtlichkeit des Gegners hervorrufen muß, ein Vergleich das Vortheilhafteste ist. Nicht mit Unrecht hat man den guten Ruf mit einem Spiegel verglichen, den ein Hauch trübt. Die Verläumdung bedarf niemals einer gegründeten Ursache

und eines gerichtlichen Urtheils. Wir leben in einer Zeit, wo die Klage hinreicht, die Ehre eines Menschen zu tödten. Ich erlaube mir daher Ihnen zum Vergleiche zu rathen und muß hinzufügen, daß, im Falle Eure Herrlichkeit ihn nicht annehmen und so die angedrohten Schritte unseres Gegners hervorrufen würden, ich Sie bitten müßte, einen anderen Sachwalter zu wählen, denn ich bin zu alt, um mich in einen Kampf einzulassen, wobei die Ehre der Streitenden, wie ihrer Anwälde eingesetzt wird. Genehmigen Eure Herrlichkeit die Versicherung ꝛc. ꝛc.

James Waterhill.

Am Rande dieses Schreibens fand Arthur folgende Worte — allem Anscheine nach, von der Hand des Marquis geschrieben:

„Den 20. Juli 1829 dahin beantwortet, daß der angebotene Vergleich sofort angenommen werden solle."

Mit steigender Gemüthsbewegung hatte Arthur dieses auffallende Dokument gelesen. Er theilte den Argwohn der Vertheidiger Wistons. Konnte er nicht selbst, das Vertrauen des Schiffseigners benützend, die Schatulle gestohlen haben? Das Vertrauen Wistons und Waterhills in seinem Charakter konnte sehr leicht aus der Harmlosigkeit ihres Gemüths entspringen, welche nicht fähig waren, Osinsky zu durchschauen.

Diese Betrachtungen beschäftigten unaufhörlich Arthurs aufgeregte Phantasie. Er dachte sich Emilien einem Ungeheuer geopfert. Endlich überwältigte der Sturm seiner Gefühle seine physische Kraft. Er sank erschöpft in einen Stuhl und entschlief, um im Traume die Phantasieen seines eifersüchtigen Argwohns fortzusetzen. Diese Phantasieen hatten bei Durchsuchung des Kabinets nicht wenig Nahrung erhalten

durch die Auffindung mehrerer Souvenirs, welche der Marquis auf ſeinen Reiſen geſammelt zu haben ſchien. Eine indianiſche Federſchürze, ein Trinkbecher aus einem Menſchenſchädel, Waffen wilder Stämme, Cocosnüſſe und eine Menge Naturalien aus den Tropenländern deuteten darauf hin, daß Oſinsky den größten Theil der bewohnten Erde geſehen habe. Vergelbte Blätter mit gleichgültigen Notizen trugen Ortsdatum von Alexandrien, Rio Janeiro, Mexiko, Jamaica, Havannah u. ſ. w. Oſinsky ſchien in allen Welttheilen zu Hauſe zu ſein. Träumend ſah ſich Arthur bald mit Oſinsky nach Afrika, bald nach beiden Indien verſetzt. Immer erſchien er ihm in einer grauenhaften Handlung begriffen. Bald ſah er ihn als Pirat ein Schiff plündern, bald als Pflanzer ſeine Sclaven zu Tode peitſchen. Alle Greuel, welche die Phantaſie der Romandichter jemals geſchildert, traten vor ſeine Seele.

Als er endlich erwachte, fühlte er ſich auf's Aeußerſte ermattet, zitternd, in allen Nerven erſchüttert. Mit Mühe ſammelte er ſeine Gedanken. Seine Vernunft bot Alles auf, dieſen eine gemäßigte Richtung zu geben. Er ſagte ſich tauſendmal, daß ſeine Leidenſchaft allein ihn berücke. Er forderte von ſich Rechenſchaft über furchtbare Gedanken des Argwohns, welche durch nichts gerechtfertigt ſchienen. Er las Waterhills Brief abermals, er gab ſich zu bedenken, wie ein Mann, dem ſogar Feinde ein ehrendes Zeugniß gaben, Verdienſte ſeltener Art beſitzen müſſe. Umſonſt! Ein Dämon ſchien ihm in die Ohren zu ſchreien: er iſt ein Böſewicht! An ſeinen Händen klebt Menſchenblut! In ſeinem Herzen raſen die Furien! Seine Gedanken ſind teufliſch. Seine Vernunft vermochte nicht einen begründeten Vorwurf gegen den Gegenſtand eines Verdachts aufzubringen und doch bebte er vor Abſcheu,

wenn er an Oſinsky dachte. Um ſo grauenvoller erſchien er ihm mit dieſer Glorie erborgter Tugend und Rechtlichkeit, mit dieſer Ruhe eines Weiſen, mit dieſem gewinnenden Lächeln, mit dieſen heuchleriſchen Handlungen bethörender Frömmigkeit, im Genuſſe des Vertrauens der meiſten Menſchen und des kindlichen Herzens ſeiner — Geliebten. Er fühlte ſich angetrieben durch eine unwiderſtehliche Macht, dieſen Mann mit ſeinem Argwohn zu verfolgen bis an's Ende. Er fühlte, kein Zeugniß, keine edle Handlung, werde jemals ſeinen Argwohn beſiegen. Und es ſchien ihm, als könne es für ihn keinen heiligeren Beruf geben als den: Oſinsky Schritt für Schritt nachzuſpüren, mit Liſt und Schlauheit zu umgarnen, ihm Fallſtricke zu legen, um ihn endlich zu entlarven. Es waltete der Inſtinkt des Wildes *in ihm*, welches die Nähe eines Tigers wittert.

Fünftes Kapitel.

Während dieſes Vorfalls auf dem Schloſſe Champagny, befand ſich, wie geſagt, der edle Gutsherr in Paris. Wir müſſen die beiden unglücklichen Liebenden verlaſſen, ohne den Kampf ihrer Gefühle länger beobachten zu können, um die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der zwei ſo gleichgeſtimmten Seelen, zwei ſo unverdorbenen Herzen ſo entgegengeſetzte Gefühle eingeflößt hatte.

Marquis Quarin Oſinsky bewohnte in Paris ein prachtvolles Hotel, welches in dieſem Augenblick der Sammelplatz aller politiſchen Notabilitäten war. Geſandte, Pairs und Herzoge gaben ſich hier Rendez-vous und Arthur v. Bonval würde beim Anblick dieſes lebhaften Verkehrs mit Allem, was in Paris Anſehen, Reichthum oder Ruhm beſaß, ſeinen Argwohn beſchämt gefunden haben. Ein Mann, der von Jedermann ausgezeichnet, verehrt, geſucht war, deſſen Rath man ſchätzte, deſſen Protektion man für ein großes Glück anſah — konnte er wohl ſo viele große Celebritäten, ſo glänzend politiſche Genies dauerhaft täuſchen? Wir wollen ſehen.

Wir finden den edlen Marquis in ſeiner Bibliothek, im vertraulichen Geſpräch mit einem Manne von hohem Range. Das Aeußere der beiden Männer zeigte ſogleich an, daß ſie aus der höchſten Geſellſchaft ſeien. Der Marquis, eine hohe, gebieteriſche Geſtalt, mit hoher, kahler Stirne, verrieth in jeder ſeiner Bewegungen ſeine hochadelige Erziehung. Seine ernſten, würdevollen Züge zeigten nicht jenes lebhafte Geberdenſpiel, welches nur Perſonen eigen iſt, welche in gewöhnlichem Lebenskreiſe nicht gewohnt ſind, ſich zu bewachen, ſein Gang, ſeine Haltung waren überaus edel, der Blick ſeines, unter buſchigen Augenbraunen hervorſehenden, klaren Auges, verrieth eine außerordentliche Intelligenz, ſein ganzes Weſen war imponirend und voll Adel. Er war ſehr elegant gekleidet und mit einem Orden geziert; ſeine weichen, blendend weißen Hände waren von vollendeter Schönheit, der Wuchs etwas korpulent, der Hals kurz, das Haupt nur wenig über die breiten, mächtigen Schultern hervorragend. Die ganze Geſtalt zeigte von großer phyſiſcher und moraliſcher Kraft und war ſelbſt nicht ohne Anmuth. Aber dem tieferen Beobachter wurde in dieſer

Erſcheinung ein kleines, kaum bemerkbares Mißverhältniß bemerkbar, welches den angenehmen Eindruck, den ſie auf alle Anderen machte, etwas beeinträchtigte. Dieſe herkuliſche Geſtalt bewegte ſich nämlich auf leiſe tretenden Füßen ſo vollkommen geräuſchlos, wandte ſich ſo behend, daß man ſich bei Beobachtung dieſer Tournüre eines Gefühls der Furcht nicht erwehren konnte.

Der Geſellſchafter des Marquis bildete den vollendeten Kontraſt deſſelben. Seine ausgetrocknete, hagere Figur war zwar voll ſteifer Hoheit und Grandezza, aber ohne Anmuth, widerlich in allen Bewegungen — ein vollendetes Bild einer überkleiſterten Hinfälligkeit, welche ſich mühſelig im ſpaniſchen Mieder, der eingelernten Hofetikette, bewegte. Es war Graf Lambord, Pair von Frankreich, Chevalier zahlreicher Orden, Factotum der legitimiſtiſchen Partei des Rückſchritts, jeder Zoll ein Cavalier vom Hofe Ludwigs XIV., ein abgelebter Wüſtling, der in ſeinem Leben niemals den Sitten der liederlichen Ariſtokratie des ancien régime untreu geworden war. Er ſprach wenig und hörte nur dem Marquis zu, mit einer Bewunderung, welche ſtets von der Erinnerung und ſeinem älteren Adel gemäßigt wurde. Er ſtand ungefähr im Alter zwiſchen fünfzig und ſechzig, ſah aber aus wie ein Siebziger, ſo hatten ihn ſeine adeligen Gewohnheiten mitgenommen.

„Es iſt keinem Zweifel unterworfen," ſagte der Marquis, „die Zeit iſt gekommen, wo etwas Nachdrückliches geſchehen muß. Die Regierung zeigt eine beklagenswerthe Schwäche gegen alle Parteien, ſie hat es mit allen verdorben, ſie wird von Allen — um nicht mehr zu ſagen — zu wenig geachtet. Was ſoll mit dieſer Charte Ludwigs XVIII. werden, wenn die Regierung keine Kraft beſitzt, ſie auch in jenen Beſtimmungen

aufrecht zu halten, welche zu Gunſten der königlichen Autorität ſind? Dieſe Charte iſt eine Quelle des Verderbens für das Königthum und Frankreich. Ich habe gar nichts dagegen, daß man gleich nach der Reſtauration dem Volke Balſam auf ſeine Wunden träufelte, aber man mußte Verſtand genug beſitzen, zu eludiren, was verſprochen worden. Für uns bleibt nun nichts mehr übrig, als das Verſprechen zurückzunehmen. Iſt es denn genug, daß man diejenigen verbannt hat, welche das Todesurtheil Ludwigs XVI. unterzeichnet haben, wenn man nicht den Geiſt überwältigt, der ſolche Todesurtheile ſpricht? Alle Aemter ſind noch von Parvenus der Revolution und der Napoleoniſchen Zeit voll. Der Adel kommt nicht wieder auf. Statt ſeiner dominirt dieſer verzweifelte tiers-état und ſeine Kreaturen, die ganze Staatseinrichtung, wie ſie jetzt beſchaffen iſt, taugt nichts. Man muß den König zu entſchloſſenen Handlungen bringen. Er iſt nicht gebunden an die Geſetze ſeines Vorgängers. Was würde aus dem Prinzip der Monarchie, wenn man den König nicht als die höchſte, geſetzgebende Gewalt, als erhaben über das Geſetz betrachtete? Der König kann nie Unrecht thun. Er iſt die Repräſentation des höchſten Willens. Er kann ſein Wort geben und wieder zurücknehmen. Das iſt die wahre Monarchie — dieſe müſſen wir wieder haben, es giebt keine andere. Wollte Gott, es wären Männer Ihrer Art an der Spitze der Geſchäfte!

„Wahr — ſehr wahr — entgegnete der Graf, aber was iſt zu thun?“

„Was zu thun iſt? Man muß dem Könige Vorſtellungen machen. Man muß ihm ſagen, daß es der Zweck der Reſtauration von 1815 geweſen ſei, Alles allmählig in den status quo von 1788 zurückzuführen, daß alle Conceſſionen, welche man machte,

nicht auf ewige Dauer berechnet waren; daß das franzöſiſche Königthum ſich den älteſten Reichen Europa's wieder aſſimiliren müſſe, daß es ohne dieß den Schutz und Beiſtand, die Achtung und Freundſchaft aller Großmächte verlieren werde — doch was ſage ich das zu Ihnen — ich Ihr Schüler — Ihnen, dem Meiſter in der Politik, der, regierte er, Frankreichs Kabinet ohne Zweifel das Reich Ludwigs XIV. wieder herſtellen würde —."

„Pſt — ſtille, mein lieber Marquis — laſſen Sie uns nicht ſo vermeſſene Gedanken ausſprechen." — „Und warum nicht, mein lieber Graf — wir unter uns können offen ſprechen, ich plappere freilich nur nach, was ich von Ihrem höheren Geiſte gelernt habe, aber ich muß mein Herz ausſchütten — es kränkt auch Männer von Ihrem Verdienſt, Ihrem alten Adel, würdig die Lücken auszufüllen, welche Mazarin und Richelieu hinterlaſſen haben —."

„Still — alter liebenswürdiger Schmeichler," ſagte der Graf gerührt, „ich kenne Ihre wohlwollenden Geſinnungen gegen mich — ach ja es iſt ſchmerzhaft, ſich ſo zurückgeſetzt zu ſehen — aber es iſt auch keine Hoffnung vorhanden, daß es anders werden wird. Ja würde die Leitung des franzöſiſchen Kabinets mir übertragen, die Tage von Frankreichs Ruhm und Größe müßten wiederkehren und — Sie Marquis, Sie dürften nie von meiner Seite —."

„Mein edler Freund!" erwiederte der Marquis und umarmte den Grafen, „ach wie glücklich wäre ich, meine geringen Fähigkeiten unter Ihrer Leitung zum Beſten des Staates anwenden zu können! Aber warum ſollen wir alle Hoffnung verlieren? Haben Sie nicht Einfluß genug durch Ihren Reichthum, Ihre Anverwandtſchaften, Ihre Freunde? Haben Sie nicht den Bourbons Ihr halbes Vermögen gegeben, als ſie im Unglück waren?

Machen Sie Ihre alten Forderungen geltend. Erinnern Sie an die große Schuld der Dankbarkeit, welche man an Sie abzutragen hat. Man hat Ihnen ein Miniſterium verſprochen — und wo iſt Ihr Portefeuille? Können Sie nicht die ganze Vorſtadt St. Antoine für ſich gewinnen? Sie dürfen nur anfangen, wie ein erſter Miniſter aufzutreten und zu handeln, als ob ſie es wären — ich ſtehe Ihnen für den Erfolg — Sie wiſſen, ich habe einige auswärtige Connexionen, man wird Sie unterſtützen." —

„Meinen Sie, meinen Sie?" ſagte der Graf unruhig, „o ja, ich habe Muth, ich will einmal eine ernſte Sprache führen, ich werde nicht länger ſchweigen. Die Reſtauration iſt zum Theil mein Werk. Ich will es vertheidigen."

„Recht ſo" — applaudirte der Marquis, — „ſo höre ich Sie gern ſprechen." —

„Ich werde die größten und berühmteſten Familien für mein Werk gewinnen. Die Indignation iſt allgemein, der Adel iſt überall zurückgeſetzt, es iſt genug, einen adeligen Namen zu beſitzen, um überall bei Seite geſchoben zu werden; man fürchtet ſich ja vor dieſer bourgeoisie, und um ſie ja nicht vor den Kopf zu ſtoßen, ſtößt man uns vor den Kopf. Ehedem war es ein Vorzug, adelig zu ſein, jetzt iſt es ein Nachtheil. Ueberall werden wir verunglimpft, in der Preſſe, in den Kammern, es giebt ſogar welche unter uns, die ſich aus dem Adel gar nichts machen und ſich ſchlechtweg Monſieur nennen laſſen, wozu kann das führen, als zu einer neuen Auflöſung des Staates?"

Beifällig nickend begleitete der Marquis jede dieſer Aeußerungen mit Ausrufen des Beifalls.

„Wahr — ſehr treffend — ſo iſt's — es kann nicht anders kommen — Sie ſind ein Prophet!"

„Glaubt man denn," fuhr der Graf hitzig fort, „der Hydra

der Revolution den Kopf abgeſchlagen zu haben, wenn man blos ſagt, die Bourbons ſind wieder hergeſtellt?" —

„Ohne daß ſie in der That regieren." — — fiel der Marquis ein.

„Iſt denn das eine Monarchie, wenn die öffentliche Meinung herrſcht?" —

„Kann denn der Pöbelverſtand jemals regieren? — war er nicht immer von Anderen regiert und iſt denn nicht der Adel durch ſeine Erziehung, ſeine Unabhängigkeit natürlich berufen zu herrſchen?"

„Iſt denn die Ariſtokratie nicht zehn Mal der Pöbelherrſchaft eines verruchten Convents vorzuziehen?"

„Gewinnt denn nicht ſelbſt die Freiheit dabei? Wann hat es je ſo viele Sklaven gegeben, als zur Zeit der Revolution?"

„Und ſo viele Tyrannen dazu!"

„Iſt es alſo nicht eine jämmerliche Verblendung, ein Inſtitut verfallen zu laſſen, welches die erſte Stütze des Staates iſt?"

„Und ſelbſt der Freiheit ſeiner Bürger iſt!"

„Wie Viele wollen dann noch regieren, — haben wir denn heute weniger als 500?"

„Schöne Reſtauration das!"

„Das heißt mit einem Binſenrohr und einer Dornenkrone den König der Juden vorſtellen!"

Dieſe letzte Bemerkung des Marquis frappirte den kurzen Verſtand des Grafen dermaßen, daß er das bisher lebhafte Geſpräch abbrach, die Hand des Marquis ergriff und bewundernd ausrief:

„Sehr treffendes Bild das — ſehr genial — welche Harmonie der Seelen zwiſchen uns — Sie ſprechen meine Gedanken aus und ich ergänze die Ihrigen."

„Und doch folge ich nur den Ihrigen," ſagte der Marquis.

„Sie ſind zu beſcheiden, mein lieber Freund — was Beredſamkeit betrifft, ſtehe ich weit unter Ihnen. Apropos, Sie ſprachen neulich von einem Aufſatz für die Gazette de France, den Sie aus meinen mündlichen Aeußerungen machen würden und der unſere Zwecke fördern würde."

„Er iſt fertig — aber ich fürchte, meine Feder war zu ſchwach, um ihren Gedanken einen würdigen Ausdruck zu verleihen. Sie müſſen jedenfalls ihn verbeſſernd ausfeilen — "

„Geben Sie her ſchnell — ich bin ſehr in der Stimmung — heute oder nie muß Entſcheidendes geſchehen. Man muß die öffentliche Meinung vorbereiten."

„Sie ſollen den Aufſatz ſogleich haben," ſagte der Marquis, indem er an ſeinen Secretair ging und ihn aufſchloß, „aber noch einmal, lieber Graf, ich bitte Sie um Nachſicht und ſtrenge Korrektur."

Vergnügt trippelte ihm der Graf nach und ſah über ſeine Schultern in das Papier, das der Marquis nun öffnete. „Und ſie glauben — Sie erlauben, daß ich meinen Namen darunter ſetzen ſoll?"

„Erlauben? Welches Recht hatte ich auf Ihre Ideen — ich machte ja nur Ihren Secretair und redigirte Ihre Anſichten — "

„Oh, Sie ſind zu beſcheiden — Sie haben doch das Verdienſt Ihres ausgezeichneten Styls.

„Pah — was gilt das in der Politik, wo die Anſichten entſcheiden — es iſt nicht ein Gedanke darin, den ich nicht von ihnen aufgeſchnappt hätte — es iſt Ihr Werk — Sie haben darüber zu disponiren."

„Es iſt aber doch nicht Ihre Handſchrift, Marquis, man kennt ſie vielleicht im Büreau der Gazette.“

„Behüte — ich habe den Aufſatz kopiren laſſen.“

„Gut — ſehr gut,“ erwiederte der Graf, — „hm, wenn ich die Sache recht überlege — Sie ſagen, es wären noch einige Korrekturen nöthig —“

„Gewiß — ich kann nicht verbürgen, Alles richtig aufgefaßt zu haben.“

„Hm — da — kurz — was meinen Sie, wenn ich lieber den ganzen Aufſatz nochmals abſchriebe.“

„Das wird ſehr gut ſein — wie geſagt, der Korrekturen wegen.“

„Gut, ſo will ich gleich an die Arbeit gehen!“

Jetzt litt es den Grafen nicht mehr, der es nicht erwarten konnte, ſeinen Namen gedruckt zu ſehen. Unter zahlreichen Händedrücken nahm er von dem Marquis Abſchied.

„Aber die Sache bleibt unter uns?“ fragte er.

„Ich muß ſelbſt darum bitten,“ entgegnete der Marquis, „Sie wiſſen, lieber Graf, wir leben in Zeiten, wo man nicht immer ſeine Meinung ſagen darf. Sie ſind darin unabhängig, aber ich bin es nicht. Sie kennen meine Verwandtſchaftsverhältniſſe — ich muß wenigſtens den Schein einer neutralen Geſinnung bewahren.“

Der Graf ging, innig überzeugt, daß er beſtimmt ſei, der Richelieu des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Der Marquis gab ihm voll Reſpect das Geleite bis zur Treppe. Dann kehrte er in ſeine Bibliothek zurück und lächelte ſchweigſam vor ſich hin in großer Selbſtzufriedenheit und ordnete ſeine Papiere. Mit einem muſterhaften Ordnungsſinne legte er Blatt für Blatt an ſeine Stelle, reinigte Alles von dem

kleinſten Stäubchen und begann hierauf zu arbeiten. Aber nur wenige Minuten blieb er allein. Denn kaum hatte Graf Lambords Wagen ſein Haus verlaſſen, ſo wurde dem Marquis ein neuer Beſuch gemeldet: der Herzog von Monteluno: jetzt einfach Marſchall Vernier.

Die Veränderung, welche bei ſeinem Eintreten in dem Marquis vorging, war ſehr merkwürdig. Die hochadelige Würde und Hoheit ſeines Betragens, welche er gegen den Grafen angewendet hatte, machte plötzlich einem cordialen offenen ſoldatesken Weſen Platz, welches den Marquis als einen alten Kriegsmann erkennen ließ.

„Ei, ſieh da," rief er ihm entgegen, indem er ſeine bisher leiſe ruhige Stimme erhob, „ſieh da, mein alter Feind — ei der Teufel, Marſchall, Ihr ſeid ja fett geworden wie ein Hamſter — das iſt ein böſes Zeichen für gewiſſe Soldatenvorzüge; es ſcheint, daß Ihr im Punkte der Galanterie ſehr ſaumſelig ſeid, denn die Kümmerniſſe des Herzens laſſen die Vegetation nicht aufkommen."

„Nun, wenn das iſt," erwiederte der Herzog in denſelben Ton einfallend, „dann müßtet Ihr ſo dünn ſein, wie ein Aal, denn ich höre, der Teufel hat Euch geplagt, zu heirathen."

Der Marquis lachte aus vollem Halſe.

„Nun ſo übel habt Ihr daran nicht gethan, alter Luchs, die Comteſſe Beaumarchais iſt ein reizender Biſſen und ihre Mitgift war auch nicht zu verachten."

Der Marquis nahm dieſe Pille ſoldatiſcher Aufrichtigkeit zwar mit ſichtbarem Mißbehagen auf, fuhr jedoch fort zu ſcherzen und auf die zweideutigen Witze ſeines Gaſtes einzugehen. Aber das Gefühl der Unbehaglichkeit ſprach ſich während der ganzen Unterhaltung — für den Herzog jedoch völlig unbe-

merkbar — in kleinen Pauſen der Verlegenheit aus, welche zu erkennen gaben, wie peinlich ihm der Zwang falle, den er ſich aufzuerlegen für gut fand. Die herzlichen Vertraulichkeiten des rauhen Marſchalls berührten alle ſeine Verhältniſſe, ſo weit ſie dieſem bekannt waren, ſo ſchonungslos, daß der Marquis nicht umhin konnte, zu bemerken:

„Aber, Marſchall, ſeid Ihr denn gekommen, um mit mir Krieg zu führen — Ihr belagert mich ja mit Eurem Feſtungsgeſchütz von Witz ſo erbittert, wie Napoleon vor Mantua.“

Dieſes Schlagwort brachte die gewünſchte Wirkung auf den Marſchall hervor. Sein Witz ließ den Marquis los und ergoß ſich nun auf die Feinde Napoleons.

„Ja, das war eine verdammt ſpröde Jungfrau, dieſes Mantua, monatelang wich kein Stein von dem verfluchten Neſte; die Beſatzung fraß alle ihre Pferde, wir konnten das Neſt nicht überwinden. Ohne die Hungersnoth wäre es nie eingenommen worden. Dieſe hartmäuligen Schufte, die Oeſterreicher, waren ſo dumm wie Auſtern; ſie glaubten, es wäre ihre Schuldigkeit für ihren Kaiſer Hungers zu ſterben — ach, Sie glauben nicht, Marquis, wie dumm dieſe Kroaten, Slaven und Baſchkiren ſind —“

„Baſchkiren,“ wendete der Marquis ein, „unter öſterreichiſcher Fahne?“

„Ah, was weiß ich, Baſchkiren oder Morlaken — gleichviel, es waren Barbaren, ſie fraßen das Pferdefleiſch roh und machten noch eine Delicateſſe daraus, denn in ihrem Beſſarabien, in ihrer Walachei und Berberei haben ſie auch nichts Beſſeres.“

„Freundchen“ — ſagte der Marquis höchlich beluſtigt über

die monſtröſe geographiſche Gelehrſamkeit des Marſchalls — „Ihr macht da einige kleine Schnitzer — Beſſarabien —“

„Bah, was geht das mich an,“ brummte der Marſchall, der urſprünglich ein Roßtäuſcher geweſen war, „wer wird ſich darum bekümmern, wo das Pack zu Hauſe iſt — genug, ich ſage Euch, es waren S —, die ſich täglich am ganzen Leibe mit Speck ſchmierten und waren Alle roth, wie der leibhaftige Teufel — parole d'honneur, ich kenne das, ich habe mehr als einen von dieſen Knoblauchfreſſern in die Pfanne gehauen —“

„Bei alle dem,“ unterbrach der Marquis den Marſchall mit einem Seufzer, „haben dieſe S — Euern Helden überwunden.“

Dieſe Bemerkung entzügelte des Marſchalls ganze Nationalwuth.

„Den Teufel haben ſie überwunden — ohne dieſe Spitzbuben Talleyrand, Fouché und wie die K — alle heißen, welche den Kaiſer verrathen haben, hätten ſelbſt zwei Millionen Soldaten — ſo viele waren beinahe am Ende im Felde gegen ihn — Napoleon nicht überwunden. Pfui — ſchämt Euch eines ſolchen Wortes — Napoleon iſt nie — hört Ihr, niemals überwunden worden.“

Mit Vergnügen bemerkte der Marquis die Wirkung ſeiner Worte. Er ſchien ſie berechnet zu haben, denn er ſagte gleich darauf:

„Kindiſch, Herr Herzog — rein kindiſch — wer konnte es im Ernſte behaupten? Ihr kanntet Euren Kaiſer nicht ſo wie ſeine Feinde ihn kannten — man muß ihm als Feind gegenübergeſtanden haben, um zu wiſſen, daß er der größte Mann aller Jahrhunderte war. Was iſt Cäſar, der es nur faſt mit wilden Thieren zu thun hatte, die ſich zu Tauſenden mit Liſt

fangen und todtſchlagen ließen; was Alexander, Hannibal, Marc Aurel — die Alle gar nicht wußten, was Artillerie iſt — was Taktik, was Strategie, was jetzt ſelbſt die Ruſſen und Türken wiſſen. Was iſt das für eine Kunſt, Krieg zu führen, wenn man Feinde vor ſich hat, welche ſich zu Tauſenden die Köpfe an Palliſaden und Schanzen einrennen und denen man nur irgend einen Stein in den Weg zu werfen hat, um ſie ſtolpern und fallen zu machen? Aber was hilft das Alles — ſein Reich iſt dahin."

Bei dieſen mit Wärme geſprochenen Worten heiterten ſich die Züge des Marſchalls auf. —

„Hm, Kamerad — wir waren immer ein Herz und eine Seele hierüber. Ihr ſeid noch einer von den braven Burſchen, welche ehrlichen Krieg oder Frieden haben wollen, welche nicht Verrath und Schelmereien in das Spiel bringen. Der Kaiſer hätte Euch beſſer kennen ſollen, als ſo obenhin, er iſt dahin, aber ſein Reich iſt es noch nicht. Ich kenne keinen anderen Monarchen Frankreichs, als Napoleon II. Er lebe hoch!"

„Es iſt wahr," entgegnete Oſinsky, „Napoleon hat zu Gunſten ſeines Sohnes abgedankt, aber was wollt Ihr ohne einen — gleichviel — die einzige Hoffnung wäre, wenn Oeſterreich einwilligte — es iſt mit der jetzigen Regierung Frankreichs unzufrieden — es hat ein Intereſſe, zu wünſchen, daß Frankreich immer mit Oeſterreich alliirt ſei — man fängt an, der engliſchen Vormundſchaft überdrüſſig zu werden — — —

„Meint Ihr, Herzensfreund —" rief der Marſchall aus.

„Wie ich Euch ſage — Englands Rolle iſt ausgeſpielt, ſeit ſeine Guineen nicht mehr flüſſig ſind — —"

„Ihr ſagt das ſo gleichgültig — alle Wetter, wißt Ihr,

daß Ihr mir das Leben gebt? Ihr ſeid ja eingeweiht. Man kann auf Euere Anſichten etwas geben —"

„Vielleicht —" ſagte der Marquis, ſich in Wolken hüllend, „aber Ihr ſeid unvorſichtig, Freund, ich habe ſchon zu viel geſagt, überdieß haßt Ihr ja Oeſterreich —"

„In dieſem Falle — ein ſchlechter Menſch, ein nichtswürdiger Schurke müßte ich ſein — im Gegentheil, ich bin zwar kein Freund von Speck und Knoblauch, aber die Oeſterreicher hatte ich immer gern, ſie ſind, wie die Franzoſen, heiter, leichtſinnig, lieben die Weiber und trinken leichten Wein — ich meine nur die Baſchkiren, welche ich haſſe — aber wißt Ihr, daß es heißt einen vor Hitze Sterbenden mit einem Tropfen Branntwein laben, wenn Ihr mir nicht mehr ſagt?"

„Nun, ich kann Euch nicht mehr ſagen, Herr Kamerad, als: der Zeitpunkt iſt günſtig, alle Parteien helfen zuſammen, die Regierung ſteht auf ſchwachen Füßen, der ſtärkſte Anſtoß wird über die Schwächeren ſiegen. Wo aber kann mehr Kraft ſein —"

„Als im Lager des Heldengeiſtes," ergänzte der Marſchall, „welcher ſich Europa unterworfen, vor welchem die Welt gezittert hat —"

„Ich geſtatte Euch dieſe Auslegung — Ihr mögt wohl Recht haben, allein ich vermag nicht, Euch aufzumuntern, was Ihr thut, geſchieht aus frommem Antrieb Eures biederen Soldatenherzens, nicht auf meinen Rath. Vergeßt nicht, daß ich der Neffe des Grafen Lambord bin gewiſſermaßen, da ich ſeine Nichte zur Frau habe, daß ich in Rußland begütert, in Oeſterreich —"

„Hole der Teufel alle Eure Verbindungen, ich kenne keinen Mann auf der weiten Erde, der uns ohne dieſe Verbindungen mehr nützen könnte. —"

„Mein Freund, ich habe zwei Mal für die gute Sache geblutet — ich will Ruhe haben. Was ich zu thun vermag, ohne mich zu kompromittiren, werde ich nicht unterlaſſen — verlaßt Euch darauf. Wir ſind nun ein Mal Sklaven der Verhältniſſe und — ſagt ſelbſt, Herzog — wie könnte ich Euch von Werth ſein ohne alle dieſe Verbindungen!?

„Das iſt wahr," erwiederte der Herzog kleinlaut.

„Ohne Politik kann ich mich in meiner Stellung nicht erhalten, ich kann nur meinen Freunden ſolche Rathſchläge ertheilen —"

„Welche ſie in unſere Hände liefern —" ergänzte der Herzog, indem er ſich die Hände rieb. —

„Ich habe das nicht geſagt — ich kann nur dafür wirken —"

„Daß ſie dumme Streiche machen —" fiel der Herzog wieder ein.

„Ich kann nur Ihre Verblendung —"

„Benutzen, um ſie vollends blind zu machen — ich verſtehe Euch, Marquis, Ihr ſeid ein großer, ein tiefer Geiſt, gerade wie Napoleon. Nun laßt mich machen — ich laſſe Euch machen. Sorgt nur dafür, daß kein Argwohn auf mich falle, — denn durch meine Hände laufen alle Fäden der — Verabredung."

Die letzteren Worte ſprach der Marſchall ſehr leiſe und zog dabei eine Karte von Europa aus der Taſche."

„Hier ſeht Ihr Rom —"

„Ich verſtehe!"

„Hier London!"

„Ganz Recht."

„Hier noch einige andere Punkte."

„Ganz gut combinirt. Man ſieht, daß Ihr Euch auch auf höhere Taktik verſteht, einen ſolchen Plan kann nur ein —"

„Keine Schmeichelei! Kamerad, ich bitte," ſagte der Marſchall, ganz trunken von Eitelkeit, „aber ſeht ein Mal dieſe Namensliſte an."

„In der That ſehr merkwürdig," ſagte der Marquis, indem er die Liſte ſchnell durchlas — wiederholt und abermals las — es reichte hin, um alle Namen ſeinem Gedächtniß einzuprägen.

„Ja, wenn Ihr uns helft — es kann nicht fehlſchlagen!"

„Was ich nicht vermag, kann durch Andere geſchehen— Muth, Zuverſicht, Raſchheit der Entſchlüſſe und ihrer Ausführung vermag Alles!"

„Es wird uns an dieſen Eigenſchaften nicht fehlen!" prahlte der Marſchall, „der Teufel ſoll unſeren Feinden das Licht halten. Wir fürchten nichts, denn wir haben Pulver gerochen und Kugeln pfeifen gehört. Dieſe Jammerſeelen aber — "

In dieſem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren. Es wurde drei Mal die Portiersglocke mit großem Ungeſtüm gezogen. Der Marquis erſchrak. Der Marſchall trat mit dem Marquis ans Fenſter — eine königliche Equipage ſtand vor dem Palaſte. Faſt mit Gewalt mußte der Marquis ſeinen Freund vom Fenſter ziehen.

„Verzeihung, Marſchall," ſagte er, „Ihr müßt mich nun allein laſſen. Dieſer Beſuch kommt eben recht. Es kann für Eure Sache von unberechenbarem Nutzen ſein."

„Iſt es ein Miniſter?" fragte der Marſchall, indem er ſich anſchickte, zu gehen.

„Ja, doch dringt nicht weiter in mich — — —"

„Ich verſtehe, ich verſtehe," ſagte der Marſchall, der immer

ein großer Staatsmann ſein wollte, aber in der That verſtand er nichts von dem Zwecke des Beſuchs.

Der Marquis entließ ihn auf einer Seitentreppe.

„Alſo, noch ein Mal Muth, Raſchheit, Entſchloſſenheit —"

„Ich verſtehe, ich verſtehe — ſoll nicht viel gefackelt werden, ſo wahr ich — adieu, adieu."

Als der Marquis wieder in ſeine Bibliothek trat, ſtand eine ſtattliche Staatsmannsgeſtalt, mit Orden bedeckt, hochmüthig und ſtreng blickend vor ihm.

Der Marquis verneigte ſich bis zur Erde, während ſein Gaſt kaum den Kopf nachläſſig nickte. Er ſah den ruſſiſchen Grafen von Malawoff vor ſich, und beeilte ſich, einen prächtigen thronähnlichen Seſſel für ſeinen Gaſt herbeizutragen, er ſelbſt aber blieb mit gekrümmtem Rücken ſtehen.

„Nun, Oſinsky, was machſt Du?" ſagte der Kavalier (der aus purer Liebhaberei die Hälfte ſeiner Einkünfte politiſchen Intriguen widmete ,um ſich der Regierung zu inſinuiren), indem er ſich nachläſſig in den Stuhl warf; „ich ſehe, Du verſtehſt ſehr gut zu leben."

„Eure Excellenz wiſſen, daß ich gewiſſe dehors beobachten muß," ſagte der Marquis demüthig, „darf ich es wagen, mich um Ihr koſtbares Befinden zu erkundigen?"

„Leidlich, mein Söhnchen — einige Indigeſtion abgerechnet —"

„Ich ſagte Eurer Excellenz immer, Sie müſſen Sich Bewegung zu Pferde machen!"

„Ach, es ſtrapazirt mich zu ſehr — doch zur Sache, was machſt Du für Geſchäfte? Du verſprichſt viel und hältſt ſonſt auch nicht wenig. Ich habe Langeweile. Es würde mich amü-

ſiren und mein Blut etwas in Bewegung bringen, wenn Du wieder ein hübſches Komplott entdeckt hätteſt."

Der Marquis antwortete nicht, ſondern blickte zum Himmel und ſeufzte.

„Nun Du biſt ja ſehr ernſthaft," ſagte der Graf, „ſage, mein Söhnchen, haſt Du etwas ausgeſpürt?"

„Leider, ja — wir leben in ſehr unglücklichen Zeiten. Der arme brave Czar —"

„Nun, was iſt damit — doch kein Komplott gegen das Leben des Czars?"

„So iſt es, gnädiger Herr, und zwar in Verbindung mit einem Komplott der Bonapartiſten, Frankreichs Thron zu ſtürzen, Polen und Italien zu inſurgiren."

„Im Ernſt, Söhnchen —?" fragte der Ruſſe mit offenem Mund, „und von uns Niemand in Kenntniß — das wäre ſonderbar, ſehr ſonderbar."

„Ich beſitze bereits die Liſte der Verſchworenen!" Und der Marquis ergriff eine Bleifeder und notirte ſich die Namen, welche ihm der Marſchall hatte leſen laſſen.

„Laß ſehen, Söhnchen — gieb her, mein gutes Kind — ach Du biſt ja ein wahrer Schatz. Der Kaiſer wird ſich ſehr freuen über Dich."

„Die Liſte, mit dem Namen eines Marſchalls an der Spitze koſtet 20,000 Franks!" ſagte der Marquis, fortſchreibend.

„Pfui, ſchäme Dich," ſagte der Graf, „Du wirſt Dich doch nicht bezahlen laſſen, mein Herz, der Kaiſer wird Dich ſchon belohnen."

„Ich bedauere, gnädiger Herr, mich darauf nicht einlaſſen zu können, ich habe ſchon ein Mal für einen ähnlichen Dienſt einen Lohn erhalten, der —"

„Ha, ha —" lachte der Graf, „das war etwas Anderes, Du warſt Ruſſe damals, nun weißt Du was, ich gebe Dir dreihundert Francs für die Liſte aus meiner Taſche."

„Dreißigtauſend Francs, gnädiger Herr!"

„Dreißigtauſend," ſchrie der Graf auf, „ſagteſt Du nicht eben zwanzigtauſend?"

„Ich habe mich verſprochen, ich wollte ſagen —"

„Alſo 1000 Francs, Goldſöhnchen —"

„Ich wollte ſagen 40,000 Francs, gnädiger Herr!"

„Du ſteigerſt Deine Forderung, das iſt nicht artig, mein Kind, ich würde Dir nicht einen Heller dafür geben, aber ich will Dir gefällig ſein — 2000 Francs will ich Dir geben."

„Wie geſagt, 50,000 Francs — nicht anders, Herr!"

Unmuthig ſchüttelte Graf Malawoff das Haupt. Er ſchien etwas zu ſuchen.

„Es iſt vergebliche Mühe, Eure Gnaden!" ſagte der Marquis, „in meinem Hauſe iſt keine Knute zu finden."

„Du biſt unverſchämt, Oſinsky — aber um mich mit Dir nicht zu zanken, will ich Dir geben, was Du forderſt: 20,000 Francs."

„Fünfzigtauſend! gnädiger Herr!"

Jetzt riß die Geduld des Aſiaten — er ſprang vom Stuhle auf, ballte ſeine Fauſt gegen Oſinsky, und rief:

„Sklave!"

Der Marquis blieb in unveränderter Stellung und ſagte blos:

„Gnädiger Herr, wir ſind in Frankreich! Uebrigens ſchwöre ich Ihnen bei St. Peter und Paul, daß Sie nun die Liſte nicht für 100,000 Francs erhalten werden."

„Ich werde Dich gefänglich einziehen laſſen als Mitwiſſer eines Komplottes."

„Glauben Sie dadurch die Liſte zu erhalten?"

„Ich werde Dich bei den Aſſiſen wegen eines gewiſſen Falles vorfordern laſſen."

„Werden Sie dadurch in den Beſitz der Liſte kommen?"

„Gut, ich werde Dich alſo mit dieſen meinen Händen erwürgen."

„Nach Belieben, gnädigſter Herr!"

„Wer ſteht mir dafür, daß Deine verdammte Liſte echt, daß nicht Alles eine Erdichtung iſt?"

„Habe ich Sie jemals betrogen? Und hätten Sie in dieſem Falle nicht jene extremen Mittel gegen mich in der Hand, wovon Sie eben geſprochen haben?"

„Verdammter Schurke — Du ſollſt das Geld haben. Wann bekomme ich die Liſte?"

„Ich will ſie ſogleich ins Reine ſchreiben."

„Habe ich bei Dir Kredit?"

„Ja, Eure Gnaden!"

„Gut, ſo will ich Dir das Geld morgen ſchicken."

„Ich würde es vorziehen, es gegen eine Anweiſung von Ihrer Hand bei Ihrem Banquier zu erheben."

„Du trauſt mir alſo nicht, elender Räuber?"

„Ich gebe Ihnen ja Kredit gegen Ihre Unterſchrift."

„So möge Dich ewige Verdammniß treffen!"

Mit dieſen Worten ſetzte ſich Malawoff an das Schreibepult des Marquis und ſchrieb die Anweiſung. Der Marquis, welcher bei allen Beleidigungen nur lächelte und ſein demüthig kriechendes Betragen gegen den Gaſt beibehielt, überreichte ihm nun, ſich tief verneigend, die Liſte.

„Möge der Himmel Eurer Excellenz ſeinen reichſten Segen

angedeihen laſſen für dieſe Wohlthat, welche Sie einem armen Manne erweiſen."

„Armer Mann, ein Schurke biſt Du, der mich ausplündert. Ginge es nach dem Willen meiner Perſon, ich hätte Dich längſt —"

„Genug, Eure Excellenz, bedenken Sie, daß dieſe zarten Redensarten leicht bis ins Vorzimmer dringen und dort einen Eindruck hervorbringen könnten, der mich leicht hindern könnte, Ihnen fernere Dienſte zu leiſten."

Mürriſch ergriff der Graf die Liſte.

„Tod und Verdammniß!" ſagte er, „biſt Du deſſen gewiß, was hier ſteht?"

„Vollkommen gewiß."

„Aber was hilft dieſe Liſte ohne Inzichten! Wie kann Alles ſchnell gehindert und das Unternommene vereitelt werden; wer wird uns hier die nöthigen Anleitungen geben?"

Der Marquis zuckte die Achſeln.

„Das biſt nur Du im Stande!" ſagte der Graf mit gemildertem Tone."

„Ich — wie kann ein Sklave ſo wichtige Dienſte leiſten!"

„Warum bringſt Du mich immer auf?"

„Warum ſind Eure Excellenz nie in der Laune, gute Dienſte gut zu bezahlen?"

„Man wird ein Uebriges für Dich thun, mein Freund!"

„Aber wie können Sie einem Schurken Ihr Vertrauen ſchenken?"

„Biſt Du ſo empfindlich — nun, ich werde Dir monatlich 1000 Francs zulegen, wenn Du uns beiſtehſt."

„Ich will mich von politiſchen Geſchäften zurückziehen— man hat nur Aerger davon."

„Aber zweitauſend Francs monatlich ſind nicht zu verachten, mein Engel!"

„Ich bin ein genügſamer Menſch, gnädiger Herr, mein Bischen Armuth genügt mir vollkommen."

„Aber wenn ich Dir fünftauſend Francs monatlich gebe?"

„Wie geſagt, Eure Excellenz verkennen mich ganz, ich bin ganz uneigennützig; die 100,000 Francs ſind nur Erſatz meiner Koſten — ich will Ihnen nicht zur Laſt fallen — ich werde Paris verlaſſen und meine Landwirthſchaft betreiben. Ich kann das Erbe meiner Frau nicht vernachläſſigen."

„Du Paris verlaſſen — jetzt, in dieſer ſchweren Zeit?" ſagte der Graf, und der Angſtſchweiß trat an ſeine Stirn.

„Ich beſitze ſeit einigen Monaten eine junge, reizende Braut —"

„Alſo Du willſt um keinen Preis mir dienen? —"

„Vielleicht doch — aber ich kann mich heute nicht darüber erklären. Jedenfalls wäre der Preis weit über die Begriffe, welche ſich Eure Excellenz davon machen."

„Du verkennſt mich, mein Herz, ich bin kein Filz —"

„Ich werde mich vielleicht genöthigt ſehen, Schritte höheren Orts zu machen."

„Das wirſt Du nicht thun, mein Kind — bin ich nicht Dein Vater — liebe ich Dich nicht, wie mein eigenes Kind? Und Du wollteſt, daß ich als ein Unwiſſender erſcheine, der nichts vermag? — Ich bitte Dich, erweiſe mir die Gnade!"

„Wie geſagt, Excellenz — der Zeitpunkt iſt noch nicht da, wo ich mich erklären kann; indeſſen kommt Zeit, kommt Rath."

„Alſo es iſt nicht Dein letztes Wort, mein theurer Gönner und Freund?"

„Nein, gnädiger Herr!"

Digitized by Google

„Was ſoll ich aber mit dieſer Liſte thun?"

„Einſtweilen gar nichts — man muß die Sache erſt reif werden laſſen."

„Wie, ich ſollte 100,000 Francs gegeben haben, um keinen Nutzen davon zu haben?"

„Es iſt für jetzt genug, von der Sache zu wiſſen. Das Weitere wird ſich finden."

„Und wer ſteht dafür, daß die Sache nicht zum Ausbruch kommt, ehe Du mir weiteren Beiſtand leiſteſt?"

„Ich ſtehe für alle Folgen."

„Wann wirſt Du mir weitere Nachricht geben?"

„In acht Tagen."

„Gut, ich will Dir vertrauen. Leb wohl und behalte mich in Deiner Freundſchaft. Ich will indeſſen wenigſtens den Bericht machen."

„Ich werde Ihnen denſelben aufſetzen!"

„Ich danke Dir, mein Herz — wann erhalte ich das Memoire?"

„Heute Abend!"

„Gott ſegne Dich dafür, mein Sohn!"

Mit dieſen Worten umarmte der Graf den Marquis und verließ ſein Haus. Der Marquis begleitete ihn bis an den Fuß der Treppe — dann kehrte er in ſein Kabinet zurück und ſchrieb in ſein Caſſebuch unter die Rubrik Einnahme: Einhunderttauſend Francs von dem Grafen Malawoff.

„Die Geſchäfte fangen an, beſſer zu gehen, als bisher!" ſagte er und ſetzte ſich an einen Tiſch, um ſein Frühſtück einzunehmen.

Während er damit beſchäftigt war, brachte man die Briefe von der Poſt. Es waren zwei. Darunter mit dem Poſt-

ſtempel: Champagny. Der Marquis ließ ſie ruhig liegen und eröffnete vorher alle übrigen Briefſchaften. Ihr Inhalt ſchien ihn zu befriedigen.

„Alles geht gut—die Saat iſt reif!"

Endlich eröffnete er lächelnd die Briefe aus Champagny: den Brief des Pfarrers Amadee zuerſt. Er enthielt nachdrückliche Ermahnungen zur Rückkehr zum häuslichen Heerd, den ein Wolf umlauere. Der Marquis legte wenig Gewicht auf ſeinen Inhalt.

„Eine fantaisie aus langer Weile—weiter nichts."

Als er aber den Brief ſeiner Gattin las—die Nachricht von dem Brande, der gewaltſamen Eröffnung ſeines Kabinets—die Ausbrüche des leidenſchaftlichen Kummers ſeiner Gattin, welche ihn in Ausdrücken beſchwor, zurückzukehren, welche des Pfarrers Beſorgniſſe rechtfertigten, verließ ihn ſein Gleichmuth.

„Das kommt in der That wie ein Blitz aus heiterer Luft!"

Eine Stunde ſpäter befand ſich der edle Marquis bereits auf dem Wege nach Champagny.

Sechstes Kapitel.

Arthur von Bonval hatte indeſſen ſeinen finſteren Argwohn tief in ſein Inneres verſchloſſen. Emilie verhielt ſich gegen ihn zurückhaltend, doch ohne Zwang. Sie fürchtete, mit ihm allein zu ſein, ſie vermied die Begegnung ſeiner Blicke, und wenn die ihrigen dennoch mit ihnen zuſammentrafen, ſo erröthete ſie.

Digitized by Google

Arthur bemerkte jede leiſe Regung ihres Herzens. Je mehr ſie ihn floh, je mehr wuchs ſeine Ueberzeugung, daß leidenſchaftliche Liebe in ihrem Herzen ſo tiefe Wurzel geſchlagen habe, wie in dem ſeinigen. Gequält von Liebe, von Angſt um Emilien, von entfernten Hoffnungen und geheimen Wünſchen, ſchrieb er an Wiſton in Liverpool folgenden Brief, ohne nähere Adreſſe, es dem guten Glücke überlaſſend, daß derſelbe in ſeine Hände gerathe.

Mein Herr!

Als Mandatar einer jungen, unglücklichen Frau, welche eine unnatürliche Verbindung mit dem Marquis Ouarin-Oſinsky geſchloſſen — wage ich es, obwohl ohne Auftrag — blos der Eingebung meines Herzens folgend und den Grundſätzen der Moral, welche mich lehrt, auf jede Gefahr Recht zu thun und das Böſe, wo ich es zu finden glaube, zu verfolgen, Sie um nähere Aufſchlüſſe über Ihre Beziehungen zu dem Marquis Oſinsky zu bitten. Durch einen Zufall, welchen ich eine Schickung Gottes nennen könnte, durch die Wirkung eines Blitzſtrahls, welcher das Schloß von Champagny traf, erhielt ich Kenntniß von dem Briefwechſel des Marquis mit dem Advokaten * in London, welcher mich auf den Argwohn bringt — den mir Gott verzeihe, wenn ich Jemandem dadurch Unrecht thue — daß Sie, mein Herr, das Opfer eines planmäßigen Betrugs geworden ſind. Denn urtheilen Sie, mein Herr, als ein Mann von reiferen Jahren als ich, der ich noch dazu von einer Leidenſchaft beherrſcht werde, welche nur zu oft unſeren Verſtand verblendet, ob ein rechtlicher Mann von nahe an funfzig Jahren ohne gemeine Beweggründe im Stande ſei, das Schickſal eines Weibes an das ſeinige zu ketten, welche ſeine Tochter ſein könnte; ob, wenn Sie an dieſe Möglichkeit glauben, es gerechtfertigt werden könne,

wenn der Gatte durch ſchlaue Umtriebe ſich der Verwaltung des Vermögens ſeiner Gatiin bemächtigt; ob es nicht Verdacht erregend iſt, wenn dieſes Vermögen plötzlich zu unbekannten Zwecken ſich einzig und allein in der Hand des Gatten befindet? Ich weiß nicht, ob alles dieß Ihnen ſo außerordentlich erſcheint, wie mir; aber vielleicht weckt dieſer Brief in Ihnen Erinnerungen an Charakterzüge des Herrn Marquis, deren Vergleichung mit den hier mitgetheilten Thatſachen ein beſtimmtes Urtheil erlaubt. Ich vermuthe, mein Herr, in Ihnen einen Mann, der immer nur ſeinem Gewiſſen folgt und keiner anderen Rückſicht. Ich hoffe, daß es für Sie eine Gewiſſensſache iſt, in einer Angelegenheit wahr und mittheilſam zu ſein, welche über das Schickſal einer Waiſe entſcheiden wird, die keinen wahren Freund hat, der ſich um ihre Intereſſen und ihr Schickſal bekümmert, als denjenigen, der ſich nennt Ihren ergebenen

Arthur d'Ange, Chevalier de Bonval."

Vierzehn Tage vergingen in einer martervollen Spannung. In dieſer Zwiſchenzeit traf der Marquis zur aufrichtigen Freude ſeiner Gemahlin im Schloſſe von Champagny ein. Nach einer kurzen Begrüßung beſichtigte der Marquis ſogleich die Wirkungen des Feuers im Schloſſe. Seine erſte Frage war nach dem Zuſtande ſeines Kabinets. Er unterſuchte den Inhalt deſſelben und fand Alles unverſehrt. Arthur übergab Dasjenige, was ihm anvertraut worden war, und ließ keine Bewegung des Marquis aus den Augen. Allein das Benehmen deſſelben war ſo unbefangen und höflich, daß Arthur nicht das geringſte Auffällige bemerken konnte. Im Kabinete warf der Marquis nur einen Blick auf einen Schrank, der uneröffnet geblieben war. Alles ſchien ihn zu befriedigen. Der Schade, den der Blitz angerichtet hatte, war unbedeutend. Der Marquis dankte Arthur mit einem

innigen Händedrucke und bat ihn, sich fortwährend die Sorge für sein Hauswesen angelegen sein zu lassen.

„Meine Stellung bringt mich in grausame Lagen," sagte er zu ihm; „ohne Ihren Beistand, Ihren Eifer würde ich einen bedeutenden Verlust erlitten haben. Ich werde Ihnen stets dankbar sein. Betrachten Sie sich als ein Glied meiner Familie. Ich hoffe, daß meine Gemahlin Ihnen stets alle Gastfreundschaft erwiesen und bitte Sie, von dem Ihnen zustehenden Gastrechte stets unbedingt Gebrauch zu machen."

Die letzteren Worte sprach der Marquis mit einer stärkeren Betonung und begleitete sie mit einem Händedruck. Der Ausdruck seines Blickes schien Arthur ein unbeschränktes Vertrauen zu gewähren, aber zugleich eine Bitte auszusprechen, deren Sinn er zu verstehen glaubte. In wenigen Tagen stellte sich zwischen allen Hausgenossen ein herzliches Verhältniß her. Emilie überhäufte — zumal in Gegenwart Arthurs — ihren Gemahl mit einer offenbar aufrichtigen, wenn auch absichtlichen Zärtlichkeit. So peinigend der Anblick dieses scheinbaren ehelichen Glückes für Arthur war, so dachte er doch zu streng, um nicht seinen heftigsten Gefühlen Zügel anzulegen. Es wurde ihm dieß erleichtert, da er zu bemerken glaubte, daß der Marquis ihn und seine Gattin scharf beobachte. Er griff, um seine Gefühle besser zu verbergen, zu einem Mittel, welches ihn von der ununterbrochenen Prüfung auf Stunden völlig befreite. Unter den Hausgenossen, in Begleitung des Marquis, befand sich dessen Bruder, der Marquis Nicolas. Das Aeußere dieses Mannes bildete einen grellen Contrast zu seinem Bruder.

Marquis Nicolas war ein Mann von vier und vierzig Jahren, aber er sah um zehn Jahre älter aus als sein Bruder. Seine lange, hagere Gestalt war kraftlos und schien immer zu

wanken. Sein Haar war bereits grau, ſein bleiches, mulattenfarbiges Geſicht war ſtark durchfurcht, ſein Blick aus erloſchenen Augen ſcheu und faſt furchtſam; der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie melancholiſch. Ein tiefer Kummer ſchien an ſeinem Herzen zu nagen; ein trauriges Leben hinter ihm zu liegen; die Zukunft ſchien ihm gleichgültig, die Gegenwart peinlich zu ſein. Wenn ſchon dieſe äußeren Umſtände Arthurs Neugierde und Theilnahme erregten, ſo war dieß noch mehr in Bezug auf das Verhältniß des Marquis Nicolas zu ſeinem Bruder der Fall. Er ſchien in großer Abhängigkeit von ihm zu leben und wurde mehr wie ein vertrauter Diener, denn wie ein Bruder im Hauſe angeſehen. Dennoch ſchien die Schuld nicht an ſeinem Bruder zu liegen, denn dieſer behandelte ihn immer herzlich und mit Rückſichten, aber Nicolas erwiederte — wie es ſchien aus Ehrfurcht — ſeine brüderlichen Vertraulichkeiten nicht. Er wagte es nicht, ſich zu ſetzen, wenn ſein Bruder ihn nicht dazu einlud, er ſprach nicht, ohne gefragt zu werden, er benahm ſich gegen die Marquiſe wie gegen ſeine Gebieterin und zog ſich gern in die Einſamkeit ſeines Stübchens zurück, wo er ſich vorzüglich mit der Erziehung und dem Unterricht ſeines kaum vierzehnjährigen Sohnes beſchäftigte. Es hieß, der Marquis Nicolas ſei Wittwer, und ſein Bruder ließ in deſſen Abweſenheit merken, daß er eine unglückliche Ehe geführt habe; doch wurde wenig oder nie von ſeinen früheren Verhältniſſen geſprochen. Zugleich äußerte er ſich im Tone des tiefſten Mitleids über den krankhaften Gemüthszuſtand des Bruders.

„Der Arme," pflegte er zu ſagen, „er leidet an Hypochondrie. Seine Leber iſt angegriffen. Ich fürchte ſehr, er wird kein hohes Alter erreichen."

Jedermann im Hauſe hegte nicht den geringſten Zweifel, daß

Nicolas ein grämlicher, kranker Mann ſei, der alle Urſache habe, mit ſeiner Lage zufrieden zu ſein und es dennoch nicht wäre. Man rühmte die Geduld und Großmuth des Marquis Iſidor, der ihn ganz erhielt, denn Nicolas war ohne Vermögen. Es hieß, er habe in einem etwas zu geſchwinden Leben ſein Erbtheil verpraßt, und Arthur bemerkte, daß ſein Bruder nichts ſprach, welches dieſe Vermuthung widerlegen konnte. Alle dieſe Umſtände wirkten zuſammen, um Nicolas die Freundſchaft Arthurs zu erwerben — der mit böſem Argwohn im Herzen geneigt war, in Nicolas ein Opfer der Falſchheit ſeines Bruders zu erblicken. An dieſen Mann wandte ſich Arthur immer, wenn es galt, die peinlichen Gefühle zu unterdrücken, welche ihn marterten.

Da ſich Niemand um Nicolas bekümmerte, ſo wurde es Arthur leicht, ſich an ihn ſo anzuſchließen, daß ſie faſt unzertrennliche Freunde wurden. Die Verwaltungsgeſchäfte des Gutes, welche faſt ganz auf Arthur lagen, machten ſeine ununterbrochene Anweſenheit im Schloſſe nothwendig. Der Marquis richtete für ihn eine förmliche Kanzlei ein und erhöhte ſeinen Gehalt freiwillig. Dieß ſetzte Arthur in den Stand, täglich einige Stunden mit Nicolas zu verbringen, wozu er ſogar angewieſen war, da jener in vielen Hinſichten die Stelle eines Secretairs bei ſeinem Bruder vertrat. Die Beobachtungen, welche Arthur während dieſes Umgangs machte, wirkten zuweilen ſehr wohlthätig und erheiternd auf ſeinen Gemüthszuſtand, denn Nicolas war ein Original und hatte viele Sonderbarkeiten an ſich. Indeſſen boten dieſe auch reichlichen Stoff zum Nachdenken über die Geſchichte der Entſtehung eines Charakters, in welchem ſich in die Augen fallende Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit mit einem häufig hervortretenden geheimnißvollen, verſteckten und verſtellten Weſen paarten. Er erzählte oft mit großer Geſchwätzigkeit Szenen

aus seinem Leben, aus welchen hervorging, daß er in Begleitung seines Bruders fast die ganze Welt gesehen habe, aber plötzlich hielt er inne, sprach abgebrochen, oder leugnete geradezu, was er so eben gesagt hatte. Nachdem er eines Tages mehrere Stunden über Indien gesprochen und eine genaue Kenntniß verrathen hatte, fragte ihn Arthur in einer späteren Stunde über einige Angelegenheiten dieses Landes, welche ihn interessirten. Zu seiner großen Ueberraschung antwortete der Marquis:

„Ich bedaure, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können. Ich kenne Indien nicht."

„Aber Sie sind doch in diesem Lande gewesen? —"

„In Indien? Was fällt Ihnen ein? Wie kommen Sie nur darauf!"

„Aber Sie erzählten mir ja eine Menge Erlebnisse aus diesem Lande?"

„Wirklich — that ich das — nun, da entschuldigen Sie — mein Gedächtniß ist schwach, ich spreche sonst nicht gerne von diesen Dingen."

Und nun erzählte er mit einer merkwürdigen Gedächtnißkraft wieder eine Menge von Partikularitäten, welche bewiesen, daß seine angebliche Gedächtnißschwäche nichts sei als eine zeitweilig ihn überfallende Geistesabwesenheit.

Eines Morgens fand ihn Arthur eben beschäftigt, seinem Sohne Unterricht zu geben. Arthur bat ihn, sich nicht darin stören zu lassen und nahm die Einladung des Marquis, der Lehrstunde beizuwohnen, an.

„Ich unterrichte meinen Sohn selbst in der Moral und Religion, denn heut zu Tage ist dieser Unterricht theils im Verfall und theils wird er verkehrt betrieben. Und doch ist das ganze Schicksal des Menschen auf diese Grundlage gebaut. Ich habe

mir ein eigenes Syſtem und eine eigene Methode gemacht. Mein Sohn muß dereinſt ein Menſch von ausgezeichnetem Charakter werden. Es iſt ein Glück für ihn, daß er einen Vater hat, der ihm eine Erziehung zu geben weiß. Die meinige war arg vernachläſſigt."

Nun eröffnete er mit ſelbſtgefälligem Stolze den Unterricht. Der Knabe ſetzte ſich an den Tiſch und ſah Arthur mit einem reizenden — aber nicht bedeutungsloſen Lächeln an.

„Die Grundlage aller Moral, mein Sohn," hub Nicolas an, „iſt die Moral — die Wahrheit wollte ich ſagen. Ohne Wahrheit giebt es keine Moral, ohne Moral iſt man gar kein Menſch. Seneca ſagt: die Wahrheit iſt alles Guten Inbegriff. Alle Philoſophen loben die Wahrheit. Daher, mein Sohn, mußt Du die Lüge haſſen, daher muß man ſtets unter allen Umſtänden offen und muthig auf jede Gefahr hin die Wahrheit ſagen. Als ein römiſcher Kaiſer — ich habe vergeſſen, wie er heißt — einen Philoſophen fragte, ob er ihn nicht für glücklich halte, ſagte der Philoſoph: nemo ante mortem beatus und ließ ſich umbringen, ohne zu widerrufen. So haben es noch viele andere Menſchen gemacht, welche für die Wahrheit geſtorben ſind. Ich hoffe, mein Sohn, Du begreifſt nun, welch' ein abſcheuliches Laſter das Lügen iſt. Lüge daher nie, betrachte es als den Inbegriff aller Verbrechen, wenn man lügt. Ein Lügner iſt ein Verbrecher an der Wahrheit. Darum, mein Sohn — lüge niemals!"

In dieſem Augenblicke aber trat ein für die Theorie des guten Nicolas verhängnißvoller Zwiſchenfall ein. Ein Bedienter meldete einen neuen Beſuch. Nicolas, unangenehm geſtört in der Ausübung ſeines pädagogiſchen Syſtems und uneingedenk ſeiner eben vorgetragenen Lehrſätze, ſagte zu dem Bedienten:

„Sagen Sie, ich ſei ausgegangen — oder im Bade — oder was Sie wollen."

„Aber Vater," ſagte der kleine Jacques, „haſt Du nicht eben geſagt, man ſoll nicht lügen?"

„Du haſt Recht, mein Sohn," erwiederte Nicolas verwirrt, „auch iſt es das Beſte, die Wahrheit zu ſagen. Sagen Sie alſo, ich wäre eben mit dem Unterrichte meines Sohnes beſchäftigt."

Solche Scenen — ſo beluſtigend ſie waren — zerſtreuten jedoch Arthurs Kummer nie vollkommen. Je mehr er dieſen Nicolas ins Auge faßte, je mehr ſchien es ihm klar, daß hinter dieſem Charakter ein tiefes Geheimniß verborgen ſei. Dieſer Widerſpruch zwiſchen den Grundſätzen, zu welchen er ſich laut bekannte, und denjenigen, nach welchen er lebte, trat bei vielen anderen Gelegenheiten hervor. Er fand in Nicolas eine Menge gemeiner Charakterfehler, welche ihn zum Theil verächtlich handeln ließen, und entdeckte, daß er ſeinen Bruder zuweilen um Kleinigkeiten übervortheilte. Er ſchloß daraus, daß dieſer ſeltſame Mann eine lange Zeit ſeines Lebens nicht nach ſtrengen Regeln zu leben gewohnt geweſen ſei. Sein Argwohn erhielt daher immer neue Nahrung, aber in demſelben Grade, als ſich ſeine mit unbeſtimmten Hoffnungen gemiſchte Befürchtung vermehrte, daß die Marquiſe das Opfer eines Elenden geworden ſei, ſchien ſich das geſtörte Gleichgewicht im Gemüthe der jungen Frau zu ebnen. Der Marquis war ſo voll zarter Sorgfalt, erwies ihr ſo viele Aufmerkſamkeit und Güte, kam auf ſo zartſinnige Weiſe ihren Wünſchen entgegen, daß aus ihrem Herzen allmählig jene leidenſchaftliche Unruhe entſchwand, deren Urſache Arthurs fortdauernde Nähe war. Sie gewöhnte ſich allmählig, ſo ihre geheimen Gefühle zu beherrſchen, daß dieſe Nähe bald nicht mehr die Gemüthsruhe ſtörte. Arthur, mit ſeinem Argwohn beſchäftigt und ganz in ſeiner Leidenſchaft lebend, bemerkte von dieſer Veränderung nichts. Er kannte das weibliche Herz zu wenig, um an einen

ſolchen Wechſel der Empfindungen zu glauben. Er verfolgte jede der Handlungen ſeines beglückten Nebenbuhlers mit argwöhniſcher Aufmerkſamkeit, allein dieſe Handlungen waren immer rein, menſchlich, edel, weiſe und beſonnen. Er ſuchte die Hütte der Elenden, welche auf den Befehl des Gutsherrn ausgepfändet worden, er fand ſie wiederhergeſtellt, die Frau im Beſitze alles deſſen, was ihr genommen worden war, ihren Wohlthäter ſegnend. Er erkundigte ſich um den entlaſſenen blinden Diener des Grafen Beaumarchais, er fand ihn in einer Verſorgungsanſtalt, gegen Mangel geſchützt. Es hatte der Marquiſe nur ein Wort der Fürſprache gekoſtet, um ihren Gemahl zu bewegen, ſich dieſer Unglücklichen anzunehmen. Dennoch glaubte er nicht an die Aufrichtigkeit dieſer Wohlthaten, welche planmäßig berechnet ſchienen, um Emiliens argloſes Herz zu täuſchen.

Endlich traf ein Brief aus Liverpool von Wiſton ein. Zitternd eröffnete Arthur das Siegel und las:

„Mein Herr!

So mißlich es iſt, einem Manne Vertrauen zu erweiſen und meine Meinung offen darzulegen, den ich nicht kenne und deſſen Beweggründe bei Erforſchung der Handlungen des Herrn Marquis von Quarin jedenfalls nicht über allen Verdacht erhaben ſcheinen können, ſo ließ ich mich doch durch die Umſtände, welche Sie mir dargelegt haben, beſtimmen, Ihren Brief zu beantworten. Es will mir ſcheinen, daß die aufrichtige Auskunft, welche ich Ihnen ertheile, einem böſen Vorhaben keinen Vorſchub leiſten könne, denn die Aeußerung meiner perſönlichen Meinung wäre für ein ſolches von keinem Nutzen, während ſie doch, wenn es gilt, ein zu ſehr vertrauendes Gemüth zu warnen, wohlthätige Folgen haben kann. Erfahren Sie denn, mein Herr, daß ich mich nach neuen Enthüllungen über die Geſchäfte des Herrn Mar-

quis in New-York, welche ich erſt nach meinem Vergleich von meinem Sachwalter erhalten habe, und welche von einer Natur ſind, um jeden Argwohn zu rechtfertigen, vollkommen moraliſch überzeugt bin, daß Ihr Verdacht, ſowie jener meiner Sachwalter, ein vollkommen gegründeter ſei, und daß ich nun nicht mehr zweifle, in eine mir abſichtlich gelegte Falle gegangen zu ſein. Ich erlaube Ihnen, von dieſem Schreiben jeden Ihnen paſſend ſcheinenden Gebrauch zu machen, obgleich ich für mich darauf verzichtet habe, mit dem Herrn Marquis einen neuen Rechtsſtreit anzufangen.

Wiſton."

Arthur gerieth durch dieſe Auskunft in eine große Aufregung. Er glaubte, nun ein Dokument in Händen zu haben, welches hinreiche, um den Marquis zu entlarven. Er bedurfte jedoch hierzu des Beiſtandes ſeiner getäuſchten Gattin. Es ſchien ihm Pflicht, ſie nun von Allem zu unterrichten, was er von dem Marquis in Erfahrung gebracht hatte. Allein Emilie floh ihn. Sie vermied ſorgfältig jede Begegnung mit ihm. Es blieb ihm nur die Hoffnung, durch die nahe bevorſtehende Rückkehr des Marquis Gelegenheit zu erhalten, ſeine Geliebte zu warnen.

Auf dieſem Punkt waren die Dinge angelangt, als der Pfarrer Amadee von einer kleinen Amtsreiſe in kirchlichen Angelegenheiten zurückkehrte. Er hatte unmittelbar nach ſeiner Ankunft eine lange Unterredung mit dem Marquis. Arthur, auf Alles aufmerkſam, was im Schloſſe vorging, glaubte in dem Benehmen des frommen Mannes etwas zu bemerken, was ihm anzeigte, daß dieſer Beſuch ſich auf ſeine Perſon beziehe. Der Tag der Abreiſe des Marquis nahte heran. — Arthur vermochte kaum ſeine Ungeduld zu bemeiſtern. Mit unerträglicher Langſamkeit ſchwanden die Stunden dahin, die Nächte des Gequäl-

ten waren ſchlaflos, und bald bemerkte Jedermann die Veränderung, welche mit Arthur vor ſich ging.

Auch dem Marquis entging dieſe nicht, doch ſchien ihm deren Urſache ein Räthſel. Er ſuchte jedoch nur, ſich ſeiner Gattin zu verſichern.

Er hatte ihr nichts von ſeinem Verdacht, nichts von des Pfarrers Amadee Warnungen geſagt; allein den Abend vor ſeiner Abreiſe führte er ſie in den Park; um — wie er vorgab — mit ihr einige häusliche Anordnungen zu beſprechen. Schon der Ton, in welchem er ſie zu dieſer Beſprechung einlud, ließ jedoch Emilien eine unangenehme Ergießung ahnen. In der ſchweigenden Spannung, welche ernſten Erörterungen vorauszugehen pflegt, ſah Arthur das Paar einen einſamen Platz im Parke aufſuchen, den er ſelbſt zu ſeinen peinlichen Betrachtungen erwählt hatte.

Zufall oder Berechnung — Arthur vermochte dieß nicht zu entſcheiden — führten den Marquis an dieſe Stelle. Nur eine grüne Wand von dichtem Laub trennte die Sprechenden von Arthur — der halb aus Schüchternheit, halb aus Gemüthsſpannung nicht wagte, ſeinen Platz zu verlaſſen. Mit dem untrüglichen Inſtinkt einer tiefen Leidenſchaft ahnte er, daß dieſes Rendez-vous für Emiliens Schickſal entſcheidend ſei. Alſo ward er gewiſſermaßen unfreiwilliger Zeuge des folgenden Geſprächs:

Oſinsky. „Komm hierher, Emilie, in dieſe ſchattige Laube. (zärtlich) Der Platz iſt mir ſo theuer. So, hier ſetze Dich zu mir — wie das erſte Mal, wo wir hier zuſammentrafen. Und nun laß uns als Freunde ſprechen!"

Emilie. (verlegen lächelnd) „Scheint es doch faſt, als ob ich ein Verhör zu beſtehen hätte? Wozu dieſe Bemerkung? Sind wir denn ſchon einen Augenblick Feinde geweſen?"

Oſinsky. „Noch nicht, mein Kind, Gott ſei Dank — aber ſieh — ich bin älter, viel älter als Du — da hat man denn oft ſchon die Erfahrung gemacht, daß die Freundſchaft ſo wenig ewig dauert, als die Liebe, daß ſie ſo ununterbrochen genährt, gepflegt, bewacht werden müſſe, und man kann es daher ſo recht eigentlich als ein Zeichen wahrer und dauerhafter Freundſchaft wie Liebe anſehen, wenn beide immer wachſam ſind, nie ihrem Glück, nie der Beſtändigkeit des geliebten Gegenſtandes, am wenigſten dem eigenen Werth vertrauen. In der Freundſchaft, Liebe und Ehe iſt es, mein Kind, wie überhaupt in unſerm ganzen Leben: der Blinde läßt ſich von dem Lahmen führen und dient ihm als Krücke. So gerade verhalten ſich die menſchlichen Schwachheiten zu einander."

Emilie. (zitternd für ſich) „Mein Gott, er weiß Alles!"

Oſinsky. (ſie ſcharf beobachtend) „Nicht wahr, meine Emilie — Du liebſt mich?"

Emilie. (einen Augenblick ſtockend, dann feſt) „Sie ſpannen mich auf die Folter, mein Gemahl. Was ſollen alle dieſe feierlichen Einleitungen? Dieſe Weiſe mit mir umzugehen verletzt mich — ſagen Sie gerade heraus, was haben Sie gegen mich?"

Oſinsky. (gelaſſen) „Ich gegen Sie? Gott bewahre mich! Was ſoll ein Mann, der viel in der Welt gelebt hat, deſſen Herz von mancher gallenbitteren Erfahrung krank geworden iſt, was ſoll ich, der vielfach mit Schuld Beladene, gegen die reine Unſchuld eines jungen Weibes haben, welches nie geliebt hat? Verkennen Sie mich nicht, meine Liebe — wenn ich heute Jemand dem einen Vorwurf zu machen habe, ſo bin ich es ſelbſt. Ich will Sie nur zum Zeugen meiner Strenge gegen mich ſelbſt machen."

Emilie. (freundlich ihm in's Auge blickend) „Verzeihung denn! Was aber hätten Sie ſich vorzuwerfen? Sind Sie nicht mein Ideal von Rechtſchaffenheit und männlicher Tugend? Was müßte ich von mir ſelbſt halten, wenn ich Sie für ſchuldig halten könnte?"

Oſinsky. „Wie oft ſagte ich Ihnen, daß Sie mich zu nachſichtig beurtheilen. Ach — je älter man wird, je mehr wird dieſes zarte Kleid der Seelenunſchuld, in welchem wir die Welt betreten, befleckt! Sie halten mich für tugendhaft, weil Sie in mir den immerwährenden Kampf ſehen gegen jede Verſuchung: das Beſtreben, tugendhaft zu ſein aber — meine Freundin — iſt noch lange nicht Tugend. Ich fühle mich ſchuldig — ſehr ſchuldig — und ganz insbeſondere Ihnen gegenüber."

Emilie. (lächelnd ihm ihre Hand reichend) „Dann mögen Sie getroſt auf einen milden Richter hoffen."

Oſinsky. (ſeufzend) „Vielleicht — vielleicht auch nicht! (bekümmert) Glauben Sie mir — Emilie — die weichſten Herzen können oft am grauſamſten ſein. Mein ſchlechtes Gewiſſen macht mich vielleicht zu furchtſam; Ihr Herz iſt edel und rein, aber ich kann nicht umhin, mich auszuſprechen. Seit unſerer Vermählung hatte ich keine Gelegenheit dazu. Grauſame Sorgen beraubten mich des Glücks, Sie ununterbrochen zu ſehen und mein Glück zu wahren. Hören Sie, Emilie, das Bekenntniß meiner Schuld, und ſein Sie mir wirklich, wie Sie eben verſprachen, ein milder Richter. Ich werde zugleich mein Ankläger und mein Vertheidiger ſein. Mögen Sie der Stimme des Letzteren ein liebendes Gehör ſchenken. Meine Seelenruhe, mein ganzes Lebensglück und — leider auch das Ihrige iſt davon abhängig. (Nach einer langen Pauſe) Wohl hätte ich dieß Bekenntniß vor

unſerer Hochzeit ablegen ſollen, aber es iſt beſſer, es geſchieht ſpät — vielleicht zu ſpät — als niemals.“

Emilie. (gerührt und verlegen) „Sie ſind gewiß ungerecht gegen ſich! (für ſich) Wollte Gott, mein Gewiſſen wäre ſo rein wie das ſeinige!“

Oſinsky. „Urtheilen Sie nicht vorſchnell — hören Sie mich. Als mich Ihre Reize und der Zauber Ihrer ſchönen Seele beſtrickten und mich verleiteten, um Ihre Hand anzuhalten und Alles in Bewegung zu ſetzen, um Ihren Beſitz zu erreichen, habe ich eine große Unterlaſſungsſünde begangen. Ich ſuchte alle meine guten Eigenſchaften hervor, um Ihnen zu gefallen, ich ſchmeichelte Ihrer Eigenliebe; ich ſuchte jedem Ihrer Wünſche zuvor zu kommen; ich gebrauchte alle Kunſt der Ueberredung, welche dem älteren Manne immer mehr zu Gebote ſteht, wie dem jüngeren, und meine Bemühungen wurden von dem ſchönſten Erfolge gekrönt. Aber ich hätte mich fragen ſollen, ob, wenn es mir auch für den Augenblick gelingt, Ihre Zufriedenheit zu erwirken, dann auch das volle Kapital meiner Vorzüge hinreichend ſein werde für die ganze Zeit meines übrigen Lebens, um Ihr Herz auszufüllen? Ich hätte mehr den alltäglichen Berechnungen der Vernunft Gehör geben und erwägen ſollen, welche Zeitkluft zwiſchen Ihrem roſigen Frühling und meinem Herbſte liegt. Ich hätte mir ſagen ſollen, daß ſo herzlich Ihr Beifall, Ihre Achtung, Ihre Freundſchaft gegen mich ſein mögen, doch die Summe aller dieſer Empfindungen des Wohlwollens vielleicht noch lange nicht ein hinreichendes Surrogat für wahre jugendfeurige Liebe ſeien.“

Emilie. (einfallend) „Hören Sie auf, Sie quälen ſich und — mich. Sind nicht alle dieſe Fragen längſt zwiſchen uns abgehandelt?“

Osinsky. (trübe) „Ja, es ist wahr — ich bat Sie, den Unterschied unserer Jahre zu bedenken, sich streng zu prüfen, ehe Sie einen Bund schlössen, der Sie bald gereuen dürfte, aber ich hätte Ihnen auch sagen sollen, was ich damals schweigend fühlte, daß für Sie ganz gewiß eine Zeit kommen werde, wo das Feuer eines jugendlichen Herzens wild ausbrechen und Ihnen Qualen bereiten werde, welche zu ertragen Sie vielleicht nicht Muth genug finden würden."

Emilie. (mühsam ihre Bewegung unterdrückend) „So halten Sie mich denn für leichtfertig und veränderlich?"

Osinsky. „Nein — ich halte Sie nur für das, was Sie sind, für jung und gefühlvoll — das heißt für so beschaffen, daß Sie unmöglich noch Ihres eigenen Charakters sicher sind; ich halte Sie für dasjenige, was Sie der Natur nach sein müssen — für fließendes, im Guß befindliches, edles Metall, welches jedoch erst Form und Festigkeit annehmen muß im Model unzerstörbarer Grundsätze. Ich habe Ihnen mit Bewußtsein die Prüfungen verschwiegen, welche einst — vielleicht — bald — über Sie kommen mußten, und dieß ist mein Verbrechen. Ich habe vielleicht das Glück Ihrer Jugend meinen eigensüchtigen Leidenschaften aufgeopfert. Ich hatte kein Recht, mich zwischen Sie und Ihre Zukunft zu stellen und Sie der Gelegenheit zu berauben, jemals glücklicher zu werden, als Sie es mit mir sein können und werden."

Emilie. „Und wer sagt Ihnen denn, daß ich glücklicher sein will und folglich kann? Habe ich Ihnen nicht freiwillig meine Hand gegeben, weil ich fühlte, daß Sie mich so glücklich machen würden, als ich es zu werden nur immer wünschen konnte? Zog ich Sie nicht allen anderen Bewerbern vor? Waren

nicht welche darunter, welche kaum älter waren als ich? Und warum habe ich ihre Bewerbungen ausgeſchlagen?"

Oſinsky. „Das iſt wahr. Allein ich als Mann von fünf und vierzig Jahren ſollte nicht auf die Beſtändigkeit eines edlen Gefühls rechnen, welches durch Leidenſchaft ſeiner Zeit beſiegt werden konnte. Ich ſollte wiſſen, daß der edle Antrieb, der Sie bewog, die Vorzüge meines Charakters der Liebe von Männern vorzuziehen, welche in einem dem Ihrigen angemeſſenen Alter ſtanden, nicht ein von Natur ſtarkes Gefühl, ſondern nur ein ſolches ſei, welches die Reflexion erzeugt. Entſchuldigen Sie mich nicht — ich kenne den Grad meiner Schuldhaftigkeit, aber wenn Sie die Gründe hören, welche mich nächſt meiner blinden Leidenſchaft zunächſt beſtimmten, Ihren Beſitz zu wünſchen, werden Sie mich mild richten."

Emilie. „Ich bitte Sie, Iſidor, hören Sie auf, mich zu quälen! Kann es Ihnen nicht genügen, wenn ich Ihnen wiederhole, daß ich Sie verehre — daß ich Sie liebe; wohlan, ſo ſagen Sie, was ich thun muß, um es Ihnen zu beweiſen? War ich denn ein Kind, als ich Sie und gerade Sie zum Manne wählte? Haben nicht Vernunft und Herz gleichen Antheil an meiner Wahl? Was wollen Sie mehr? Es iſt mir peinlich, daß Sie mich immer an Ihr Alter erinnern. Wahrhaftig, ich habe vergeſſen, wie alt Sie ſind und will nicht haben, daß Sie es mir immer wieder ſagen."

Oſinsky. (ernſt) „Laſſen Sie mich ausreden, Emilie. Es iſt Ihr Wohl, welches auf dem Spiele ſteht. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Zeit der Prüfung für Sie nicht vorüber iſt. Sie haben zur Zeit, als ich um Sie anhielt, die Anträge einiger Gecken ausgeſchlagen, aber das beweiſt noch nicht, daß eine Zeit, eine Gelegenheit ausbleiben werde, wo Sie auf

einen Mann ſtoßen werden, der Sie durch Jugend und äußere Vorzüge, wie durch Geiſt und Vorzüge des Charakters an ein Glück erinnern wird, welches Sie (mit Nachdruck) auf immer geopfert haben." — —

Emilie. (zuſammenfahrend) „Vollenden Sie!"

Oſinsky. (forſchend) „Ich weiß nicht, wie lange dieſer Zeitpunkt ausbleiben wird, aber gewiß wird er kommen. Darum müſſen Sie erfahren, warum ich Ihnen dieſes Glück verſperrt habe. Glauben Sie mir, Emilie, (ihre Hand faſſend) ich wäre ſo ſtark geweſen, Ihrem Beſitz zu entſagen, wenn nicht eben meine Liebe zu Ihnen es mir zur Pflicht gemacht hätte, oder um beſſer zu ſagen, es mir hätte als Pflicht erſcheinen laſſen, Sie zu erringen, um Sie vor Unglück zu bewahren?"

Emilie. (überraſcht) „Vor Unglück?"

Oſinsky. „Ja, vor Unglück, und zwar vor dem ſchrecklichſten, welches ein Weib jemals treffen kann, vor dem Unglück, von einem über Alles geliebten Mann verrathen, betrogen, mißhandelt — ja vielleicht verlaſſen zu werden. Freilich beruht dieſe meine Anſicht von der Gefahr, in welcher Sie ſtanden, nur auf meinen Ueberzeugungen und Erfahrungen, aber vielleicht erſcheinen ſie Ihnen als eben ſo wahr, als ſie der Mehrzahl meines Geſchlechts als unwahr oder doch übertrieben erſcheinen dürften. Dieſe Mehrzahl nämlich iſt in Grundſätzen und Sitten erzogen, welche das weibliche Geſchlecht völlig aufopfern. So jung und unerfahren Sie ſind, ſo muß Sie doch ein Blick auf alle die Ehen, welche Ihnen bekannt ſind, überzeugen, daß ich Recht habe. Aber Sie überſehen nur eine Hälfte des ſchaudervollen Familienelends, welches durch die Sittenloſigkeit unſeres Geſchlechts hervorgebracht wird; die andere bei weitem ſchrecklichere Hälfte iſt nur dem Arzte und Richter offen-

bar. — Ich habe beiden Ständen näher geſtanden, als vielleicht irgend ein Menſch — ich war ſelbſt Arzt und noch länger Gerichtsherr. Ich habe dieſes ganze Familienleben überſchaut und gefunden, daß das Weib in ihm faſt immer aufgeopfert iſt. Dieß machte mich zittern für Ihr Schickſal, theure Emilie! (mit Wärme) Ich verlor alle Faſſung, wenn ich daran dachte, daß ein Weſen, das ich anbetete, dem grauſamen Looſe aller Weiber dieſes Zeitalters verfallen ſollte. Zwar giebt es einige ſchöne Ausnahmen von der Regel, es giebt noch edle Naturen, welche dem Peſthauche der Sittenloſigkeit, der gegen ſie anſtürmt, widerſtreben und den Hafen des patriarchaliſchen Familienglücks erreichen, allein — Alles ſprach dafür — Ihnen konnte nie ein ſolches Ausnahmsſchickſal werden. Ich ſah Sie in einem Alter von ſiebenzehn Jahren allein ſtehend in der Welt, von Vormündern bewacht, welche nur die Geldfrage im Auge hatten und alle ihre Pflichten vollkommen zu erfüllen meinten, indem ſie Ihr Vermögen in Schutz nahmen; Menſchen ohne tieferes, ſittliches Gefühl, abgeſtumpft gegen Alles, was ein jugendliches Herz verletzen, martern, durchbohren, tödten kann; meiſt ſelbſt in dem kleinen Miſere der ſchlechten Ehe lebend, und dieſelbe nur als eine Anſtalt der Convenienz betrachtend; ich ſah Sie umſchwärmt von jungen und reichen Tauchenichtſen, welche die bodenloſe Liederlichkeit ihres Lebenswandels und ihrer verruchten Denkungsart unter äußerer Liebenswürdigkeit und feinen Manieren des guten Tons vollkommen verbargen — ich ſah Sie von Jedermann begehrt — ich ſah Sie — verzeihen Sie meine Offenheit — in Folge deſſen immer aufgeregt, glühend, taumelnd an den zerbrechlichen Kanten eines — Abgrundes. Es war keine Zeit zu verlieren, wollte ich Sie aus den Klauen eines jener lachenden, jungen Tiger erretten, welche mit dem Herzen eines Weibes

blinde Maus ſpielen und an ſeinen Seelenfoltern ihre maßloſe Eitelkeit ergötzen. Ich hatte Tag und Nacht nicht Ruhe. Ich machte mir tauſend Vorſtellungen, um meine Leidenſchaft zu unterdrücken und als Freund Sie zu berathen — aber ich mußte mir ſagen, daß ein Freund ohne Recht — ein Freund ohne geſetzliche Gewalt über Sie unmöglich Sie retten könne, denn war ein Mal die Leidenſchaft in Ihnen erwacht, — nichts würde Sie haben aufhalten können. Was mich aber in meinem Entſchluſſe beſtärkte, war die vollkommene Ueberzeugung, daß ich, indem ich Sie zu retten ſuchte, mein eigenes Lebensglück auf's Spiel ſetzte. Was ſtand nach gemeinen Begriffen einem Manne von fünf und vierzig Jahren in einer Ehe mit einer Freundin von ſiebenzehn Jahren bevor? Das Mindeſte, was gemeine Vernunft mir prophezeiete, war ein gepeinigtes Alter, beſchimpfte graue Haare, der Spott meines Geſchlechtes. Ich wußte alſo, daß ich bei der Partie mehr zu verlieren, als zu gewinnen hatte. Denn auf wahre Liebe von Ihnen hatte ich kein Recht, ich konnte nur auf das kühle Gefühl der Freundſchaft rechnen und ſelbſt dieſes konnte erſterben in einem undankbaren Herzen. Urtheilen Sie nun über mich. Richten Sie über meine Handlungsweiſe, über meine Beweggründe. Sie wiſſen nun Alles und ich habe zeitlebens mein Schickſal aus Ihren Händen zu empfangen!"

Emilie. (zu Thränen gerührt ihn umarmend) „Ach mein guter, guter Engel! Ja, ich erkannte Dein edles Herz auf den erſten Blick. Wie kannſt Du fürchten, daß ich jemals undankbar ſein könne? Ich fühle mich ſtark gegen jede Anfechtung bei Dir — aber (in einen Thränenſtrom ausbrechend) verlaß mich nicht — nie wieder!"

Oſinsky. (zärtlich) „O wie glücklich machſt Du mich, Emilie! Aber verzeih', wenn ich Deine edle Aufwallung nicht

ſo hoch anſchlage, wie ſie Jugend und jugendliche Leidenſchaft ohne Zweifel anſchlagen würden. Der Verſucher wird einſt kommen, wenn er nicht — ſchon da iſt. Ich werde nicht jeden Deiner Schritte bewachen, nicht immer ſo glücklich ſein, in Deiner Nähe zu weilen. Daher, mein Kind, noch Dieß: Der allmächtige Schöpfer hat das Menſchenherz reich mit Wünſchen ausgeſtattet, aber nicht alle können in Erfüllung gehen. Unſer Glück würde niemals vollkommen ſein. Eben daß in einer Erfüllung alle anderen Wünſche aufgehen, macht uns eines Grades der Glückſeligkeit fähig, welcher keine andere Kreatur fähig iſt. Je mehr wir der Vielheit unſerer Wünſche Genüge leiſten, je mehr degradiren wir unſere Natur. Darum, mein Kind — wenn je ein heißer und verbotener Wunſch ſich in Dein Herz einſchleichen ſollte, rotte ihn bei Zeiten aus — ehe ſeine Wurzeln ſtark werden und ſo lange es möglich iſt, ohne Dein Herz zu zerreißen. Ein ſo vollkommenes und ideales Glück, wie es die Dichter träumen, iſt auf der Erde nicht zu finden. Vergiß nicht, daß meine Ehre die Deinige iſt! Bedenke, daß der Name, den Du beſchimpfen konnteſt, allein der Deinige iſt. Vergiß nicht, daß kein Glück unter Menſchen zu finden iſt, ohne geſellſchaftlichen Verband. Wer ſich aus ihm losreißt, bleibt ein ewig verachtetes Bruchſtück. Es wird nichts Ganzes mehr aus einem Menſchen, der aus der geſellſchaftlichen Ordnung getreten iſt. Alles wirft Steine auf ihn — der Schlimmſte in der Regel ſtellt ſich noch eine Stufe höher, als der Beſte außer der Regel ſich zu ſtellen wagen darf. Präge Dir alles Dieß tief ins Gedächtniß ein und bleibe — darum beſchwöre ich Dich — ein gutes, braves, ſtrenges, tugendhaftes Weib."

So ſchließend ſprang Oſinsky plötzlich auf, umarmte Emilien, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und mit in Thränen gebadeten

Augen — Emilie glaubte ihn ſchluchzen zu hören — und in raſchen Schritten eilte er dem Schloſſe zu. Dieſes ungeſtüme, plötzliche Abbrechen; dieſer leidenſchaftliche Abſchied; der tief ihr Innerſtes erſchütternde Ausdruck ſeiner Stimme — alles dieß erſchreckte ſie tödtlich. Mit hochpochendem Herzen ſagte ſie ſich, daß er um Alles wiſſe. Und der Großmüthige, Edle, Liebevolle — er zürnte nicht! Aber er litt — und litt durch ſie. Dieſe große Seele konnte verzeihen — was wenige Menſchenherzen jemals einander verziehen haben. In dieſem Augenblick erſchien Arthur — bleich, verſtört — athemlos, keuchend vor Aufregung. Emilie erſtarrte, wie vom Blitze getroffen, als der Verzweifelte ſich zu ihren Füßen warf, ihre Hand ergriff und ſagte:

„Ich habe gehorcht — glauben Sie ihm nicht, er iſt ein Heuchler!"

„Fort, Schlange!" rief Emilie tief empört aus, „verlaſſen Sie mich. Aus meinen Augen, Du einziger Zeuge meines ſchlechten Gewiſſens!"

Es war ungewiß, was Arthur in der Raſerei der Gefühle, welche dieſer Empfang erregte, gethan haben würde, wenn nicht Emilie mit einer raſchen Wendung entflohen wäre. Es geſchah ſchneller, als er ſich faſſen konnte. Als er ſich verwirrt und beſtürzt erhob, ſah er zu ſeinem Schrecken Oſinsky — kalt, ernſt, doch würdevoll vor ihm ſtehen. Einige Augenblicke blieb er mit verſchränkten Armen vor ihm, der ſeine Blicke unwillkürlich niederſchlug, und beobachtete die plötzlich wechſelnde Gemüthsſtimmung des jungen Mannes mit einer Art von väterlicher Theilnahme und Mitleid. Dann ſagte er:

„Sie leiden, junger Freund — mehr, als Sie verdient haben. Ich weiß — Leidenſchaft kennt kein Geſetz und kein Gebot, bis

ſie von der Reue geknechtet worden. — Gehen Sie — ich verzeihe Ihnen!"

Damit entfernte ſich langſam Oſinsky und ließ Arthur, — der verſteinert, ſtarr vor ſich hinſah — aus den Augen. Arthur fühlte wie ein von Großmuth und Edelſinn tief beſchämter Böſewicht. Er fragte ſich, ob er denn werth ſei, daß ihn dieſe ſchöne Erde trüge, und einer ihrer ſchönſten Engel ſeine Blicke auf ihn liebend geworfen hätte? „Alſo bin ich ein Elender," rief er aus, als er wieder zum Bewußtſein kam, „und Er iſt gerecht und rein ſtrahlend von aller Herrlichkeit der Seelengröße, — wohlan, ſo will ich ein ſtrenger Richter über mich ſein und mich für meine Schandthat beſtrafen."

Und getrieben von Wahnwitz eilte er dem Strome zu. —

Auf dem Wege ſtieß er auf Nicolas, der in einer faſt gleich üblen Stimmung am Strome ging. Als er Arthur verſtört und wilden Blickes dem Strome zueilen ſah, trat er ihm in den Weg und betrachtete ihn mit der ſeltſamen frechen Neugierde, womit ein Unglücklicher das tröſtende Elend des Andern ſieht.

„Sieh da, mein junger Freund, — wohin, faſt ſcheint es, als ob Ihnen etwas Uebles begegnet ſei?" Arthur war nicht in der Stimmung, um kalte Rückſichten des Anſtandes und der Klugheit zu beobachten. „In der That!" antwortete er, „etwas ſehr Uebles, — ich hatte mit Ihrem Herrn Bruder einen Auftritt — ich bin aus ſeinem Hauſe geworfen."

„Und weßhalb?" fragte Nicolas neugierig.

„Weil ich ſeine Gattin liebe und — ihn verabſcheue!" ſagte Arthur ohne Umſtände.

Nicolas erbebte. Er hatte Arthur lieb gewonnen — es war der einzige Menſch, welcher den Umgang des Milzkranken ſuchte.

„Das iſt ſehr ſchlimm," ſagte er mit dem Ausdruck des wahrſten Schreckens, „fliehen Sie, er wird Sie tödten!"

„Tödten, — nein, das wäre Wohlthat für mich, — er hat mehr gethan, er hat mich zertreten, er war großmüthig gegen mich."

„Großmüthig," ſagte Nicolas mit bitterem Lachen, „deſto ſchlimmer, deſto ſchlimmer! — dann fliehen Sie, ſo weit Sie können, über die Berge, über's Meer — und" —

Er hielt inne, bemerkend, daß er im Begriffe ſtehe, zu viel zu ſagen. Seine Blicke ſchweiften nach allen Seiten forſchend umher, um ſich zu überzeugen, daß ſein Bruder ihn nicht beobachte, dann ſagte er:

„Noch einmal, mein Freund, — ich begreife, daß Sie dieſen Mann nicht lieben, und begreife, daß ſeine Gattin Sie bezaubert — ich bin nicht mein Bruder — wir ſind nicht von einer Mutter geſäugt, er ſcheint an der Bruſt eines Tigers gelegen zu haben. Hören Sie meine Warnung, junger Mann, ich wage viel, ſehr viel, Ihnen dieß zu ſagen, — fliehen Sie, verbergen Sie ſich, denn er wird Ihnen nachſtellen, ſo lange er lebt. — Möge Sie der Himmel in ſeinen Schutz nehmen, — leben Sie wohl, ich kann nicht ſagen auf Wiederſehen, denn wohl Ihnen, wenn Sie uns nie, nie wiederſehen!"

Dabei drückte Nicolas, immer noch nach allen Seiten hinforſchend, dem jungen Manne die Hand und verließ ihn mit raſchen Schritten. Staunend blickte ihm dieſer nach, ſeine Blicke leuchteten wie von dämoniſcher Freude auf und er ſagte:

„Wohlan, ich will mit dieſem Tiger kämpfen!"

Siebentes Kapitel.

Des andern Morgens hatte der Marquis Champagny verlaſſen, dringende Geſchäfte hatten ihn nach Paris abgerufen. Für Arthur von Bonval hatte er folgenden Brief hinterlaſſen:

„Mein Freund!

Sie ſind mir bekannt als ein rechtſchaffener Advokat und ein geſchickter Arbeiter. Ich will Ihre Dienſte nicht durch einen Fehltritt verlieren, den Sie in dieſem Augenblick bereut haben. Bleiben Sie daher in Ihrer Stellung und mäßigen Sie Ihre Wünſche. Die Tugend einer wohlerzogenen Frau wird immer erhaben bleiben über die Anfechtungen flüchtiger Begierden. Ich fürchte von Ihrer Seite keinen Rückfall und hoffe, daß Sie ſich in meinem Hauſe bald überzeugen werden, ob ich ein Heuchler bin, oder ob es mir Ernſt ſei mit der Praxis des Grundſatzes: Böſes mit Gutem zu vergelten. Frau von Quarin weiß nicht, was zwiſchen uns vorgefallen. Es wird Ihnen bei aufrichtigen Vorſätzen nicht ſchwer ſein, ſich Ihre Verzeihung und Achtung wieder zu erwerben."

„Ja, ich will bleiben!" ſagte Arthur wild frohlockend, „ich will Dich in Deinen eigenen Schlingen fangen und freudig ſterben, wenn es mir gelingt, Emilien zu retten und ihre Verblendung zu beſiegen."

Frau von Quarin ſah ſich nicht ſobald allein, als ſie zu fühlen begann, daß ſie gegen Arthur grauſam geweſen ſei. Sie ſuchte ihren Fehler wieder gut zu machen und beſchloß, ihn von ſeiner Leidenſchaft und Verblendung zu heilen. So hatten beide Theile ſich vorgenommen, einander vom Wahne vorgefaßter

Meinungen zu befreien! Als Arthur ihr nach einigen Tagen zum erſten Male begegnete, war ihr Blick ohne Zorn, voll Sanftmuth und Güte. Gern hätte ſie mit ihm einige Worte gewechſelt, welche ihr geeignet ſchienen, ſeinen Trübſinn zu zerſtreuen, allein die wachſamen Augen einer Geſellſchafterin, welche ihre Duenna machte und von dem Marquis in's Haus gebracht worden war, Mademoiſelle Duval mit Namen, machten es ihr unmöglich. Dieſe alte Dame ſtand in einem andächtigen Gedankenverkehr mit dem Pfarrer Amadee, welcher ihr aufgegeben hatte, über die Begierden feuriger Jugend mütterlich zu wachen. Frau von Quarin bemerkte anfangs dieſe Aufſicht nicht, ſpäter wurde ſie ſolche zwar gewahr, fand ſie aber erwünſcht und heilſam; noch etwas ſpäter ward ſie ihr unbequem und endlich eine unerträgliche Laſt.

Es waren kaum einige Wochen vergangen, als Frau von Quarin ſich veranlaßt fühlte, ſich dieſer Wachſamkeit zu entziehen. Sie fand hundert Ausflüchte, um ſich der Geſellſchaft der Demoiſelle Duval zu entledigen, und fand genug Vorwände, um den Herrn von Bonval über wichtige Verwaltungsgegenſtände zu Rathe zu ziehen. Arthurs Beſuche wurden wieder regelmäßiger, und es fand ſich baald eine Gelegenheit zu einem Geſpräche ohne Zeugen.

„Es iſt mir lieb, mein Herr," ſagte ſie zu Arthur, „Veranlaſſung zu erhalten, um Ihnen zu ſagen, daß ich bedaure, durch einen beſchimpfenden Ausdruck gegen meinen Gatten hingeriſſen worden zu ſein, — verzeihen Sie mir!"

Arthur ſchwieg betroffen, verwirrt, beſtürmt von widerſprechenden Gefühlen.

„Sie begreifen, mein Herr," fuhr Emilie fort, indem ſie keinen Augenblick von ihrem Stickrahmen aufblickte, „daß es mir nicht gleichgültig ſein kann, zu erfahren, was Sie veranlaßt hat, gegen

meinen Gemahl eine ſo harte und ungerechte Beſchuldigung auszuſtoßen."

Arthur, längſt vorbereitet auf dieſe Erörterung, ſäumte nicht den Augenblick zu nützen.

„Wie Sie auch von mir denken mögen, Madame!" ſagte er ceremoniös, „ſo bitte ich Sie, niemals zu glauben, daß gemeine Leidenſchaft mich jemals veranlaſſen könnte, das Vertrauen einer Frau gegen ihren Gatten, die erſte Bedingung ihres Glückes, zu erſchüttern. Ich habe nicht nur die Geſchäfte Ihres Herrn Gemahls zu verwalten, Sie haben mich mit Ihrem Vertrauen gleichfalls beehrt und nur in der Eigenſchaft Ihres Sachwalters habe ich mir erlaubt, Sie auf einen Charakterfehler Ihres Gemahls aufmerkſam zu machen, der Ihr Vermögen in Gefahr ſetzt."

„Mein Vermögen?" erwiederte Emilie ruhig, „erklären Sie ſich näher. So ſehr ich meinen Gatten liebe und verehre (ſie betonte dieſe Worte mit großem Nachdruck), ſo wenig ich vermag in ihn ein Mißtrauen zu ſetzen, ſo ſehr wünſche ich die Urſache kennen zu lernen, welche irgend Jemanden veranlaſſen könnte, von ihm ſchlecht zu denken. Sprechen Sie daher ohne Rückhalt."

Arthur erzählte nun mit großer Ruhe Alles, was er wußte. Er ſchilderte ihr zuerſt einen Theil der öffentlichen Meinung über des Marquis Charakter und Leben, den Leumund ſeines Freundes, des Grafen Lambord; er theilte ihr den Inhalt der Briefe Wiftons und Waterhills mit und malte ihr mit dieſem Material ein Charakterbild ihres Gatten, welches — ſie vollkommen kalt ließ. Indem ſie auf die Thatſachen ein geringes Gewicht legte und ſie zu Gunſten ihres Gatten auslegte, betrachtete ſie die Gemüthsſtimmung Arthurs als die ſchwarze Brille, durch welche ihr die natürlichſten Dinge grauenhaft erſcheinen mußten. Wenig-

ſtens in dem Augenblicke, wo ſie ſelbſt wieder das Erwachen von Gefühlen bemerkte, welche ſich ſtärker erwieſen hatten, als Vernunft und Grundſätze, ſchrieb ſie Alles Dunkel des Gemäldes der Eiferſucht zu. Indeſſen ſagte ſie mild zu ihm:

„Sie ſehen zu ſchwarz, mein Freund, — ich finde in allen dieſen Dingen — zwar Stoff zum Nachdenken für mich auf ein Jahr, aber noch nichts, was mich wankend machen könnte in meinem Vertrauen. Es iſt natürlich, daß mein Gemahl Feinde hat, wie jeder wackere, bedeutende Mann, welche ihn falſch beurtheilen; es iſt begreiflich, daß die Pariſer Läſterſchule von ihm Anekdoten erzählt; es iſt wieder natürlich, daß mein Gemahl meinem Oheim nicht zu ſtrenge Rechenſchaft über die Verwaltung meines Vermögens abfordert, da ich dieſen Oheim wie einen Vater liebe; es iſt ſehr natürlich, daß ein Mann, der an meinen Gatten eine große Summe im Prozeß verliert, von ihm eine üble Meinung faßt und ſich an ihm zu rächen ſucht; es iſt endlich mehr als gewöhnlich in unſerer undankbaren Welt, daß ein Bruder den andern verläumdet!“

„Wenn Alles aber aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten iſt,“ erwiederte Arthur, „ſo iſt doch Alles Anlaß genug für einen Mann, dem Ihr Schickſal theuer iſt, daſſelbe ohne vorgefaßte Meinung, aber mit ernſtem, prüfendem Verſtande zu überwachen und die Verhaltung Ihres Gatten, gegen Sie zumal in Vermögensangelegenheiten, aufmerkſam zu beobachten. Dieſe Erlaubniß von Ihnen zu erwirken, bin ich in Champagny geblieben.“

„Wohl,“ ſagte Emilie, indem ſie ihm die Hand reichte, „ich erlaube Ihnen dieſe Sorgfalt, welche Sie für nöthig finden, aber nur unter einer Bedingung.“

„Ich nehme ſie im Voraus an.“

„Hören Sie erſt: unter der Bedingung, daß Sie Alles, was

zwiſchen uns vorgefallen und was wir uns vorzuwerfen haben, vergeſſen, daß ſie niemals einer Hoffnung Raum geben, welche auf die Zerſtörung meines ehelichen Glücks ausgeht, daß Sie niemals zweifeln, ich könne meinen Pflichten getreu, ſelbſt wenn ſie mich nicht beglückten, bleiben — daß Sie —

„Ich denke, es ſind genug der Bedingungen, Madame, — ich nehme ſie an. Allein eben ſo fordere ich von Ihnen, daß Sie, falls es mir gelingt, Beweiſe Ihnen vorzulegen, welche meine Beſchuldigungen gegen Ihren Gemahl rechtfertigen, mir Ihr Gehör nicht verweigern werden, da dieſe Hoffnung allein mich ſtärken kann, um alle dieſe Seelenqualen zu ertragen, welche mit einer hoffnungsloſen Leidenſchaft verbunden ſind.“

Dieſem Geſpräche, welches durch einen Zufall abgekürzt wurde, folgten viele Tage ohne Begegnungen. Der Marquis blieb in Paris. Emilie verſank in tiefes Nachdenken — ſie ſuchte die Einſamkeit und fand auf allen ihren Wegen — Arthur.

Ihre Leidenſchaft für ihn kehrte mit furchtbarer Gewalt zurück. Sein von Glück ſtrahlendes Geſicht, wenn er ſie von Weitem ſah, ſeine beſchleunigten Schritte, ſeine Zurückgezogenheit von Jedermann, ſeine Entfernung von allen Freuden der männlichen Jugend — alles das ſagte ihr, daß Arthur nur in ihr lebe. Sie fühlte ſo zu ſagen ſeine Seele in ihrem Herzen.

Jeden Abend klagten ſchwermüthige Flötentöne herüber aus ſeiner nahen Wohnung. Jeden Morgen fand ſie auf gewohnten Wegen ſeine Blumen.

Emilie wurde zerſtreut, einſilbig, — ſie weinte oft in ihrer Einſamkeit.

Ihre Wächterin bemerkte bald die Veränderung. Sie maßte ſich einen ſtrengen Ton gegen ſie an. Der Pfarrer Amadee ſekundirte ſie. In die Alternative geſtellt, zwiſchen den oft von man-

chem gesunden Witz gewürzten Ermahnungen des ehrwürdigen Priesters und den Bosheiten ihrer Hofmeisterin zu wählen, zog sie die ersteren vor. Aber bald ermüdeten sie auch diese bis zum Ekel. Die Töne der Flöte klagten aber jeden Abend herüber.

So kam es allmählig dahin, daß Emilie ihre Fesseln mit Gewalt zerbrach. Die Vollmachten, welche Mademoiselle Duval — ein ausgewachsenes Geschöpf, welche ihrer Herrin Alles mißgönnte, von den Reizen ihrer Füße an bis zu dem Glanz ihrer Augen, jeden Vorzug der Gestalt, des Herzens, des Geistes — zu besitzen behauptete, um im Namen des Marquis die Ehre des Hauses zu schützen, die Lobreden, welche der Pater Amadee den Vorzügen ihres Gatten hielt, ohne eine Gelegenheit zu versäumen, Arthur in ihren Augen herab zu setzen; die Erinnerung an den Geiz ihres Oheims, an die schändliche Zersplitterung ihres Erbtheils und das Schweigen des Marquis, und die auffälligen Punkte ihres Ehevertrags reizten sie so oft auf, daß sie endlich in einer Stunde des überwallenden Unmuths an ihren Gemahl nach Paris folgende Bemerkungen als Nachtrag zu einem Briefe schrieb:

„Unter Anderem würden Sie mir, mein Gemahl, ein großes Vergnügen machen, mir endlich über die Anwendung meines Vermögens in Paris eine genügende Auskunft zu geben und die erforderlichen Belege einzusenden. Wollen Sie ein Uebriges thun, so befreien Sie mich von den Sittenpredigten Ihres Freundes, des Pere Amadee, und den Malicen Ihrer Freundin Mademoiselle Duval."

Die Folgen dieses Schreibens waren für Emilien höchst erfreulich. Denn mit umgehender Post erhielt Mademoiselle Duval einen Brief des Marquis, welcher sie bestimmte, in Zerknirschung und Demuth der Marquise ihre Zudringlichkeiten abzubitten.

Der Pfarrer Amadee blieb zwar nicht aus, aber ſchien mehr den Zweck zu haben, die Marquiſe zu erheitern, als ihr läſtig zu fallen. Was ihr aber das Erfreulichſte war, die Anfrage hinſichtlich ihres Vermögens, hatte die Folge, daß der Marquis einige Rechnungsausweiſe von Arthur verlangte, behufs der Gegenrechnung und beſten Ordnung, welche Emilien Vorwand gaben, Arthur oft und — ungeſtört zu ſprechen, obgleich immer in der Nähe der wachſamen Demoiſelle Duval. Um den Anlaß zu ſolchen Beſprechungen dieſer deutlich zu machen, verſäumte die Marquiſe niemals, alle ihre Aufträge an Arthur durch die Hand derſelben gehen zu laſſen. Der Marquis hatte die Beibringung dieſer Rechnungsausweiſe zur Bedingung ſeines Rechenſchaftsberichtes gemacht, allein ſeine Gemahlin betrieb dieſes Geſchäft mit ſo wenig Eilfertigkeit und zertheilte die Hauptfragen in ſo viele Spezialfragen, wovon jede eine Beſprechung mit Arthur nothwendig machte, daß der Marquis nicht wieder mit dieſer Angelegenheit behelligt wurde.

Indeſſen waren die beiden Liebenden in hohem Grade elend. Ihre Leidenſchaft wuchs, ohne Hoffnung wie ſie war, nur deſto rieſiger empor. Pere Amadee ſchickte eine Epiſtel nach der andern nach Paris, theils um ſeine Freundin, die Aebtiſſin der soeurs grises über ihre beiderſeitige Enthaltſamkeit zu beglückwünſchen, theils um den Marquis zu warnen. Der Brand der beiden ſich ſelbſt überlaſſenen Herzen machte täglich reißendere Fortſchritte. „Ihre Gattin weint Thränen, welche aus dem Brunnen verbotener Wünſche kommen," ſchrieb Pere Amadee. Der Marquis traf keine Vorkehrungen zum Schutze ſeiner Hausehre. Die Aufträge deſſelben an Demoiſelle Duval lauteten beſtimmt dahin, ihr jedwede Freiheit zu laſſen, die ihr als Herrin und Gebieterin zukomme und ihr niemals durch unberufene Aufſicht und Neugierde zur Laſt zu fallen.

Inzwiſchen arbeitete Arthur ein Formular des Rechenſchaftsberichtes mit allen den Vermögensſtand der Marquiſe umfaſſenden Details aus, welches der Marquis ausfüllen und belegen ſollte. Auf ſein Anrathen ſchickte Emilie dieſes Formular nach Paris. Es war darin nichts vergeſſen, bis auf die Zinſen von den Zinſen, berechnet bis auf die Stunde der Ausfertigung der Generalrechnung. Der Marquis antwortete, daß er, von Geſchäften überhäuft, vor Ablauf des Rechnungsſemeſters außer Stande ſei, eine ſo weitläufige, zeitraubende Arbeit auf ſich zu nehmen. Er ſei mit der Vermehrung der Güter ſeiner Gemahlin ſo glücklich und unausgeſetzt beſchäftigt, daß er es nicht auf ſein Gewiſſen nehmen könne, einen Augenblick zu verſäumen.

„Sie ſcheinen an Langerweile zu leiden, meine Theure," ſchrieb er, „indeß ich in unaufſchieblichen Geſchäften hier mitten im Strome der Zeiten und ihrer Schickſalsläufte treibe. Es begeben ſich große Dinge am politiſchen Himmel. Weniger der Ehrgeiz, eine Stellung zu erringen, welche des Gemahls der Gräfin Beaumarchais würdig iſt, als vielmehr die Sorge für ihr Vermögen hält mich hier zurück. Es können leicht Umſtände eintreten, welche finanzielle Revolutionen zur Folge haben und die reichſten Familien an den Rand des Elends bringen. Ohne eine ununterbrochene Wachſamkeit und beſonders freie Dispoſition vermöchte ich kaum ſehr weſentliche Verluſte abzuwenden. Die Courſe fangen an zu zittern wie die Magnetnadel vor einem Erdbeben. Begreifen Sie, daß ich außer Stande bin, jetzt Ihren kleinen Launen Genüge zu leiſten? Suchen Sie das Vergnügen, Madame. Sie beſitzen Alles, um ſich das Leben angenehm zu machen. Schonen Sie unſere Pferde nicht und machen Sie Partieen über Land. Genügt Ihnen die Geſellſchaft des Pater Amadee nicht, ſo nehmen Sie Arthur von Bonval mit ſich. Ich hoffe nicht, daß er

Ihnen widerwärtig iſt, und fürchte nicht, daß er Ihnen zu angenehm werden könnte. Eine Dame von Ihrer Erziehung und Ihrem Zartſinn weiß in allen Dingen das rechte Maß zu finden. Alſo ſein Sie fröhlich, amüſiren Sie ſich täglich und denken Sie zuweilen an Ihren in der Ferne ſeufzenden Freund und Gatten."

Dieſe Sprache war allerdings beruhigend.

Emilie befolgte die Rathſchläge ihres Gemahls nur unvollkommen. Sie fuhr über Land, aber niemals ohne Mademoiſelle Duval und immer ohne Arthur.

Vater Amadee verſüßte ihr die Stunden mit Vorleſungen aus Fontenelle und Boſſuet. Mademoiſelle Duval ſpielte die Harfe und ſang herzbrechende Hymnen dazu.

Madame Quarin fing an, ihr Leben zu verwünſchen.

Jeden Abend klagten die Flötentöne herüber — jeden Morgen wandelte ſie auf Blumen, welche Arthur auf ihre Wege geſtreut.

Die Rechnungsausweiſe erſchöpften ſich — auch gewährten ſie nur Unterredungen voll Zwang, ſtets von boshaften Lauerern bewacht.

Arthur lebte wie in einem Kloſter, abgeſchnitten von aller Welt. Er beſchäftigte ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Gedichten voll Liebesverzweiflung.

Die ganze Atmoſphäre von Champagny athmete nur Seufzer von ſolchen, welche unglücklich waren, und jenen, welche dadurch gelangweilt wurden.

Emilie fand in dieſer tödtlichen Einförmigkeit ihres Lebens nur eine Glückſeligkeit — es war ihr Blumengarten, wo täglich neue, reizende Geſchöpfe der Natur ihre Sinne erfreuten.

Hierher floh ſie vor dem Ennui, welches wie ein Alp die Atmoſphäre des Schloſſes drückte.

Hier hörte ſie die geliebten Flötentöne.

Hier erwachten alle Erinnerungen an ihre fröhliche Jugend, an ihre Mutter, ihren Vater, ihre Geſpielinnen.

Hier ſah ſie zum Troſte im Spiegel des klaren Sees, daß ihre Geſtalt unter ſolchen Leiden nicht welke, daß ihre Wangen noch blühten.

Hier fand ſie oft beſchriebene Blätter von geliebter Hand, welche ihr ſagten, daß ſie der Götze eines Herzens ſei, das ſie zerriſſen.

Hier war Alles beiſammen, was ſie erfreute, tröſtete, erheiterte. Sie nannte es daher ihr Paradies!

Achtes Kapitel.

Es giebt Augenblicke — lange, ſelige — im Jugendleben, wo trotz allen Widerwärtigkeiten des Lebens das friſche Menſchenherz nur des Glückes, des Genuſſes fähig iſt, wo Vergeſſenheit das Gedächtniß einſchlummert und die Sorge wie Nebel verdunſtet im elektriſchen Feuer jugendlicher Empfindung. Und dieß iſt der Brautſchatz, den die Natur der Jugend gegeben, um ihre Schöpfungen gegen den zerſtörenden Athem jenes rechnenden Bewußtſeins zu ſchützen, welches an jedem Genuſſe mäkelt und jede Freude zurückweiſt, um nicht Augenblicke des Glücks mit jahrelanger Reue zu bezahlen.

Emilie beſaß noch dieſen Brautſchatz ungeſchmälert. Die ſchwarzen Wolken des Kummers, welche ihren Geiſt umlagerten,

mußten oft entfliehen vor der ſtrahlenden Sonne ihrer jugendlichen Heiterkeit und freudebegehrlichen Sinnlichkeit. Sie war empfänglich für alle Reize der Natur und des Lebens. Der Duft der kleinſten Blume ging für ſie nicht verloren, kein Farbenſpiel am Himmel blieb von ihr unbemerkt, kein Wohllaut im Geſange der Vögel, kein Wohlgeſchmack einer ſüßen Sommerfrucht.

Wir finden ſie an einem herrlichen Sommerabend mitten in ihrem Paradieſe. Dieß war ein kleiner Blumengarten im Parke von Champagny, wo alles vereinigt war, was die Sinne einer jungen Frau nur immer bezaubern konnte. In blühender Pracht — die Luft mit Wohlgerüchen erfüllend, ſah man hier auf geſchmackvoll geordneten Beeten die ganze Flora des ſüdlichen Frankreichs, die prächtigſten exotiſchen Gewächſe. Alles, was die Gärtnerei Koſtbares an prangenden Dahlien, Camellien, Orchideen, Hyacinthen, Cactus ꝛc. aufzuweiſen hat, war hier vorhanden, denn auf Emiliens Anordnung hatte der Gärtner die Blumenzucht ſo geordnet, daß von den Blumen, welche ſie beſonders liebte, den ganzen Sommer über immer blühende Exemplare vorhanden waren. In der Mitte des Gärtchens befand ſich ein Baſſin von kryſtallhellem Waſſer, worin Schwäne umherſchwammen und aus den zarten Händen der reizenden Burgfrau Fütterung erhielten. Rings herum um das Baſſin lagen olympiſche Geſtalten aus carrariſchem Marmor, badende Najaden um einen nackten Jüngling verſammelt, der die Panflöte blies. Zahlreiche Springquellen erfriſchten die würzige Luft umher und verbreiteten Kühlung.

Der Inbegriff aller Gartenwolluſt aber war ein herrliches Zelt am Ufer des Teiches, zu welchem nur ein Eingang führte, in dem Teiche aber lag immer eine kleine Gondel bereit, um die der Einſamkeit holde Frau in ihr Refugium zu tragen. An

allen anderen Seiten war das Zelt von Felsen und undurchdringlichen Rosensträuchen umgeben. Die Aussicht über den Teich und über eine prangende Blumenwelt endigte mit einem Hintergrund, wie ihn die Phantasie eines Malers nicht schöner wünschen konnte. Ein reizendes Tempe, durchschnitten von einem mäandrisch sich schlängelnden Flusse, wurde begrenzt von blauen Bergen, auf welchen in Gewölk und Dunst und bei wechselnder Beleuchtung sich alle Farben der Iris brachen. War diese Aussicht durch den gründamastenen Vorhang des Zeltes verschlossen, lag die Gondel vor dem Zelte — dann konnte Emilie hier — sicher vor jeder Störung — vor jedem lästigen Besuch, jeder Domestikenneugier, alle Freuden und Seligkeiten der Einsamkeit eines jugendlichen Herzens und einer lebendigen Phantasie genießen.

Das Innere dieses reizenden Zeltes entsprach vollkommen seiner Umgebung. Die erfinderische Phantasie Emiliens hatte aus diesem Refuge einen Palast der Grazien gemacht. Obwohl der Raum des Zeltes klein war, so war er doch hinlänglich groß, um Alles in sich aufzunehmen, was Emilie um sich liebte. Eine seidene, prächtige, kleine Ottomane — ganz für die Dimensionen ihres Körpers berechnet, auf vergoldetem Gestelle; eine große Blumenvase, angefüllt mit den schönsten Blumen; ein Körbchen mit Aprikosen und anderen Früchten; ein Käfig mit zwei Inseparables und ein anderer mit einem zwitschernden Kolibri; ein großer Teppich, worauf das Bild einer ruhenden Venus zu sehen war, bildete die Einrichtung dieses Gemaches. Das Licht fiel in das Zelt durch einige geschickt angebrachte Fenster mit farbigen Gläsern von oben herein, welche alle Gegenstände im Innern magisch erleuchteten.

Der Nachmittag war sehr warm gewesen — Emilie hatte sich

hierher zurückgezogen, um „Heloiſe" zu leſen. Wie ſie hier auf der Ottomane halb ſitzend, halb liegend ruhte, würde ein Maler kein ſchöneres Bild zu erfinden im Stande geweſen ſein. Leicht gekleidet, in weißen, weichen, ſich anſchmiegenden Battiſt, der auf gleich ſchmiegſamen Untergewändern ruhte, die Arme von blendendem Weiß und herrlicher Rundung entblößt — Buſen und Schultern mit zartem Flor bedeckt — das Haupt unbedeckt — die ganze Fülle dunkler Locken immer beweglich ſchwebend und elaſtiſch hüpfend bei jeder Bewegung des Hauptes; in der geſchäftigen, immer ſpielenden einen Hand einen blühenden Myrthenzweig, in der andern das Buch im koſtbaren Prachtband — ſah ſie aus wie eine Feenkönigin, welche in einem Zauberbuche Beſchwörungsformeln ſtudirte. Natürliche Grazie, inſtinktmäßige, wie ſie der Jugend ſo eigenthümlich iſt, ließ die Zauberin eine Stellung einnehmen, welche nicht maleriſcher ſein konnte. Es war Alles reizend an dieſer Geſtalt, von dem kleinen, mit roſafarbigen Atlasſchuhen bekleideten Füßchen bis zur blendenden Stirn, worauf nur Gedanken des Glückes lagen. Das Leſen war langſam — ſie ſchien ſchöne Träume mit den in ihrer Phantaſie aufgenommenen Bildern zu verbinden, denn nicht ſelten legte ſie das Buch in den Schoos, um mit geſchloſſenen Augen zu ſchlummern. Aber in der That waren alle ihre Sinne wach — ſie fühlte den ganzen Reichthum der Jugend an ſeligen Empfindungen in ſich. Ihr kindliches Herz hüpfte vor Vergnügen über alles Das, was ſie umgab. Mit wollüſtigem Behagen zog ſie den Duft der Blumen in ſich, hörte ſie den luſtigen Wettſtreit der Singvögel, welche ſich überbieten wollten, und darauf eiferſüchtig ſchienen, von der hier hauſenden holden Fee gehört zu werden; das Plätſchern der Schwäne; das Schwärmen der buntfarbigen, leichtbefiederten Nymphen und alle die zahlloſen

Stimmen der belebten Natur, welche dem Gefühlloſen unbemerkt verhallen. Den Zauber, der ihre Gefühle beherrſchte, verſüßten noch die ſchönen Klänge einer Spieluhr, welche jede Viertelſtunde dieſes herrlichen Genußlebens durch kleine Muſikſtücke anzeigte und durch die Mahnung an die Vergänglichkeit dieſer Freuden nur die Luſt am Genuſſe des Augenblicks erhöhte. Emilie fühlte ſich glücklich — nur Eins fehlte ihr noch zur olympiſchen Seligkeit, zur Wonne der Götter. Alles, was ſie umgab, erregte in ihr eine heiße, glühende Sehnſucht. Die Wollüſte des Augenblicks verſcheuchten alle ernſten, kalten Gedanken — nur Empfindungen belebten ihre Seele, nur ein Wunſch glühte in ihrem Herzen und erpreßte ihr Seufzer — —

Die Lektüre war beendigt — das Buch entfiel ihren Händen. Jetzt gaukelten Bilder vor ihrer Seele, welche ihren Athem beſchleunigten. Sie ſchloß die Augen und träumte von dem Manne, dem ſie ſo ſcheu entfloh, von Arthur. Bei dieſer Thätigkeit ihrer Einbildungskraft hatte die Vernunft und das ſonſt ſo wache Gewiſſen nichts zu ſchaffen. Da weckte ſie ein Geräuſch aus ihren Träumen — mit ahnungsvollem Herzpochen hörte ſie Ruderſchläge — wenige Augenblicke, und der Vorhang öffnete ſich — Arthur ſtand vor ihr.

„Sie hier?“ ſagte ſie überraſcht, indem ſie ſich erhob und die Hand an ihr Herz legte, wie um es zu beruhigen.

Arthur antwortete nicht — der Anblick, der ſich ihm darbot, hatte ihn völlig verzaubert. Auch er befand ſich in angenehmer Erregung, dieſelbe Stimmung hatte ihn ergriffen, welche Emilien Alles vergeſſen machte. Seine Augen ſchienen ſich nicht ſättigen zu können, ſeine lächelnden Mienen, ſeine von Freude ſtrahlenden Augen ſprachen Bewunderung und Vergnügen aus.

„Ah — wie ſchön iſt es hier!“ ſagte er endlich, „wie ſchön — wie ſchön —“

Emilie lächelte und ſchwieg. Der Anblick dieſer Ueberraſchung machte ihr unbeſchreibliches Vergnügen.

„Was führt Sie zu mir — wie kamen Sie hierher?“ fragte ſie endlich.

„Ihre Einladung, ſchöne Frau —“

„Meine Einladung?“ fragte Emilie überraſcht.

„Hier Ihr Brief!“ ſagte Arthur und wies ein Blatt Papier.

„Von geſtern,“ entgegnete Emilie vorwurfsvoll, „und Sie kamen nicht.“

„So eben erhalte ich den Brief — wie können Sie glauben, daß ich ſäumen würde?“

„Alſo eine Nachläſſigkeit meiner Dienerin — doch wie kamen Sie über den Teich?“

„Die Gondel lag am jenſeitigen Ufer —“

„Das iſt ſeltſam — ich habe ſie doch angebunden.“

„Wahrſcheinlich hat ſie der Wind und — mein guter Stern — hinüber getrieben.“

Der Zufall war poetiſch. In der Stimmung, worin beide Theile ſich befanden, ſahen ſie darin eine verborgene Schickung.

„Nun, wenn Ihr guter Stern es ſo will,“ ſagte Emilie lächelnd, „ſo bleiben Sie — aber Sie finden mich heute nicht in der Laune zu Geſchäften — doch gleichviel, laſſen Sie uns ein wenig plaudern — der Abend iſt ſo ſchön — Sie werden doch nicht bedauern, einige Augenblicke bei mir zu verlieren?“

„Wie glücklich bin ich!“ entgegnete Arthur, indem er ſie mit inniger Bewunderung betrachtete, „Sie haben hier ein wahrhaftes Paradies und Sie ſind der Engel, der es verherrlicht.“

„Können Sie auch ſchmeicheln?“

„Schmeicheln?“ entgegnete Arthur mit wahrer Entrüſtung, „kann man da ſchmeicheln, wo Alles vollkommen iſt?“

„Ach ja,“ ſagte Emilie, „für meinen Garten nehme ich das Kompliment an, er iſt mein Eldorado. Und, was mich am Meiſten freut—er iſt mein Werk. Ach—das Leben iſt ſo kurz und oft ſo traurig, man muß trachten, einige Augenblicke des Glücks zu erhaſchen.“

„Und Sie fühlen ſich hier glücklich?“

„In dieſem Augenblick—ja!“

„Und meine Gegenwart ſtört Ihr Glück nicht?“

„Ach nein,“ erwiederte Emilie lebhaft, „ich freue mich, Sie zu ſehen. Es iſt ſo traurig, allein glücklich zu ſein.“

„Ach nicht ſo traurig, als allein unglücklich zu ſein.“

„Und ſind Sie denn jetzt unglücklich? Erfreut Sie nicht alle die prangende Herrlichkeit der Natur?“

„O, jetzt bin ich unausſprechlich glücklich.“

Wer vermöchte alle die kleinen unbedeutenden Wendungen des Geſprächs zwiſchen zwei Liebenden wieder zu geben! Jedes Wort hat da eine tiefe Bedeutung—denn die Blicke, welche ſie begleiten, ſind inhaltsſchwerer als die Sprache.

Arthur nahm Platz an Emiliens Seite. Das Buch lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Emilie entfernte es, erröthend.

„Ein Buch über die Liebe!“ ſagte Arthur ſeufzend, „es läßt ſich darüber ſo viel und doch ſo wenig ſagen!“

„Ich verſtehe gar nichts davon!“ ſagte Emilie naiv. „Aber ich wäre recht neugierig, ein Mal eine vernünftige Meinung darüber zu hören.“

„Darf ich meine Meinung darunter verſtehen?“

„Warum nicht. Sie haben wohl Erfahrungen!“

„Nur Eine!“

Hier ſchwiegen beide Theile, fühlend, daß dieſes Thema der Unterhaltung für ihre Situation ein ſehr kritiſches ſei. Dennoch fuhr Emilie fort nach einer Pauſe:

„Ich wünſche eigentlich nur eine ordentliche Definition der Liebe zu hören. Alles, was ich darüber gehört und geleſen, befriedigt mich nicht. Man nennt ſie ein edles und heiliges Gefühl und doch erklärt man es oft für ſtrafbar. Ich begreife das nicht."

„Strafbar! Wer kann ſtrafbar nennen, was zu thun und zu laſſen nicht in unſerer Macht ſteht? Aber, was Liebe iſt, das vermag kein Sterblicher zu ſagen. Das kann man nur empfinden — wie ich es jetzt empfinde an Ihrer Seite."

„Lieben Sie mich denn noch?"

„Welche Frage!" entgegnete Arthur und preßte die Fingerſpitzen der Hand Emiliens mit einer Miſchung von ehrerbietiger Scheu und Leidenſchaftlichkeit an ſeine Lippen.

„Und bin ich denn werth, geliebt zu werden?" fragte Emilie, indem ſie ſich erinnerte, wie grauſam ſie den armen Arthur behandelt hatte.

Arthur ſeufzte und antwortete nicht. Aber die bewundernden, anbetenden, leuchtenden Blicke, womit er ſie betrachtete, ſagten ihr ſeine Gedanken. Emilie befand ſich in einer reizenden Verwirrung. Ihre Wangen glühten und ihr Buſen wogte heftiger. Arthur ergriff wieder ihre Hand, welche ſie ihm entzogen hatte, und heftete ſeine Lippen auf ſie, näher und näher ſchlugen die beiden Herzen an einander — die Worte fielen ſparſam — deſto häufiger wechſelten die Blicke. Da ergriff ein Lüftchen aus dem nahen Buſch den Buſenſchleier Emiliens — ein greller Lichtſtrahl fiel roſig auf ihr purpurroth glühendes Geſicht und ihre glänzenden Augen.

„Wie ſchön Du biſt, Emilie!“ ſagte Arthur außer ſich, und ſank anbetend vor ihr nieder.

Zitternd hob ihn die junge Frau auf—die Welt verging um ſie her. Die Vögel ſangen nicht mehr, das Plätſchern der Schwäne hörte auf, der Duft der Blumen—alle Farbenpracht der Natur verſchwand für ſie —

Plötzlich erwachten ſie furchtbar.

Drei Männer ſtanden im Gemache! Es war ein kurzer, aber ſchrecklicher Augenblick.

„Meine Herren, Sie haben geſehen, was hier vorgefallen, wir wollen hier nicht länger ſtören!“ ſagte der Marquis von Quarin-Oſinsky mit eiskalter Ruhe. Der Vorhang fiel wieder zu—die Liebenden ſahen ſich wieder allein. Emilie verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen — einige Minuten wie leblos da ſitzend—dann ſprang ſie wild auf und wollte hinaus — in den Teich.

Arthur errieth ihr Vorhaben — nahm ſie kraftvoll um den Leib und trug ſie auf die Ottomane zurück.

Der Augenblick ſchien ihm furchtbar entſcheidend. Er ergriff ihn mit Geiſtesgegenwart.

„Faſſe Dich, Emilie—höre mich!“

Aber die Unglückliche fuhr fort, mit ihm zu ringen — ihre Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer, ihre Lippen troffen von Schaum—ihre erſtickte Stimme konnte keine Worte hervorbringen—nur Geſtöhn der Wuth und Verzweiflung. Arthur mußte ſie mit eiſerner Fauſt zurückhalten. Sie grub ihre Zähne in ſeine um ſie geſchlungenen Arme, daß das Blut auf dem Boden rieſelte, aber Arthur ließ von ihr nicht ab.

„Höre mich — Unſinnige!“ rief er ihr wiederholt zu, „höre mich!“

Endlich ſank Emilie erſchöpft zurück.

„Emilie!“ ſagte Arthur, „was iſt für Dich verloren — die Welt iſt weit und ich folge Dir bis an ihr Ende!“

Emilie machte eine verneinende Geberde des Abſcheues.

„Kannſt Du einen Mann noch lieben, ſo tigerwild und beſtialiſch, wie dieſer Quarin, der Dich mit kaltem Blut tödtet?“

Emilie knirſchte mit den Zähnen und eine ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand ſchien zu ſagen, daß ſie ihn tödten wolle.

„Ich — werde ihn tödten!“ rief Arthur. „Er oder ich — uns Beide trägt die Erde nicht!“

Emilie nickte ihm mit wilden Blicken Beifall zu.

„Es wird aber kein Zweikampf ſein — ſondern ein Gottesurtheil. Er muß fallen. Dann aber wollen wir fliehen, fliehen vor einer Civiliſation, welche ſolche Menſchen und Geſetze erzeugt, die die Natur beleidigen. Man wird Dich hier verachten, ja, aber nicht, weil Du Unrecht gethan, ſondern weil Du nicht geſchickt genug Deinen Fehler verborgen haſt. Was iſt Dein Verbrechen? Der Stimme der Natur gefolgt zu ſein, welche Dich von einem abgemüdeten Weltmann ohne Herz in die Arme desjenigen führte, der Dich über Alles liebt! Laß uns dieſe naſerümpfende, giftige Mediſance verachten, welche — uns verurtheilen wird. Nur Volksbetrüger erklären die Abtödtung der Sinne für Tugend. Dieſe Tugend der Leichname — laß uns ſie verachten!“

Emilie antwortete nicht. Sie fühlte etwas ſterben in ſich. Es war der kindliche Sinn ihrer Jugend und Unmündigkeit. Sie hörte nicht, was Arthur ſprach, ſondern verwand die Schmer-

zen des Todeskampfes, welches dieſes Sterben verurſachte. Dagegen half weder Vernunft noch Schmeichelei. Sie haßte in dieſem Augenblick Arthur nicht minder als ihren Gemahl. Gegen den Egoismus ihrer beleidigten Weiblichkeit vermochte ſelbſt die Liebe nichts. Als Arthur ſah, daß alle ſeine Bemühungen, ſie zu beruhigen, vergeblich ſeien, ſchwieg auch er unter Gefühlen, welche grauſam und beſchämend waren. Endlich brach Emilie in ein lautes Weinen aus. Arthur fühlte über ihren Schmerz ſein Herz brechen. Seine Troſt- und Schmeichelworte waren von Thränen begleitet.

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte er, „welches Elend habe ich über Dich gebracht? O könnte ich doch mit meinem Leben Deine Ehre zurückkaufen!"

Das Gefühl der Nutzloſigkeit aller dieſer Klagen brachte indeß allmählig beide Theile wieder zu ruhiger Beſinnung. Es handelte ſich darum, was in ſo grauſamer Lage zu thun ſei. Das Zelt hatte nur einen Ausgang — er war offen, aber der Abend noch hell; wie konnte man von hier entfliehen? Und wenn man ohne Schmach, ohne beobachtet und geſehen zu werden, entfloh — was ſollte man weiter beginnen? Merkwürdiger Weiſe hatte man ihnen kein Mittel gelaſſen, zu entfliehen — denn die Gondel — die eine, welche gewöhnlich auf dem Teiche war, und die andere, auf welcher wahrſcheinlich der unwillkommene Beſuch gekommen, waren auf's Land in's Trockene gebracht und umgeſtürzt worden. Arthur ſtand um ſo rathloſer vor Emilien, da er nicht wußte, was das unglückliche Weib zu unternehmen den Muth haben würde. Vergebens ſuchte er einen Ausgang rückwärts im Zelte mit Gewalt zu öffnen, denn da hinter der äußeren Form eines Zeltes ein gemauerter Pavillon war, ſo

konnte man hier nicht durchbrechen. Es blieb nichts übrig, als die Nacht abzuwarten, wo dann Arthur durch den Teich ſchwimmen, einen Nachen herbeiſchaffen und die Flucht ſeiner Geliebten mit ſeinem Leben gegen Jedermann vertheidigen wollte.

Der Austauſch von Worten in dieſer Zeit war äußerſt karg. Emilie verbarg nicht ihr Grollen über den Verführer, der ihre Schwäche mißbraucht hatte, um ſie in ſolche Schmach zu ſtürzen. Arthur ſelbſt ward von dem Gefühl dieſer Schuld ganz niedergedrückt. Alle Gedanken Emiliens drehten ſich nur darum, ob der Marquis zufällig zurückgekehrt ſei, oder ob er ihr aufgelauert, ſie umgarnt habe?

„Sie haben das Billet von mir erſt heute empfangen? Können Sie dieß auf Ihr Gewiſſen behaupten.“

Wie ein Blitz fuhr es durch Arthurs Kopf.

„Gut, daß Sie mich erinnern — Ihr Gatte iſt ein Ungeheuer — es war eine angelegte Falle.“

„Das Boot fanden Sie treibend?“ fuhr Emilie fort zu fragen.

Arthur ſchlug ſich vor den Kopf.

„Warum mußten wir alle dieſe Dinge obenhin nehmen? Das Boot war am andern Ufer ſorgfältig angebunden — es iſt alſo nicht durch Zufall dahin getrieben.“

„Aber wie war dieß zu bewerkſtelligen möglich, ohne daß ich es bemerkte?“

„Nichts iſt leichter!“ entgegnete Arthur, „der Teich hat jenſeits ſeinen Abzug. Der Kahn treibt alſo von ſelbſt hin. Es handelt ſich daher nur, ihn loszumachen, und das kann ſeitwärts am Ufer durch eine lange Hakenſtange leicht und unbemerkt zu Stande gebracht werden, wenn der Vorhang immer geſchloſſen war.“

„Es iſt unglaublich!“ ſagte Emilie kopfſchüttelnd.

„Sie trauen es ihm nicht zu?“ ſagte Arthur bitter.

„Nein — ſolche Verworfenheit traue ich Niemandem zu.“ „Ich ſage Ihnen aber, die ganze Sache war angelegt.“

„Beweiſen Sie mir es.“

„Er hat uns eine Falle gelegt — — —“

„Und Sie in Verſuchung geführt — nicht wahr?“ entgegnete Emilie mit ſonderbarem Tone.

„So iſt es — —“

„Wie und warum mußte ein Mann in ſolche Falle gehen? Konnten Sie nicht der Verſuchung widerſtehen?“ entgegnete Emilie mit bitterem Hohne.

„Ach,“ — ſagte Arthur, „quälen Sie mich, beſchimpfen Sie mich, tödten Sie mich. Sie haben ein Recht dazu.“ Dabei weinte Arthur in ſeine Hände. Sein Schmerz rührte Emilien.

„Die Sache iſt, daß wir Beide gleich ſchuldig und ſtrafbar ſind,“ ſagte Emilie.

„Und Er?“ fragte Arthur.

„Er? — er iſt es nicht!“

„Alſo Sie vertheidigen ihn, Sie nehmen ihn in Schutz?“ fragte Arthur eiferſüchtig.

„Er iſt mein Gemahl.“

Das traf Arthur wie ein Dolchſtoß. Sinnlos rannte er den Kopf gegen die Mauer und ſchrie:

„Weh mir, daß ich geboren bin!“

In Todesangſt rang Emilie die Hände.

„Mein Gott, mein Gott, wie Sie mich noch quälen!“ ſchluchzte ſie.

„Quälen, ich Sie? Gott im Himmel, was ſoll ich dazu

ſagen, daß Sie einen Mann nicht für ſchuldig finden, der ſein Weib ſo ſchändlich in Verſuchung geführt."

„Er iſt wenigſtens nicht überwieſen — durch zwei Zeugen wie wir!"

So bereiteten ſich die beiden Unglücklichen ſinnreich Selbſtqualen. In dieſem Wechſel der Gefühle vergingen die Minuten raſch — es wurde dunkel — kein Menſch war glücklicher Weiſe in der Nähe des Teiches ſichtbar geworden. Schon wollte Arthur Vorbereitungen zur Flucht machen, denn ihm kam kein anderer Ausgang der Sache in den Sinn. Das mit Schmach bedeckte Weib konnte nicht mit ihrem beſchimpften Manne unter einem Dache bleiben. Allein Emilie fühlte anders. Die Geiſtesgegenwart war jetzt auf ihrer Seite.

„Warten Sie noch," ſagte ſie, „es iſt ja noch nicht finſter genug. Wollen Sie mich noch einmal an den Pranger ſtellen?"

Mürriſch und leidend geduldete ſich Arthur.

„Sie ſcheinen zu erwarten, daß Ihr Gemahl uns aus dieſer Lage hilft!" ſagte Arthur.

„Allerdings, mein Freund, er wird es thun!"

„Bei Gott, ein ſeltſames Vertrauen!"

Emilie antwortete nichts. Aber ſie lauſchte ruhig auf jedes Geräuſch.

„Seltſam" fing Arthur wieder zu murren an, „daß ein ſo wohlwollender Mann zwei Zeugen herbeiholt, um ſeine Frau zu überraſchen."

„Sie ſind grauſam gegen mich, Arthur — ich denke, uns ziemt es nicht, über Andere zu richten. Kann es nicht ganz zufällig geſchehen ſein? Ich habe ſie erkannt, es war der Pfar-

rer und meines Mannes Bruder — Beides brave Männer, deren Umgang ich liebe — er konnte mich durch ihren unvorhergeſehenen Beſuch überraſchen und erfreuen wollen."

Dagegen konnte Eiferſucht nichts einwenden.

„Ja, wenn man vorausſetzt," ſagte Arthur nach einer Pauſe, „daß Ihr Gemahl ein ehrlicher Mann ſei — dann iſt es wahrſcheinlich."

„Und warum ſoll er kein ehrlicher Mann ſein?" entgegnete Emilie ruhig. „Beruhen nicht alle Ihre Verdachtsgründe auf Vermuthungen?"

Arthur ſchwieg.

„Kennen Sie eine einzige erwieſene Thatſache, welche ihm zum Vorwurf gereicht?"

Arthur ſchüttelte unwillig das Haupt.

„Laſſen Sie uns gerecht ſein, Arthur," ſagte Emilie mit einem innigen Ausdruck, „ich ſollte Sie haſſen — Arthur — aber — "

Sie ergriff heftig ſeine Hand, riß ſie mit gewaltſamer, leidenſchaftlicher Bewegung an ihr klopfendes Herz und ſetzte unter Thränen hinzu:

„— ich kann es nicht!"

Arthur warf ſich ihr zu Füßen und legte ſein Geſicht in ihre Hände, welche er in ſeinen Thränen badete.

„Emilie — wirſt Du mir jemals verzeihen? — Gott weiß, wie das endet!"

„Wie es auch enden mag — ich habe Dir ſchon verziehen."

In dieſem Augenblick hörte man ein Geräuſch am Teiche. Des Marquis Geſtalt wurde am jenſeitigen Ufer in ihren Umriſſen ſichtbar. Er löſte einen Kahn ab, ſetzte ihn ins Waſſer

— warf etwas leicht hinein — und ſtieß den Kahn mit einer langen Stange ſo gewaltſam in den Teich, daß er an das andere Ufer hinübertreiben mußte. Zugleich machte er die Liebenden durch leiſes Händeklatſchen auf ſein Beginnen aufmerkſam. Arthur trat hinaus und zog den Kahn vollends ans Ufer. Zu ſeiner Ueberraſchung ſprang ſchweifwedelnd ein kleiner Hund aus dem Kahn, der eilends ins Innere des Pavillons lief.

„Joli, mein Joli!" rief Emilie aus und überhäufte das Schooßhündchen mit Liebkoſungen. Joli drückte ſeine Freude nur durch unterdrücktes Winſeln aus. Er ſchien zu ahnen, daß es ſich hier um eine außerordentliche Lage der Dinge handle.

„Was ſollen dieſe Poſſen?" fragte Arthur, „will er Sie noch verhöhnen?"

„Ach — das iſt gewiß nicht ohne Zweck," ſagte Emilie, „der Hund iſt dieſen Weg zu mir gewohnt. Laſſen Sie ſehen — er trägt etwas um den Hals."

Wirklich zeigte ſich bei näherer Beſichtigung ein Streifen Papier dergeſtalt um das Halsband gewunden, daß es ſogleich in die Augen fallen mußte. Mit athemloſer Haſt holte Emilie eine Zündmaſchine herbei und machte Licht, um den Brief ihres beleidigten Gatten zu leſen. Er lautete, wie folgt:

Armes verirrtes Weib!

Der Fall, vor welchem ich Dich ſo oft gewarnt, iſt eingetreten. Du biſt Deinen Leidenſchaften unterlegen. Aber ich will Dich nicht härter beſtrafen, als Du es ſchon biſt. Du wirſt einen milden Richter an mir finden. Noch iſt es Zeit für Dich zu bereuen und auf den Pfad — der Tugend — nein, vielleicht glauben Sie nicht mehr daran — aber der Ehre zurückzukehren. Die beiden Zeugen Ihrer Schmach werden

ſchweigen — kein Menſch im Hauſe ahnt das Geringſte. Ich mußte Sie, um keinen Verdacht zu erregen, und Ihre Abweſenheit durch einen Vorwand zu rechtfertigen, mit Ihrem Buhlen allein laſſen, bis es Nacht wurde. Sie hatten indeſſen Zeit Ihre Gefühle zu ordnen. Ich hoffe, daß dieſe kurze Bußezeit, wo Sie die Ungewißheit Ihrer Lage peinigen mußte, Sie zum Bewußtſein Ihres großen Unrechts gebracht hat. Sie ſoll Ihre ganze Strafe ſein. Ich verzeihe Ihnen. Wollen Sie meinem Rathe folgen, ſo beſtimmen Sie Ihren Geliebten, daß er ungeſäumt ein Haus verläßt, in welchem er die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſchändlich mißbraucht hat. Ich werde ihm nicht in den Weg treten und wollte ihm die Beſchämung einer Begegnung mit mir erſparen. Was Sie betrifft, ſo bleiben Sie ſo lange im Pavillon, bis ich mich von der Entfernung Ihres Buhlen überzeugt und Gelegenheit gefunden haben werde, Sie abzuholen. Fürchten Sie keine Vorwürfe von mir. Ich werde Sie, ohne ein Wort von dem Vorfall zu ſprechen, in Ihre Gemächer bringen und es Ihnen überlaſſen, wenn Sie mich ſprechen wollen, um einige Arrangements mit mir zu erörtern, welche die Lage der Dinge erfordert und welche nur zu Ihrem Beſten ſind."

„Nehmen Sie — leſen Sie!" ſagte Emilie neuerdings in Thränen ausbrechend zu Arthur, „und ſagen Sie, ob es möglich iſt nach dem, was vorgefallen iſt, edler, großmüthiger und hochherziger zu handeln!"

Arthur las und erbleichte. Er war beſchämt, vernichtet. Nach einer peinlichen Minute ſagte er jedoch:

„Es iſt wahr — er handelt großmüthig. Aber verzeihen Sie, wenn ich erſt von der Zukunft den Beweis ſeiner Abſichten erwarte. Wir ſind auf dem Punkt, uns auf ewig zu tren-

nen. In dieſem Augenblick habe ich nicht das Recht der Sterbenden, noch eine letzte Bitte an Sie zu richten?"

„Sprechen Sie, Arthur, Sie werden mir immer theuer ſein!"

„Beantworten Sie mir vorerſt eine Frage. Lieben Sie mich wirklich — oder haben Sie mich je geliebt — waren Sie blos ſchwach gegen mich oder iſt Ihr Herz mir ergeben geweſen?"

Emilie antwortete nicht, aber ſie drückte ihn ſtumm an ihr Herz und weinte.

„Gut — wenn Sie mich alſo liebten — ſo wird Ihnen ein Wunſch — eine Bitte heilig ſein, welche nur Ihr Beſtes betrifft. Ihr Gemahl ſpricht von zu treffenden Arrangements — ich ahne nichts Gutes. —"

„Ach, Arthur — laſſen Sie dieſen finſteren Argwohn fahren — er iſt gewiß ein edler Mann —"

„Ich kann ihm nun einmal nicht vertrauen — er iſt mir fürchterlich — eben das, was Sie ſeine edle, erhabene Ruhe nennen, macht mich zittern vor ihm — dieſe Ruhe beſitzen nur wahrhaft große Männer und — vollendete Böſewichter!"

„Ach, Arthur, rauben Sie mir nicht meine letzte Hoffnung — was würde aus mir werden! —"

„Eben deshalb ſchwören Sie mir, mich von jenen Arrangements in Kenntniß zu ſetzen — und in jeder Lage Ihres Lebens, wo Sie Rath und Beiſtand bedürfen, ſich zu erinnern, daß Sie einen Freund haben, der ſein Leben für Sie hingiebt."

„Ich ſchwöre es!"

„Gott Lob — ſo kann ich beruhigt von Ihnen ſcheiden — leben Sie wohl!"

Emilie warf ſich an ſeine Bruſt — neue ſtürmiſche Aus-

brüche des Schmerzes — dann riß ſich Arthur los, ſprang in den Kahn und ſagte leiſe:

„Im Leben und Sterben Dein Freund, Dein Beſchützer — vergiß das nie!“

Emilie ſah ihm troſtlos nach. In wenig Augenblicken hatte er das jenſeitige Ufer erreicht und bald darauf verſchwand der Schatten, der ſeine Schritte anzeigte. Jetzt kam das Gefühl ihrer Pflicht in ganzer Stärke über Emilien. Sie fühlte ſich frei von dem elektriſchen Zauber, den Arthurs Perſon auf ſie übte. — Sie ſammelte ihre Gedanken, ordnete ihre Gefühle. Sie waren peinlich im höchſten Grade, aber nicht ſo völlig troſtlos, wie jene, welche Arthurs Herz in dieſem Augenblicke zerriſſen. Eine halbe Stunde verging, ehe der Marquis erſchien. Endlich ſah ſie ihn den Kahn beſteigen und herüberfahren. Wie dankte ſie dem Himmel, daß er keine Lichtſtrahlen hatte! Es war kühl. Emilie zitterte vor Froſt. Wie wohlthuend war es ihr da, als ſie unverſehens ihre nackten Schultern von einer warmen Enveloppe bedeckt fühlte.

„Kommen Sie,“ ſagte der Marquis, „wickeln Sie ſich gut ein, Sie könnten ſich leicht erkälten, denn es iſt kühl.“

Welche zarte Aufmerkſamkeit in einem ſolchen Augenblick! Ob wohl Arthur gleiche Vorſicht gehabt hätte! Dieſe ſtürmiſche Leidenſchaft der jungen Männer iſt ſo egoiſtiſch — wie wohlthuend die durch Grundſätze und Erfahrungen gemäßigte Freundſchaft eines ſolchen Mannes! Welche Stütze gewährt ſie im Leben! Wie ſicher ſchifft man unter ihrem Segel in der ſtürmiſchen See der Leidenſchaften. Es waren nicht Gedanken Emiliens, welche dieſen Sinn hatten, wohl aber Gefühle. Sie ſprach kein Wort, aber ſie nahm ohne Unmuth die

Aufmerkſamkeiten ihres Gatten an. Sie bot ihm ihre Schultern dar, zur liebenden Bedeckung — ſie hatte eine Empfindung bei dieſem unbedeutenden Akt, als bedeckte der Marquis ihre moraliſche Blöße mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe. Er reichte ihr ſeinen Arm — ſie nahm ihn an. Der Marquis hielt ſein Wort. Er ſprach nichts. Als ſie an die Treppe kamen, welche zum Schlafgemach der Marquiſe führte und welche ſehr eng und finſter war, nahm ſeine Sorgfalt einen rührenden Charakter an. Wie bewachte er jeden ihrer Tritte, wie ängſtlich drückte er ſie an ſich, wenn ſie wankte, zweifelhaft, wo ſie den Fuß hinſetzen ſollte. Endlich erreichte man die Thür des Kabinets. Der Marquis öffnete.

„Verrathen Sie ſich nicht, meine Liebe," ſagte er, indem ſie eintraten, „Ihre Dienerſchaft weiß von nichts. Sie glaubte mich im Pavillon bei Ihnen. Es kann nicht auffallen, daß ein Gatte ſeine Gemahlin zur Ruhe bringt. Ich habe Ihrem Mädchen geſagt, daß Sie heute ihrer Dienſte nicht bedürfen. Sie lächelte ein wenig boshaft. Hüten Sie ſich, ihren Wahn zu zerſtören. Ihr Schweigen über den heutigen Abend wird alſo Niemanden befremden. Glücklicher Weiſe iſt Bonval gar nicht bemerkt worden, als er über den Teich fuhr. Wie hätte ich Sie ſonſt überraſchen können? Leben Sie wohl und pflegen Sie der Ruhe. — Die Geſundheit iſt das koſtbarſte aller Lebensgüter — man muß ſie unter allen Umſtänden zu erhalten ſuchen. Gute Nacht!"

Emilien war zu Muthe wie einem Kinde, das man nach einer überſtandenen Strafe zu Bette bringt. Nachſchluchzend entkleidete ſie ſich. In zehn Minuten war ſie in tiefen Schlaf verſunken.

Neuntes Kapitel.

Pfarrer Amadee an seine liebe Schwester, Aebtissin der grauen Schwestern in Paris.

Sagen Sie Ihrem hochwürdigen Freunde, unserem großen Gönner, dieser starken Säule, worauf das ganze Gebäude unserer Hoffnungen für Frankreichs Zukunft beruht, daß der Marquis Quarin in allen Dingen verläßlich, daß er ein Felsen ist, worauf wir unsere neue Kirche bauen können. Nie habe ich eine so schöne Harmonie der Gefühle und Gedanken, der christlichen Moral und ihrer lebendigen Ausübung gesehen, wie in diesem Manne; er ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen unserer Zeit, er steht da wie eine grüne Insel mitten in der Oede des Weltmeers.

Hören Sie, was sich im Schooße seiner Familie ereignet hat. Ich schrieb Ihnen von den Gefahren, welche sein häusliches Glück bedrohen — wohlan diese Gefahren hatten ein Unglück zur Folge, welches die männliche Kraft der meisten Menschen zu Boden wirft. Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses theile ich Ihnen mit, daß Madame Quarin von ihrem Gemahl und zwar in meinem Beisein im Ehebruch ergriffen worden ist. Giebt es wohl eine stärkere Prüfung für den Mann, als die Beschimpfung seines Ehebetts? Der Marquis ertrug sie mit bewunderungswürdiger Seelengröße. Nur eine bittere Bemerkung entschlüpfte ihm, dann bedeckte er die Schande seiner Gattin mit dem Mantel der christlichen Liebe. Diese Engelsseele fühlte nicht die Beleidigung, welche ihr zugefügt worden, sie fühlte nur das Unglück

der Gefallenen und hatte Mitleid mit ihren Leiden. Kein Gedanke an Rache kam ihr in den Sinn — Vergebung und Vergessenheit war ihr augenblicklicher Entschluß. Zweifeln Sie nun noch immer, daß wir den Mann gefunden haben, dessen Frankreich bedarf? Er ist ein erleuchteter Geist, er begreift unser ganzes moralisches Elend, und dieß traurige Erlebniß muß seine Stimmung noch mehr zu Gunsten des großen Werkes wenden.

Hören Sie, wie er gegen mich über sein Unglück sprach:

„Was habe ich mich zu beklagen," sagte er, „ich leide unter einem allgemeinen Unglück unseres Zeitalters ... Die Ehre des Gatten, die heiligen Pflichten des Gastrechts, die feierlichsten Gelübde am Altare Gottes, sie werden von Niemandem mehr geachtet. Man hält sie für veraltete Vorurtheile. Es gilt für eine große Lächerlichkeit, eheliche Treue zu verlangen und zu gewähren; der Gemahl hat kein Recht über die Gefühle seiner Gattin zu wachen; die Gattin keine Ursache, ihnen nicht freien Lauf zu lassen. Ist das nicht die Regel der heutigen Gesellschaft? Es ist wahr, Jedermann befindet sich dabei übel, die verrathenen Herzen und die verrätherischen, aber eben deßhalb habe ich kein Recht, mich für mich allein zu beklagen. Wenn eine Stadt brennt, verliert der Einzelne das Recht, mit *seinen* Klagen alle Räume zu erfüllen. Er mag in seiner einsamen Mauer sein Leid fühlen, aber sich in das allgemeine Unglück mit christlicher Geduld ergeben."

Hier haben wir nun wieder eine der Früchte der Aufklärung. Eine junge, reizende Frau, mit allen erdenklichen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, wird von der Sinnlichkeit in Versuchung geführt. Ihr Herz ist unverdorben, für jede Tugend empfänglich, aber sie frägt sich: „warum soll ich den heißen

Wünſchen meiner Bruſt nicht nachgeben? Iſt es Sünde zu lieben und glücklich zu ſein? Nein. Bringe ich Jemandem Schaden, wenn ich glücklich bin? Nein. Bin ich denn nicht mit freiem Willen geboren? bin ich denn die Sklavin, das Eigenthum meines Gatten? Nein. Wohlan ſo will ich glücklich ſein und beglücken." Eben ſo meditirt der Verführer. Es iſt überaus merkwürdig, meine Freundin, was mir der Marquis für Nebenumſtände erzählte. Er fand des anderen Tages auf dem Schauplatz der Erniedrigung ſeiner Gattin eine Schrift von Rouſſeau, dieſem Apologiſten der Sinnlichkeit, dieſem nervöſen Empfindler und ſeichten Denker. Und dieſer Arthur von Bonval, der Verführer, ſchmiert kurz vor dem Verbrechen eine rechtsphiloſophiſche Abhandlung über den Ehebruch für ein Pariſer Journal! Der Marquis hat dieſen Aufſatz geleſen. Es iſt darin — hören Sie, die monſtröſe Anſicht aufgeſtellt, „daß der Ehebruch nichts ſei als der Bruch eines rechtlich unſtatthaften und ungültigen Vertrags." Was ſoll aus unſerem Familienleben, aus unſerer Geſetzgebung, aus dem Staate werden, wenn unſere Juriſten ſolche Grundſätze lehren und unſere Journale ſie verbreiten? Wie anders der Marquis! Der edle, herrliche Mann! Denken Sie, er entſchuldigte die Schandthat ſeines Nebenbuhlers als die einfache Folge eines Irrthums! Er ſagt, dieſer Einzelne iſt gar nicht ſtrafbar; er folgt nur den Ideen und Stimmungen ſeines Zeitalters. Dagegen giebt er zu, daß dieſe von Grund aus umgewälzt werden müſſen; daß ohne eine ſolche Revolution es fürder unmöglich ſei, den Staat, die Geſellſchaft zu regieren. Alſo er iſt — wie die Liberalen ſagen würden, ein entſchiedener Feind der Aufklärung. Er will ein beſchränkteres Denken und Fühlen des Geſchlechts.

Die Aufklärung hat den Zweck unſerer Wohlfahrt: iſt es

aber wahre Wohlfahrt, welche wir in den Ländern gewahren, wo die Aufklärung nur darauf ausgeht, die Fähigkeiten zu steigern, um ſie zum rein Praktiſchen allein zu verwenden? Iſt es die wahre Aufklärung, welche Alles verwirft, außer dem materiellen Nutzen; welche keine andere Tugend anerkennt, als die Zahlungsfähigkeit; keine andere Autorität, als den Reichthum; keine andere Ehre als den Kredit? Selten mag es einen Menſchen geben, der es wagte, dieß ausdrücklich zu bejahen, aber faſt nicht minder ſelten einen unter den Jüngern unſerer elenden Zeitphiloſophie, welcher anders leben möchte, als es einer ſolchen vernunftwidrigen Bejahung gemäß iſt. Was erſtrebt die unglückliche Generation jenſeits des atlantiſchen Ozeans und leider auch diesſeits anderes als Geld, Geld und wieder Geld? Faſt Keiner möchte behaupten, der todte Mammon mache allein glücklich, aber faſt Alle *glauben* es insgeheim und leben darnach: das iſt die Aufklärung neuerer Zeitphiloſophie. Sie lehrt euch, — eine Prophetin des Wahnſinns — die edle Regung des Mitleids unterdrücken, wenn menſchliches Elend euch mit einer Thräne vielleicht einen namhaften Theil eurer Habe entrückt; ſie lehrt eure unglücklichen Familien die Bande der Natur und eines behaglich geſelligen Herkommens verachten und alle Ketten zerreißen, welche Herzen an Herzen feſſeln. Wozu der aufopfernden Liebe für ein gleichfühlendes Weſen? Man muß ſich fügen, tauſend gleichſtimmige Weſen vermag das allmächtige Geld ſtatiſtiſch auszumitteln. Was fehlt dir glücklicher Weltbürger des 19. Jahrhunderts, wenn dir dein Geld geworden? Schmerzt dich der Verluſt eines Vaters, einer Mutter? Wie unphiloſophiſch! dein Vater hat kein Verdienſt um dich als das des Zufalls. Deine Mutter war nur die Schale, worin deine edle Saat gedieh! Liebſt du hoffnungslos oder ſtill ein geliebtes Weib?

Thorheit! welcher Verluſt wäre leichter zu erſetzen auf dem nächſten beſten Balle! Haſt du ein ausgeartetes Kind, vielleicht durch deine Nachläſſigkeit verdorben, oder blos deiner Geldphiloſophie entfremdet? Wozu die Klage, wozu das Zerraufen deines weißen Haares? Thue es ab, das ungerathene Kind, wie ein altes Kleid, wirf es von dir das unnütze, das dir keinen Gewinn bringt; du, ein philoſophiſcher Vater, haſt keine Pflichten gegen ein Geſchöpf, das ſeine Gliedmaßen nicht gebrauchen kann, und ſein Leid und Verderben mag dich nicht berühren! Iſt dir die Erziehung deines Kindes unbequem, lebensſüchtige Weltbürgerin: der Staat und die Spekulation eines pädagogiſchen Genies haben Anſtalten für die Erziehung der Kinder errichtet; es koſtet dich nur Geld und dein Kind wird nach allen Kunſtregeln erzogen, mit allen nützlichen Kenntniſſen ausgerüſtet; deine Mutterliebe hat keine Grenzen, du zahlſt ſoviel, als du entbehren kannſt, und wenn der Sprößling erwachſen iſt, vermagſt du ihm in großen Ziffern die Summe deiner mütterlichen Aufopferung und Großmuth vorzurechnen. Biſt du in deiner Ehre gekränkt? O, wie viel Ehre kannſt du für Geld tauſchen! Was könnte dich erſchüttern, philoſophiſcher Zeitbürger des Jahrhunderts, was die Ruhe und Heiterkeit deines Gemüthes ſtören? Deine Seele iſt geſtählt gegen jedes Schickſal, das Geld iſt dein Schickſal, dein Leben und Tod. Sein oder Nichtſein, das iſt dein Wahlſpruch; Beſitz iſt dein Leben, Mangel dein Tod. Und dennoch geſtehſt du nicht glücklich zu ſein! Es fehlt dir ein je ne sais quoi. — Du möchteſt viel bezahlen, wenn dir ein großer Phyſiker einigen Aufſchluß geben könnte über das Jenſeits und das unſichtbare Diesſeits! Geiſterbanner und Aſtrologen ſind nicht nach dem Geſchmack des Jahrhunderts. Sei getroſt, ehe wenige Jahre verſtreichen, werden

in Paris, London, Philadelphia die Geſpenſterſeher, Nekromanten, die Mesmer, Caglioſtros und Sibyllen in Hunderten entſtehen und dir für Geld wunderbare Aufſchlüſſe geben.

Ach wie traurig iſt die Ironie, die uns die Kenntniß der Zeit einimpft! Die Spottlaune weicht einem herzzerreißenden Schmerz, wenn wir uns das gleißende Elend der Folgen jener jämmerlichen Aufklärungsverkehrtheit vergegenwärtigen. Tretet in den Salon eines glücklichen Weltbürgers der neuen Aufklärung; belauſcht ſeine Seele, wenn er in einer Viertelſtunde, die er ſeinen vergnügten Gäſten mit Mühe ſtahl, heimlich ſich ſelbſt Rechenſchaft giebt über das Maß ſeiner Glückſeligkeit. Geſättigte Schwelgerei hat ſeinen Körper bis zur Unempfindlichkeit erſchlafft, ſein Reichthum iſt ihm eine Laſt und der Glanz ſeines Hauſes eine unerträgliche Fatigue. Erkaufte Liebe umgiebt ihn mit ekelhafter Aufmerkſamkeit. Er kennt ſie, ihm wird nicht mehr das Glück der Täuſchung. Tretet an ſein Sterbebett. Während ſeine Seele ungelöſte Zweifel foltern und der Gewiſſensſchmerz über den ſchnöden Verkauf ſeines edleren Theiles für einen Taumel unſchmackhafter Genüſſe ihn ergreift, reicht eine thränenloſe Gattin mit einer Hand ihm die Feder zur Unterzeichnung des Teſtaments, während die andere koſend und verſtohlen die Rechte ihres Buhlen drückt. Der einzige Sohn verwettet indeß in einem Spielhauſe ſein halbes Erbtheil, die Tochter ſitzt im ſorgfältigſten Putz am Sterbelager und bemüht ſich, nicht ohne Koketterie, einige Theaterthränen zu vergießen. An der Thüre lauſchen neugierige Blicke einer undankbaren Sippſchaft auf die letzten Seufzer des Erblaſſers!

Dieß ſind keine dichteriſchen Phantaſien, ſondern wahrhaftige Reſultate der mißverſtandenen Aufklärung — Philoſophie.

Jene falſche Aufklärung, die heute ſo viele Geiſter verwirrt; welche alle ehrwürdigen Satzungen glücklicher Gewohnheiten verwirft, und nicht ſelten ſtatt zum Glücke zur Verzweiflung führt; welche alle jene ſüßen Beſchränkungen der Freiheit zerbricht, die uns durch Verkettung, Gegenſeitigkeit und Erwiederung die reinſten Freuden gewähren; welche Alles leugnet, was nicht unſere Hände ertaſten können und die Gottheit läſterlich beſchuldiget, daß ſie in uns ſo ſtarke Gefühle der Ahnung ihres Weſens, der Verehrung ihrer Macht und jener zärtlichen aufopfernden tugendhaften Liebe gelegt, um uns zu täuſchen; daß wir dieſe Gefühle und die daraus entſprungenen heiligen Vorurtheile als Irrthümer erkennen und wegwerfen ſollen; welche religiöſen Eifer Fanatismus, Tugend Schwärmerei, Gehorſam Servilität ſchilt: jene Aufklärung, was iſt ſie in Wirklichkeit Anderes, als die vollkommenſte ſittenloſeſte Barbarei des urälteſten Heidenthums und die äußerſte Seelenverwilderung?!

Die wahre heilbringende Aufklärung iſt nur diejenige, welche den Menſchen die weiſen Geſetze der Natur und ihre ewige Stärke erkennen und achten lehrt; welche den Gemüthern begreiflich macht, wie die Bildung und Civiliſation, je mehr ſie fortſchreitet, je mehr die Freiheit der rohen Gemüther beſchränkt, die Kräfte zügelt und leitet; wie die Geſetze der Religion und der Familien ſchon von Gott in die Natur der Menſchen verpflanzt ſeien und wie jene ehrwürdigen, ja heiligen Gefühle der Pietät, welche die neuere Philoſophie als aus Vorurtheilen entſtanden, verdammen will, nicht nur Anſprüche auf ewige Seelenfreuden gewähren, ſondern auch die reichſte Quelle der irdiſchen Glückſeligkeit ſind, da ohne die Segensſpende, welche ihr entfließen, kein anderes Glück beſteht, als jene froſtige gemeinanimaliſche Genußbehaglichkeit, die auch das Thier

empfindet und die nicht länger währt als vollkommene Gesundheit, Jugendkraft und Behaglichkeit der Verhältnisse: also gewiß nur die kürzeste Zeit des Lebens, die, so zugebracht, in der Leere ewiger Vergessenheit untergeht! Wahre Aufklärung, die uns Noth thut, ist endlich die Erkenntniß, daß die Weltordnung niemals menschlichen Ursprungs ist und daher durch Nichts dauerhaft geregelt werden kann, was menschlicher Wankelmuth ausgebrütet; daß endlich diejenigen, welche so eifrig sich bestreben, die Welt zu bessern, ihren Zweck nicht anders erreichen können, als indem sie ihr Besserungswerk bei sich selbst beginnen.

Nach alle dem, was können wir Besseres wünschen, als daß der Marquis an die Spitze unserer Geschäfte trete? Er ist ein vollendeter Hofmann; er hat die große und edle Kunst gelernt, seine Gedanken da zu verbergen, wo deren Aeußerung nicht am rechten Orte sein würde, ohne sich durch Heucheln herabzuwürdigen. Er hat Freunde unter allen Parteien und weiß mit Menschen umzugehen. Seine Ueberzeugung ist die unserige, die unseres erhabenen Stifters. Die Religion muß über der Menschenmacht stehen. Es gilt noch mehr, die Entartung der Hohen zu hindern, als die der Niedrigen zu heilen. Die Grundsätze einer vernünftig und vorsichtig organisirten Theokratie sind auch die seinigen. Er will sie nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt herrschend wissen. Unsere Feinde sagen: ja wie wollt ihr aber Menschen eures Bundes hindern, Menschen zu sein und ihre Schwachheiten unterwerfen? Darauf sage ich, wenn das Wort und der Grundsatz die einzige Bundeslade sind; wenn es keinen anderen Vereinigungspunkt giebt, so müssen alle Glieder, wie weit sie sich verirren mögen, immer wieder auf ihn zurückkehren.

Abtrünnigkeit vom Guten iſt ja Selbſtausſtoßung vom Bunde: der Bund zerfällt, wenn ſein Zweck untergeht. Dieß meine Anſicht. Auch Quarin theilt ſie, doch liebt er als Weltmann alles weltliche Gerüſte, unterwirft ſich aber dennoch wieder dem Höheren. Man muß ihm allerdings Gewalt geſtatten und materielles Gerüſte — aber nur ihm, keinem Anderen. Er iſt zu beſcheiden, um geltend zu machen, daß ihm vermöge ſeines Werthes ein ausſchließliches Vertrauen zukomme. Er hofft, daß die Cenſur mit aller Strenge wieder eingeführt werde. Das iſt in der That die Hauptſache. Denn wenn es fürder der Parteiſucht unmöglich iſt zu klagen, zu lügen, zu verführen, werden wir mit dem geſunden Geiſte der Menſchen und ihrem natürlich beſchränkten Denken und Fühlen leicht fertig werden.

Es gilt einen Kreuzzug gegen die Verwegenheit der menſchlichen Gedanken, für welche es nichts Ehrwürdiges, Heiliges, Gebietendes mehr giebt. Quarin ſoll einer unſerer Bannerträger ſein; er hat alle Eigenſchaften des Kriegers; Muth, Stärke, Liſt, Gewandtheit; nur fehlt ihm der heilige Zorn in Etwas: ſeine Seele iſt zu ſanft, ſein Gemüth zu weich. Hierin muß ich ihm nachhelfen. Uebrigens melden Sie — damit es bis Rom gehe — daß er durchaus verläßlich iſt. Man kann ihm allein das Schickſal der Nachwelt vertrauen, denn er hat ein herrliches Zartgefühl für das Allgemeine. Die Schickſale derjenigen, welche ſein werden, wenn die Kinder unſeres Geſchlechts längſt vergeſſen ſind, liegen ihm am Herzen, wie ſein eigen Fleiſch und Blut. Ich habe ihn weinen geſehen um Leidende, welche er in Oſtindien vor Jahren getroffen. Er trauert um jeden Sterblichen, der da untergeht und von welchem er weiß. Neulich ſtarb hier ein Bettler im Dorfe; Niemand folgte ſeiner Leiche — der Marquis erfuhr es von mir und ſein ganzes Haus nahm

nun, auf ſein Begehren, an der Beſtattung Antheil. Jedermann war zu Thränen gerührt — nur eines Menſchen Augen waren trocken, die des verruchten Verführers."

„Die Bücher des Vereins finden guten Abgang; der Marquis hat letzthin von dem Leben Sankt Auguſtins zweitauſend Exemplare angekauft und zu fünf Sous verkaufen laſſen. So vergeht kein Tag, an welchem er nicht etwas Gottgefälliges thut. Die Marquiſe iſt unſichtbar — ihr Gemahl will ihr verzeihen und hat mich gebeten, ſeiner Zeit zu verſuchen, ihren religiöſen Sinn zu ſtärken und ihren weltlichen Sinn zu bekämpfen. Ich habe große Hoffnung; allein an Gottes Beiſtand iſt Alles gelegen."

„Seit ich mich ihm zu erkennen gab, als einen der Berufenen, erweiſt er mir weit mehr Güte, ja ich kann ſagen Ehrerbietung als vorher. Obgleich ich fühle, daß ſein Geiſt dem meinigen überlegen iſt, ſucht er doch meinen geiſtlichen Beiſtand. Er hat als guter Katholik einige Male gebeichtet und das Abendmahl aus meiner Hand empfangen. Dabei vermeidet er alles Gepränge, er übt ſeine Frömmigkeit nur insgeheim aus. Das iſt mir nicht lieb, des Beiſpiels wegen, indeſſen halte ich es in mancher Hinſicht ſelbſt für gut. Es verſteht ſich, daß ich Ihnen den Inhalt ſeiner Beichte nicht ſagen kann. Aber ſo viel darf ich Sie wiſſen laſſen: Nichts erreicht die Zartheit dieſes Gewiſſens! Es iſt rührend anzuhören, wie er ſich anklagt gegen ſeine Diener etwa ein hartes Wort gebraucht, ihnen nicht freundlich genug begegnet zu ſein. Er iſt einer der vollkommenſten Menſchen, welche ich jemals geſehen habe. Faſt iſt er mir zu demüthig vorgekommen für ein eifervolles Werkzeug, allein ich habe oft bemerkt, daß er am rechten Orte auch vermag ſeinen weichen Empfindungen zu trotzen und etwas zu thun, was gegen ſein Herz iſt, ſobald es ihm Pflicht und Gerechtigkeit erheiſchen.

Hätten wir nur drei Männer ſeiner Art in Frankreich, der Sieg wäre verbürgt und die tauſendköpfige Hydra der soi disant Aufklärung von dem Cherub erſchlagen. Ein Jahrtauſend wäre für die Menſchheit wiedergewonnen, denn gelingt es nur ein Mal, das philoſophiſche Unkraut mit der Wurzel auszurotten, wächſt es, geſchichtlicher Erfahrung gemäß, in zehn Jahrhunderten ſo ſparſam nach, wie in zehn kurzen Tagen des Frühlings die erſten Sprößlinge der Pflanzenwelt."

Zehntes Kapitel.

Einige Tage hielt ſich Frau von Quarin unter dem Vorwande des Unwohlſeins in ſtrenger Zurückgezogenheit auf ihrem Zimmer. Um den Schein zu beobachten, ſtattete ihr Herr von Quarin, der plötzlich von Paris angekommen war, um ſeine Gattin dahin abzuholen — wie er verſicherte — da ſich immer mehr die Ausſichten auf ruhigere Zeiten verdüſterten, ſeine gewohnten Morgenviſiten ab. Mademoiſelle Düval blieb aber bei allen dieſen Beſuchen gegenwärtig, ſo daß hierdurch die peinlichen Empfindungen der Frau Marquiſe in Gegenwart ihres Gatten etwas gemildert wurden. Da Emilie erkannte, wie dieſe Formalitätsbeſuche ein neuer Beweis des Zartgefühls ihres Gemahls ſeien, indem ſie darauf berechnet waren, jeden Schein der Störung eines guten Einvernehmens im Hauſe zu entfernen, ſo glaubte ſie ihm durch Erzwingung eines möglichſt unbefangenen Betragens ihre Dankbarkeit auszudrücken. Made-

moiſelle Düval ſpielte die Komödie ihrer Unwiſſenheit mit vollkommener Täuſchung. Am fünften Tage fand ſich Frau von Quarin endlich in der Faſſung, um die gefürchtete Unterredung ihrem Gemahl bewilligen zu können. Man gab ſich ein Rendezvous im Garten — an demſelben Platz, wo der Marquis Emilien zum erſten Male vor den Folgen unbeſonnener Hingebung an gewiſſe zu befürchtende Gefühle warnte. Der Marquis war voll der liebenswürdigſten Güte; er behandelte ſeine Gattin wie eine theure Patientin — nicht wie eine Angeklagte und überwieſene Beleidigerin ſeiner Ehre. Trotz des vernichtenden Schamgefühls, welchem Emilie zum Raube wurde, fühlte ſie doch einen gewiſſen Troſt in dem Gedanken an das vorgerücktere Alter ihres Gatten, welches ihr geſtattete, ihren Fehltritt aus einem minder beſchämenden Geſichtspunkte zu betrachten. Es beruhte dieſer Troſt auf demſelben Gefühle, womit der ſchwächere Theil von zwei mit einander im Kampf begriffenen Parteien von dem ſtärkeren Großmuth hofft. Der Marquis nahm zu ihrer Linken Platz und eröffnete in väterlicher Weiſe die Unterhaltung.

Der Marquis. Meine Liebe — faſſen Sie ſich — wir ſind ja Freunde und Alles, was wir mit einander zu ſprechen haben, bezweckt ja die Beruhigung, nicht die Aufregung und Beſtürmung Ihres Gemüthes. Sie ſehen, meine Gute, daß der Fall eingetreten iſt, den ich Ihnen vorhergeſagt habe; Sie ſind einer plötzlich erwachten Leidenſchaft unterlegen, der erſten Prüfung! — Sie geſtehen mir alſo zu, daß Sie ſchwach ſind — daß Sie des Schutzes, der Aufſicht bedürfen.

Emilie (zerknirſcht und zu Boden blickend). Ich bekenne es.

Der Marquis. Es iſt alſo für mich die Nothwendigkeit

eingetreten, Sie nie mehr ſich ſelbſt zu überlaſſen, nie mehr von Ihrer Seite zu weichen.

Emilie. Sie werden dadurch nur meinen ſehnlichſten Wunſch erfüllen.

Der Marquis (zärtlich). Ich werde dieſen Wunſch erfüllen, aber nur unter gewiſſen Bedingungen.

Emilie. Ich werde Ihnen gehorchen — Sie haben zu befehlen.

Der Marquis. Sein Sie nicht zu vorſchnell im Verſprechen — das was ich von Ihnen zu Ihrem eigenen Beſten fordere, dürfte Ihnen vielleicht als ein hartes Opfer erſcheinen, deſſenungeachtet iſt es nothwendig für uns Beide.

Emilie. Kein Opfer wird mir zu groß ſein, welches Sie mir auferlegen.

Der Marquis. Wohlan — wir werden ſehen. — Nach Allem, was vorgefallen iſt, werden Sie vielleicht begreifen, daß es gut iſt, wenn die Freiheit Ihres Willens in Etwas eingeſchränkt und das Verhältniß zwiſchen uns ſtreng nach dem Grundſatz unſerer Religion, welcher dem Weibe Gehorſam und Unterwerfung auferlegt, geregelt wird. Allein die bürgerlichen Geſetze dieſes Landes gewähren dem Weibe einen Grad von perſönlicher Freiheit, welcher ihr eben ſo verderblich iſt, als den Zwecken der Familie überhaupt. Wenn Sie daher wahres Zutrauen zu mir haben; wenn Sie aufrichtig wünſchen, daß ſich zwiſchen uns nie wieder etwas Drittes eindränge, was unſer inniges Zuſammenleben ſtören und Sie an den Rand eines Abgrundes von Schmach reißen könnte, ſo iſt es vor allen Dingen erforderlich, daß Sie ſich freiwillig einem heilſamen Zwange unterwerfen, der Sie in den Stand ſetzt, alle die löblichen Vorſätze, welche Sie mit Ihrem edlen Herzen ohne Zweifel für die

Zukunft gefaßt haben, auch auszuführen und das Gelübde ehelicher Treue, welches Sie abgelegt haben, künftig ſtrenger zu halten.

Emilie. Was kann ich Anderes thun als Ihnen Gehorſam in allen Dingen geloben?

Der Marquis. Dieſes Verſprechen konnte mir erſt genügen, als Sie noch rein von jeder Schuld waren, aber heute iſt es ungenügend. Ich zweifle ja nicht einen Augenblick, daß Sie den Willen haben, den aufrichtigen Vorſatz, alle Ihre Pflichten als Hausfrau — Gattin und künftige Mutter zu erfüllen, aber dieſer Wille hat ſich eben als ſchwach erwieſen und ich muß mich durch irgend Etwas Ihres Gehorſams verſichern.

Emilie. Ich wiederhole Ihnen, daß, was Sie auch beſchließen — ich mich Ihrem Beſchluſſe unterwerfen werde.

Der Marquis. Es giebt nur ein Mittel, Madame, mich Ihres Gehorſams einigermaßen zu verſichern — aber dieſes Mittel iſt unglücklicher Weiſe ein ſolches, welches leicht meine reinen Abſichten in Ihren Augen verdächtigen kann — dieſes Mittel iſt — die Verzichtleiſtung auf Ihr Vermögen.

Ueberraſcht durch dieſes Begehren machte Emilie eine Bewegung, welche ihr Erſtaunen ausdrückte. Alles, was ihr Arthur von des Marquis Charakter geſagt hatte, trat plötzlich vor ihre Seele; der Argwohn bemächtigte ſich ihres Herzens, und ihre Geberden zeigten dem Marquis die Beſchaffenheit ihrer Gedanken deutlich an. Allein dieſer fuhr mit unerſchütterlicher Ruhe fort:

„Sie ſehen, daß ich recht geurtheilt habe, indem ich ſagte, dieſes Mittel werde Ihren Argwohn erwecken; ich tadle Sie auch keineswegs wegen dieſes Gefühls einer mißtrauiſchen Anwand-

lung, welche nur zu natürlich iſt. Allein hören Sie meine Rechtfertigung. — Mit der Reizbarkeit Ihrer Nerven, mit den anlockenden Vorzügen und Reizen Ihrer Geſtalt iſt es wahrſcheinlich genug, daß Sie einer neuen Verſuchung nicht beſſer widerſtehen werden, als der erſten. Sie ſind überdieß reich; die Phantaſie desjenigen, der es ſich einſt in den Kopf ſetzt, Sie zu verderben, wird die Schranken, welche ihm die Möglichkeit Ihres Beſitzes verſperren, überfliegen; die Fälle ſind zu häufig, welche Beiſpiele geben, daß ein vieljähriges häusliches Glück vollkommen zerſtört und das Weib von ihrem Manne geriſſen werden könne; die gazette des Tribunaux enthält fortwährend eine Menge von Scheidungsprozeſſen, welche oft glücklich für die ungeregelten und ungeſetzlichen Liebesverſtändniſſe endigen; die Romandichter haben dieſe Fälle ausgebeutet und manche reiche Erbin hat ihren Gatten, ihre Kinder verlaſſen, um ſich und ihr Vermögen einem frechen Abentheurer preis zu geben. Denken Sie reiflich nach über das, was ſo eben geſchehen iſt. Ich reiſe nach Paris, um Ihr Vermögen ſo zu verwalten, daß es immer ſich vermehre; um durch manche finanzielle Operationen die Bedürfniſſe unſerer Haushaltung zu decken, damit ſie niemals von Ihrem Vermögen beſtritten werden dürfen; endlich um eine Stellung im Staate zu erwerben, welche uns noch mehr unabhängig macht. Ich bin glücklich in meinen Bemühungen — aber was geſchieht? Ein junger Advokat, der Ihnen den Hof macht, hat das Glück, Ihnen zu gefallen; er macht Fortſchritte in Ihrer Gunſt und Sie — die bisher ein unumſchränktes Vertrauen in Ihren Gatten ſetzten, fordern plötzlich von mir Rechenſchaft über die Verwaltung Ihres Vermögens, das in keiner beſſeren Hand ſein kann. Sie berathſchlagen ſich mit dieſem Sachwalter über Ihre Intereſſen; Sie endigen damit, mir ein mit Advokatenſchlauheit ab-

gefaßtes Formular eines verfänglichen Rechenſchaftsberichtes einzuſenden — und während ich auf dem Punkte bin — tief verletzt und gekränkt alle Ihre Fonds liquid zu machen, um mich völlig für die Zukunft deren Verwaltung zu begeben, werfen Sie an Ihren Verführer etwas weg, was mehr iſt als Ihr Vermögen — ſich ſelbſt. Verzeihen Sie mir dieſes ſchonungsloſe Gemälde Ihrer Handlungsweiſe — es iſt treu, und ſo ſehr ich geneigt bin, Sie zu entſchuldigen, ſo bereitwillig Ihnen zu verzeihen, ſo kann ich mir doch keinen Augenblick verhehlen, daß es einem Verführer, welcher mit mehr Planmäßigkeit und Gemüthsruhe zu Werke geht, einſt gelingen kann, Ihr leicht zu bethörendes Herz ſo zu verblenden, daß er Sie — Schritt für Schritt — zuerſt in einen ſchmählichen Prozeß ſtürzend und Ihre Ehre tödtend — hierauf um Ihren Gatten, Ihr Bewußtſein, Ihr häusliches Glück; dann um Ihre Freiheit, endlich um Ihr Vermögen bringt und zu allerletzt, wenn Sie das Ihrige an ihn verſchleudert, Sie der Verlaſſenheit und dem Elend preisgiebt. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ſolche Beſorgniſſe nicht durch Ihr leichtſinniges Benehmen gerechtfertigt werden. Sie ſind jung; noch ſtehen Sie unter einem gewiſſen Schutze, aber bald gewähren Ihnen die Geſetze Rechte, welche Sie in den Stand ſetzen, ſich den zahlloſen Opfern zuzugeſellen, welche alljährig die liederliche Moral unſeres Zeitalters verſchlingt. Mit welchen Gefühlen muß ich Sie in einer ſolchen Gefahr ſehen? Welche Schreckensphantaſieen müſſen mich Tag und Nacht beſchäftigen, wenn ich in dieſem Paris faſt täglich ſolche Vorfälle höre? Ach, Emilie — ich kannte viele junge Damen, welche mit allen Vorzügen Ihres Herzens ausgeſtattet waren, noch mehr Charakterkraft beſaßen — verzeihen Sie mir — als Sie beſitzen, und dennoch Opfer der Verführung wurden. Ich habe welche von

ihnen geſehen, denen ehedem die ganze junge Pariſer Welt ſchmachtend zu Füßen lag, und die heute von der öffentlichen Mildthätigkeit leben. Die Hoſpitäler von Paris beherbergen manche ſolche Perſon, welche eine reiche Erbin geweſen; die Eheprozeſſe verſchlingen jährlich den Wohlſtand und das Glück von zahlloſen Familien. Der Ueberfluß an Rechten, welchen wir beſitzen, bringt uns nicht ſelten an den Rand des Verderbens, und Jeder, der einige Zeit in der Welt gelebt hat, weiß, daß man nur dann ſeine Wohlfahrt bewahren kann, wenn man ſich dieſes Ueberfluſſes begiebt. Ich will einem ſo grauſamen Gange Ihres Schickſals vorbeugen; wenn ich nicht im Stande bin, Sie glücklich zu machen, ſo will ich doch zu verhindern ſuchen, daß Sie vollkommen elend werden. Da haben Sie das Compte rendu über die Beweggründe meines Begehrens — urtheilen Sie, ob ſie Eingebungen des Eigennutzes ſind, oder etwas Beſſeres, dem Sie Ihre Achtung nicht verſagen dürfen. Ich fordere von Ihnen keinen augenblicklichen Entſchluß. Berathen Sie ſich mit ſich ſelbſt; prüfen Sie Ihre Gefühle; denken Sie Mittel aus, ſich zu binden, ohne von mir einen Nachtheil befürchten zu müſſen — ich will nur Ihr Wohl, aber ich will es ernſthaft, unbeugſam und will es in kürzeſter Zeit ſicher vor den Ränken junger Advokaten, welche zugleich Liebhaber ſind."

Emilie vermochte nicht zu antworten. Sie war betreten, verwirrt, aber ſie fühlte, daß in den Vorſtellungen des Marquis eine tiefe Wahrheit liege und daß die Beweggründe ſeines ſeltſamen Begehrens klar, natürlich und faſt unwiderlegbar dargelegt worden ſeien. Der Marquis aber überließ ſie nicht lange Ihrem Nachdenken und brach plötzlich ab.

„Genug des traurigen Ernſtes für heute — die Sache drängt nicht übermäßig, Sie haben Zeit zu überlegen. Denken Sie vor

Allem mit Heiterkeit an Alles. Laſſen wir aber nun auch alle trüben Gedanken und Erinnerungen fahren; das menſchliche Gemüth verdirbt durch Ueberſpannung. Laſſen Sie uns einen Ton aufnehmen, wie wenn nichts unſeren Hausfrieden geſtört hätte, und uns Gottes Güte in Bewunderung ſeiner herrlichen, troſtreichen Werke preiſen. Wir wollen unſeren Garten — den Gegenſtand des Neides der Nachbarſchaft — in allen ſeinen Schönheiten genießen. Kommen Sie — trocknen Sie Ihre Thränen — ich kann ſie nicht ſehen, denn es würde mir nicht wohl anſtehen mit Ihnen zu weinen. Heiterkeit iſt der Schutzengel unſerer Seelenreinheit — laſſen Sie uns dieſelbe nie zu lange vermiſſen, auf daß wir geläutert uns ſelbſt erkennen und bewachen lernen. Heiterkeit iſt das wahre Licht der Selbſterkenntniß; Trübſinn umwölkt unſere Laſter, wie unſere Tugenden und macht oft, daß wir die erſteren für die letzteren halten."

Mit dieſen Worten reichte der Marquis ſeiner Gattin den Arm. Sie nahm ihn ſchweigend an und drängte ſich innig an ſeine Seite. Es gewährte ihr einen unbeſchreiblichen Troſt, ſich auf den Arm dieſes Mannes zu ſtützen, der in Allem, was er ſprach und that, eine große Kraft der Seele an den Tag legte. Der Marquis überſah keine ſchöne Blume, keine reizende Baumgruppe, kein Gewölk am Himmel: er machte auf Alles ſeine Gattin aufmerkſam. Aber dieſe hatte nur Augen und Ohren für ihn. Allmählig wurde ſie ruhig — ja faſt heiter, denn dieſe unausgeſetzten Bemühungen ihres Gatten, ſie zu erheitern, erfreuten ſie ungemein. Sie vergaß alle ernſten Fragen; ihr Vermögen; ſie dachte nur mit neuer Hoffnung an ihr neu aufblühendes eheliches Glück. So mußte es kommen, dachte ſie, damit ſie den Werth des Mannes ſchätzen lernte, den ſie beſaß! Das Andenken Arthurs trat plötzlich in den Hintergrund ihrer Seele.

Sie war vollkommen ausgefüllt von dem Bilde der kraftvollen, edlen und frischen Gestalt des Marquis. Dieser hub plötzlich an laut aufzulachen.

„Lassen Sie uns Philosophen sein," sagte er heiter; „wenn wir uns gewöhnen, über unsere Narrheiten recht oft zu lachen, so werden wir gewiß dadurch nicht schlimmer werden. Einer unserer Witzbolde sagte: die Ehe ist ein delphischer Orakelstuhl, auf welchem die größten Weisen zu Narren werden. Da habe ich heute im Courier de Lyon eine lustige Geschichte gelesen von einem sehr gelehrten Mann, den ich kenne, die Sie sehr erheitern wird."

„In dem Städtchen Rive-de-Gier (Südfrankreich) lebte ein Professor, welcher eine Frau besaß, die ihn täglich prügelte; der Familienvater liebte nichts desto weniger seine Gattin zärtlich. So begab es sich eines Tages, daß die zornige Ehehälfte ihrem Gespons einen solchen Schlag auf den Kopf versetzte, daß derselbe bewußtlos zu Boden sank. Die Frau, welche ihren Mann erschlagen zu haben meinte, stürzte sich in den Gier, einen wegen seiner reißenden Strömung sehr gefährlichen Waldbach, und bald hatten sie die Wellen desselben verschlungen. Aber ihr Gatte hatte nicht so bald den Gebrauch seiner fünf Sinne erlangt, als er — man kann nicht mit Gewißheit sagen, in welcher Absicht — mit einem großen Besenstiel dem Weibe seiner Liebe nachlief, und von fern bemerkte, wie sie sich in den Strom stürzte. Da — kaum ist es glaublich — sprang er, ohne sich eine Minute zu besinnen, der doppelten Gefahr ungeachtet, seiner Herzallerliebsten nach, und es gelang ihm, mit augenscheinlicher Gefahr seines Lebens, die Unglückliche zu retten, die auch durch angewendete ärztliche Bemühungen gänzlich wieder hergestellt wurde. — „Charles"

ſagte die Frau, als ſie matt die Augen aufſchlug, „Charles, Du haſt Dir wieder bei dieſer Gelegenheit Deine Chemiſette zerriſſen; — na, warte, ich will Dir ſchon zu Hauſe Ordnung einbläuen!“ Nun, mon ange — wie finden Sie die Geſchichte?“

Emilie konnte ſich nicht enthalten, zu lachen, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab.

Der Marquis drückte ihr ermunternd die Hand — es ſchien ihn ganz glücklich zu machen, daß es ihm gelungen war, ihren Trübſinn zu verſcheuchen. Es war ihm nun leicht, dieſe heitere Stimmung zu unterhalten, da die Nachwirkung ſeiner Anekdote unwillkürlich wiederholte Ausbrüche der Heiterkeit erregte. Die Frau Marquiſe wollte vor Scham vergehen über ihre unſchickliche Luſtigkeit, aber ſie war außer Stande, zu verhindern, daß die komiſche Szene ſie immer aufs Neue zum Lachen brachte.

„Sehen Sie, meine Liebe,“ ſagte der Marquis, wieder zu ſanftem Ernſt übergehend, „wie leicht es dem Menſchen wird, ſich aller trüben und gefährlichen Stimmungen zu entſchlagen. Man darf nur ſein Herz aufmachen, um alles das in ſich aufzunehmen, was das Leben täglich an Erheiterungen ausathmet. Ich liebe dieſe kleinen Geſchichten und Anekdoten mehr als ſolche langgeſponnene Romane, in welchen man ſo wenig Lebenswahrheit findet und die auf die Phantaſie ſo viele verderbliche Eindrücke machen. Dieſe unfruchtbaren Genies ſpinnen das kleinſte Abentheuer mit unerträglicher Redſeligkeit aus, ſchmücken es mit faden Erdichtungen und unpaſſenden Sentenzen. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen die Zeit zu verkürzen, ſo will ich Ihnen beweiſen, daß man in einer Stunde

mehrere ganz artige Romane erzählen kann. Ich habe deren immer einige im Kopf, theils als Lesefrüchte, theils als Traditionen und Stadtklatschereien aufgehascht, wie sie der Augenblick eben darbietet. Merkwürdig, daß Liebschaften und Ehen immer die Achse sind, um welche sich alles Ergötzliche dieser Gattung dreht. Der erstaunliche Wechsel der Gefühle in diesen beiden Lebensverhältnissen bietet zahllose komische und tragische Szenen dar. Dieser Wechsel scheint daher von diesen Verhältnissen unzertrennlich zu sein. Wir sehen täglich um uns Gatten, welche zehnmal aufgehört und wieder angefangen haben, sich zu lieben. Aber in den meisten Fällen finden wir, daß die älteren Gefühle über die neueren endlich obsiegen. Der Kampf ist manchmal schrecklich, langdauernd; er füllt das ganze Leben aus, aber endlich triumphirt diejenige der collidirenden Leidenschaften, welche am wenigsten auf der Sinnlichkeit beruhte. Moralische Eigenschaften, Charaktervorzüge tragen zuletzt in jedem besser gearteten Herzen den Sieg über alle anderen Reizmittel davon. Meine Mutter erzählte mir oft eine kleine Liebesgeschichte eines serbischen Dichters, welche auf poetische Weise diese Wahrheit darstellt. Es war eine Art von serbischem Othello. Da sie ganz kurz ist, werde ich sie Ihnen erzählen. Ich bin sehr neugierig auf Ihr Urtheil darüber, denn diese Geschichte stellt den Wettkampf bezaubernder Liebesbegeisterung mit der stillen, sanften, von Begierden gereinigten Freundschaft dar. Welche ist stärker auf die Dauer? Welche hält länger aus? Das weibliche Herz dürstet mit heißer Sucht nach den Süßigkeiten, nach dem berauschenden Nektar der sinnlichen Schmeichelei. Das Weib liebt es, seine Hände, seine Haare, seine Augen besungen und vergöttert zu sehen. Aber es kommt eine Zeit, wo die falsche

Schmeichelzunge der Sinnlichkeit ihr verächtlich wird. Je früher sie dahin mit ihren Buhlen gelangt — je wohlthätiger für sie. Doch hören Sie die Worte des Dichters *):

„Die Türken hatten schon seit einigen Jahrhunderten die schönsten Gegenden des vom Bürgerkriege zerrissenen Ungarns besetzt und zwar auch Sirmien.

Der Knees Mirko war schon ein hochbejahrter Greis, aber seine hohe und kräftige Gestalt, und sein Gesicht voll Narben beurkundeten, daß er in früheren Tagen sowohl die Kraft, als den Muth hatte, seinem Feinde in offenem Kampfe zu stehen; die Furchen aber, welche auf seinen Wangen eingegraben waren, bezeigten, daß er auch von Schicksalsschlägen nicht verschont geblieben war. Er war der Aelteste im Dorfe Luboſch, und in seinen jüngeren Jahren Anführer seiner Landsleute gewesen, welche als Freiwillige gegen die Türken kämpften. In diesen heiligen Kämpfen verlor er zwei seiner Söhne und gerieth selbst in Gefangenschaft, aus welcher er aber durch die Großmuth eines Pascha's befreit wurde; denn Mirko war in dem Augenblicke ergriffen worden, wo er mit seiner Brust sein letztes Kind, sein Töchterchen Milka, gegen die Barbaren deckte und löwenmuthig vertheidigte, denn er wollte lieber sterben als sie in Sclaverei schleppen lassen. Dem Pascha gefiel diese natürliche Liebe und der Gegenstand derselben; er überhäufte das Kind mit Liebkosungen und schenkte Vater und Tochter die Freiheit. Da aber die Türken später wieder von allen Seiten heran drängten und keine Hülfe zu hoffen war, entschloß sich Mirko, sein altes Leben, das er früher so oft der Gefahr ausgesetzt hatte, aus Liebe zu seiner einzigen Tochter, Milka, zu retten und sich zur Ruhe zu begeben.

*) Der Stoff aus einer serbischen Dichtung von G. Potz.

Milka's Wuchs war hoch und ſchlank, wie jener der Tanne; lange, ſchwarze Haare umſchloſſen ihr Antlitz, weiß wie Milch und ſanft geröthet wie das junge Roſenblatt, und aus ihren ſchwarzen Augen blickte ihre milde Seele. Ihr Gang war ſo leicht, wie der einer Gazelle; ihr Fußtritt knickte keine Feldblume, und ein Lied von ihren purpurnen Lippen war wie das einer Wila. Ein Jeder, der ſie nur ſah, war bezaubert von ihrer Schönheit, und wer die ſüßen Töne ihrer Sprache vernahm, konnte ſie nicht mehr vergeſſen. Milka ſollte ſich einem jungen Landmann aus dem ſerbiſchen Volke verehelichen und mit ihm einen Heerd im ſicheren Schooß der Gebirge begründen, wo Vater Mirko in Ruhe ſich des Glückes ſeiner Kinder und Enkel erfreuen wollte. Aber die Zeiten waren gar ſchlimm für ſolche Hoffnungen; die Türken beunruhigten das unglückliche Land der Serben ohne Unterlaß und die Furcht vor ihren Einfällen trübte nicht wenig die Freude des gefaßten Entſchluſſes. Mirko ſaß mit Milka traurig in der Hütte. Man hörte von einem Baume drei Mal den Guckuck rufen. Beide waren einen Augenblick wie verſteinert; kein Laut kam von ihren Lippen, doch fühlten Beide nur Eins — Beide wußten, nach der allgemeinen Sage, daß ein Unglück ihnen bevorſtehe.

Es verging wieder eine lange Weile, ehe der alte Mirko wagte, ein Geſpräch anzuknüpfen. „Fürchte nichts, mein Kind," fing er an, „ich habe vor Allem mit Radovan geſprochen; er weiß unſer Vorhaben; er gab mir auch einige von ſeinen Leuten, welche mir helfen werden, die Hütte aufzubauen; er wird ſich beſtändig in unſerer Umgegend befinden und uns vor einer jeden drohenden Gefahr beſchützen. O, wenn der Allmächtige nur den Frieden uns wieder zu ſchenken ſich erbarmen möchte, daß ich Dich noch bei Lebzeiten verehelicht ſähe!"

Milka hörte zwar auf jedes Wort ihres Vaters, auch blitzten ihre Augen freudig, weil er von ihrem Radovan sprach und sie vernahm, daß er sich in ihrer Umgebung befinden werde; aber den Ruf des Guckucks konnte sie nicht vergessen; sie malte sich selbst hundert Gefahren aus, welche von allen Seiten ihr, ihrem Vater und dem Geliebten drohten.

Heute sollten sie die für das junge Ehepaar bestimmte Hütte besichtigen. Mit schwerem Herzen begaben sich Vater und Tochter dahin.

„Milka, meine theure Verlobte," sprach Radovan, „hier siehe, das wird Deine künftige Wohnung sein; diese wilde Gegend wird die Theilnehmerin Deines Schmerzes und Deiner Leiden sein! So viel mir möglich war, habe ich mich bemüht, das Nothwendigste für den Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Lebe ruhig und ohne Furcht. Unser guter Vater wird eine jede Gefahr zu entfernen wissen; ich meinerseits werde mich beständig, zwar unbemerkt, in Deiner Nähe befinden. Gott soll mit Dir bleiben, mich ruft meine Pflicht fort." Dieß sprach er und verabschiedete sich von seiner Verlobten.

„Gehe, mein Töchterchen, in diese Hütte," sprach der Vater, „ich habe noch einige Worte mit Radovan zu sprechen." Milka gehorchte.

„Mein Sohn," sprach der Vater, „Du hast zwei große entgegengesetzte Pflichten auf Dich genommen. Du bist als Verlobter, als künftiger Gatte, verpflichtet, Deine Milka vor drohender Gefahr zu schirmen; aber auch als Sohn des Vaterlands bist Du verpflichtet, für dasselbe zu kämpfen oder zu sterben — als Anführer Deiner Mitbürger mit That und Beispiel vorzuleuchten. Du darfst Dich in gegenwärtigem Augenblicke der Gefahr nicht dem Dienste des Vaterlands entziehen. Gehe, wohin Dich Dein Beruf führt, und verlaß nie Deine Brüder! Deine

Milka iſt jetzt außer Gefahr; ſie wird ſowohl von der wilden Gegend, als auch von ihrem Vater geſchützt. Dein Vaterland, Deine Mitbürger, Deine Religion ſind in Gefahr: gehe, opfere Dein Leben für dieſe, und Deine Liebe wird dort oben im Himmel belohnt werden! Gott ſoll Dich begleiten und beſchützen!"

Radovan gehorchte und zog gegen die Feinde, indeß der Vater bei ſeiner Braut blieb.

Eines Abends ging Mirko, vertieft in ſeine Gedanken, mit einer Axt in den Wald, um Holz zu fällen. Er ging weiter als gewöhnlich, doch auf einmal gewahrte er ſeinen einſamen Pfad gewaltſam verſperrt. Die Bäume lagen aufgehäuft auf einander und verwehrten das weitere Vordringen. Er ſtand einen Augenblick und überdachte, wer dieß veranſtaltet haben könne und warum? Dann entſchloß er ſich, weiter in den Wald vorzudringen und ob vielleicht eine Gefahr drohe, auszuſpähen. Bald langſamer, bald raſcher, auf jeden Hauch des Windes lauernd, ſchritt er weiter. Der bleiche Mond zeigte ſich ſchon über dem Meſez-Berge, als er unverhofft zum Bache kam und wie verſteinert da ſtehen blieb. — Ein ſchaudervolles Schauſpiel eröffnete ſich ſeinen Blicken. Zwanzig bis dreißig türkiſche Leichen, theils ausgeſtreckt, theils verkrümmt, lagen um ihn her. Das klare Waſſer war von dem Blute ganz gefärbt und brachte ſo in ſeinem Laufe durch die grünen Thäler weithin die Kunde von dem geſchehenen Morde.

Ein tiefes Stöhnen und Seufzen weckte Mirko aus ſeinem Erſtaunen und regte ſein Mitleid auf. Er fing an, die Leichen zu unterſuchen und fand einen zwar ſchwer verwundeten, aber noch lebenden Menſchen. Der ganze Haß gegen die Türken erloſch in ſeinem Herzen; er ſah in ihm nicht mehr den Feind, ſondern einen Unglücklichen, welcher ſeiner Hilfe bedurfte. Er unter-

ſuchte ſeine Kopfwunde, wuſch ſie mit Waſſer und verband ſie. Wie groß war ſein freudiger Schreck, als er in dem Verwundeten den Paſcha erkannte? „Ich kann nun meine Schuld der Dankbarkeit gegen ihn quitt machen," ſagte er und trug den Verwundeten in die Hütte.

„Milka! ſchläfſt Du noch nicht?" ſprach der Vater und legte den verwundeten Türken nieder."

„Wer, Vater, iſt der Verwundete?" fragte Milka.

„Ein Türke."

„Ein Türke?" ſtammelte Milka und die letzten Silben erſtarben ihr im Munde. Als ſie aber hörte, daß dieſer Türke der großmüthige Paſcha war, beeilte ſie ſich, ihn in Pflege zu nehmen.

Der Paſcha—Osman hieß er—war ein Mann von fünfzig Jahren.

Der Vater trug kein Bedenken, ſeinen Wohlthäter mit ſeinem Kinde oft allein zu laſſen bis zu ſeiner Geneſung.

Der Paſcha erzählte zum Danke für die Krankenpflege der ſchönen Milka ſeine Kriegsabentheuer und Fahrten, ſo wie die Vorfälle, welche ihn in die Hände der Serben lieferten.

„Auf den Befehl unſeres Sultans," erzählte er, „zog Aſan Paſcha vor einigen Monaten mit einer großen Anzahl Krieger aus Bosnien. Er vereinigte ſich mit anderen Osmanen auf der weiten Ebene von Peterwardein und ich bekam von unſerem Vezier eine Abtheilung unter meinen Befehl. Eines Tages beſchloß ich, meine Tapferkeit auf eine überraſchende Art vor Aller Augen glänzend darzuthun. Gleich bei unſerer Ankunft haben uns unſere Spione dieſes Thal als eins der gefährlichſten für die Türken bezeichnet. Ich beſchloß alſo, dorthin zu gehen, wohin keiner von uns zu ziehen wagte, wählte unter meinen Kriegern 30 von den

tapferſten Männern und zog mit ihnen in dieſe Schluchten. Nirgends begegneten wir einem Feinde; Nichts konnten wir ausſpähen — ſchon beſchloſſen wir umzukehren, als auf einmal ein Schall zu uns kam und wir unten jenſeits des Baches einige Menſchen erblickten, welche Bäume umhieben. Ich beſchloß, mich ihrer zu bemächtigen, und eilte mit meinen Leuten hin, aber bevor wir ſie noch erreichten, waren ſie alle verſchwunden und in dem nämlichen Augenblicke hörten wir aus dem Dickicht Feuergewehre knallen, und acht von den Meinen fielen nieder — einige Minuten knallten die Schüſſe wieder — und wiederum ſtürzten acht meiner Leute. Gleich darauf ſprangen zehn Bauern, gut bewaffnet, aus einem Hinterhalte auf uns los. Wir vertheidigten uns kräftig, aber ohne Erfolg. Wir wurden aufgerieben und der Anführer eurer ſerbiſchen Bauern feuerte, obgleich ich ſchon wehrlos und verwundet war, ſeine Piſtole auf mich ab, um mich vollends zu tödten. Glücklicherweiſe war mein Schädel aber härter als ſeine Kugel — er ließ mich für todt liegen. Ich habe nie auf dieſe Weiſe gekämpft, nie einen Wehrloſen getödtet, aber ich muß es mir wohl gefallen laſſen."

„Wie ſah der Mann aus, der Euch tödten wollte?"

Osman beſchrieb — Radovan.

Milka fühlte, daß ſich ihr Herz mit Bitterkeit gegen Radovan füllte. Ihr Geliebter war jung; von ſchöner Geſtalt; geehrt von ſeinem Volke; ein zärtlicher Schmeichler; ein feuriger Liebhaber, deſſenungeachtet vergab ihm Milka nicht, daß er ungroßmüthig ſein konnte. Wie edel und groß erſchien ihr dagegen Osman, von dem die Serben und Türken tauſend Züge des Edelmuthes wußten — welche Wärme drang aus ſeinen ſanften, wohlwollenden Blicken in ihr Herz! Der Paſcha genas — er hatte Milka lieb gewonnen wie ſein Kind und fühlte zärtlich gegen ſie.

„Mirko," ſagte er eines Tages zu ſeinem Wohlthäter, „Du haſt mir mein Leben zwar gerettet — aber Deine Tochter ſchlug meinem Herzen eine unheilbare Wunde — heile mir dieſe Wunde; vollende Deine Großmuth; nachdem Du mir mein Leben geſchenkt haſt, ſo ſchenke mir auch die Hand Deiner Tochter — und mache mich zu dem glücklichſten der Lebenden. Dann theilen wir auch meinen Reichthum, und fern vom Kriege wollen wir blos der Freundſchaft und der Liebe leben."

„Herr," ſagte der Knees erſchrocken, „Du begehrſt Unmögliches. Meine Tochter iſt bereits verlobt, auch iſt ſie Chriſtin."

„Ich will Chriſt werden — Deine Tochter hat mich bekehrt," ſagte Osman lächelnd.

„Wenn auch. Ihr Verlobter iſt einer von den rechtſchaffenſten Menſchen und tapferſten Männern des Volkes; ich kann ihm mein Wort nicht brechen, denn Milka liebt ihn. Sie allein hat über ihre Hand zu verfügen."

„Wenn aber Milka einwilligt," ſagte Osman, „haſt Du dann noch etwas dagegen?"

„Nein," ſagte der Knees, „denn Ihr ſeid gut und edel und würdet ſie halten wie Euer Kind."

Da erſchien Radovan.

„Gott iſt mächtig! dieſer da iſt der Mörder, der mich tödten wollte, als ich wehrlos war —" rief der Türke.

Milka entfernte ſich aus der Hütte, um zu weinen.

Es erfolgte eine Erklärung.

„Radovan," ſagte der Knees, „Du haſt mir viel Unheil angethan; Du haſt dieſen Mann, dem ich und mein Kind Leben und Freiheit verdanken, ungroßmüthig und meuchleriſch behandelt. Wir haben ſein Leben gerettet — er verlangt aber nun nach Milka, Deiner Braut. Ich ſagte ihm, Du ſeieſt ihr Verlobter

und Milka habe ihren freien Willen, da Chriſtenväter ihre Töchter nicht zwängen. Biſt Du es zufrieden, Radovan, daß ich Milka es überlaſſen habe, die Wahl zu treffen zwiſchen euch Beiden?"

„Wie," ſagte Radovan, „er könnte ja ihr Vater ſein! Ja, Milka ſoll wählen!" Und mit hochmüthigem Hohnlachen holte er Milka herbei.

„Milka," ſagte der Knees, „Du haſt freie Wahl zwiſchen dieſen beiden Bewerbern. Beide ſind im Stande, Dir ein angenehmes Loos zu bereiten. Beide haben ihre Verdienſte. Ueberlege, wer von ihnen Dir der Würdigere ſcheint, und wähle!"

Milka überlegte nicht mehr — ſie warf ſich an die Bruſt Osmans.

„Dem großmüthigen Mann allein," ſagte ſie, „kann ſich die Schwachheit anvertrauen. Verzeihe mir, Radovan — aber ich kann den Mann nicht lieben, der einen Wehrloſen tödtet."

„Ich habe gethan, was unſeres Volkes und dieſes Krieges Gebrauch iſt. Glaubſt Du übrigens," ſagte Radovan, „daß dieſer Mann Deiner würdiger iſt als ich, ſo mag er mit mir um Dich kämpfen."

„Wie?" ſagte der Knees, „Du ſchämteſt Dich nicht, mit Deiner überlegenen Jugendkraft einen ſo ungleichen Kampf einzugehen?"

„Er hat Recht," ſagte Osman, „Milka iſt ein Schatz, der nur demjenigen von uns zukommen ſoll, der ſich als der beſſere Mann erweiſt."

Alle Vorſtellungen des Knees; alle Bitten und Thränen Milka's waren vergeblich; die beiden Nebenbuhler beſchloſſen den Zweikampf. Sie ſtürzten mit blanken Handſchars auf einander los.

„Es geht um Dein Leben," ſagte Radovan, „hoffe nicht, von mir geſchont zu werden."

Aber der Türke antwortete nicht, ſondern entwaffnete ſeinen Gegner durch eine geſchickte Wendung, warf ihn zu Boden — und ſchenkte ihm das Leben.

So gewann Osman ſein Weib und lebte dann viele Jahre glücklich mit ihr."

„Nun, was halten Sie von Milka?" fragte der Marquis, „halten Sie Ihre Wahl für weiſe oder unbeſonnen?"

„Ich würde gewählt haben wie ſie!" ſagte die Marquiſe.

„Dieſe ſerbiſchen Dichter," ſagte der Marquis, „haben etwas Naives, was zum Herzen ſpricht — das Abentheuerliche wiſſen ſie immer gut mit einer moraliſchen Tendenz zu verſchmelzen. Nun — ich freue mich, daß Sie das Gefühl Milka's begreifen. Aber wohl ſchwerer zu begreifen iſt eine andere Art von Großmuth, von welcher ich ein herrliches Beiſpiel in einer Künſtlernovelle des Artiſte geleſen habe. Es iſt eine reizende Geſchichte von dem berühmten Maler Apelles, und da ſie noch kürzer iſt, als die vorige, ſo will ich ſie Ihnen noch ganz kurz erzählen:

„Im Palaſte der Perſerkönige zu Epheſus gab es geheime Gemächer für die Ergötzungen der Herrſcher des Orients. Ihre Gallerie öffnete ſich nach einem Cedergarten. Niemand drang in dieſe verborgenen Oerter, als höchſtens einige der innigſten Freunde des Königs der Könige. Von der Stadtſeite verhüllte großes Dickicht das Gebäude vor jedem Blicke, von der entgegengeſetzten Seite aber beſpülten des Meeres Wogen das Gebäude.

In dieſes Gebäude des Perſerpalaſtes war ein Jüngling auf Befehl des Königs von Macedonien geführt worden. Um die geheimnißvolle Stunde der Sterne und der Träume ſtand er

allein in einem Gemache mit porphyrnen Mauern. Roſenſträuche und Lotus wiegten ihre Blüthen über den Säulengang, der in den Garten blicken ließ. Eine goldene Ampel brannte in der Mitte dieſes Gemachs. Darin befand ſich auch eine Leinwand hergerichtet; Büchſen, die mit Perlmuſcheln gefüllt waren, welche die ſchönſte Farbe zum Malen enthielten; ein purpurnes Ruhebett nach Athener-Art und Pinſel, die auf einem Tiſche von Terpenthinholz durch einander geſtreut lagen. Der Jüngling ſchritt von einer Ecke dieſes lichtüberſtrömten Zimmers zur andern. Bisweilen ſtand er zwiſchen den zwei Säulen des Portikus ſtille, und die Arme nach dem Monde ausſtreckend, ſchien er ihn anflehen und anklagen zu wollen. Inzwiſchen trat ein Mann ein mit einem langen Gewande, bekleidet nach Art der Schüler Aeskulaps, und Apelles erkannte zürnend in dem Arzte des Königs von Macedonien den Megabyſen, der ihn beſucht hatte.

„Bei den Göttern," ſagte der ernſte Arzt, „dämpfe Deinen Zorn gegen mich; Du haſt keinen größeren Bewunderer, keinen aufrichtigeren Freund. Ich handle im Auftrage Alexanders. Die Korintherin wird in dieſes geheimnißvolle Gemach kommen; Du wirſt allein mit ihr bleiben und mußt ihre Züge und ihren ſchönen Leib auf die Leinwand malen, die für Dich bereitet iſt."

Nach dieſen Worten zog er ſich zurück und ließ Apelles blaß und unbeweglich allein.

„König, ohne Eingeweide!" rief dieſer plötzlich, „Olympia war nicht Deine Mutter und Philipp nicht Dein Vater. Du biſt der Sohn einer Scythin und eine Bärin hat Dich geſäugt!"

Bald hörte man leichte Tritte und das Geräuſch eines griechiſchen Kleides. Es war die Korintherin. Sie blieb vor Apelles ſtehen, ruhig und lächelnd, und ſprach zu ihm:

Digitized by Google

Vielleicht würdeſt Du noch ein ſchöneres Modell wünſchen, o göttlicher Maler!"

Sie legte ſich auf das Ruhebett von Purpur; ſie berührte die Agraffe der Tunika, und die Agraffe ſchlüpfte von ihrer weißen Schulter und Apelles wähnte Venus vor ſich zu ſehen. Wie ein von dem Schimmer der aufgehenden Sonne Geblendeter hob der Maler ſeine Hand gegen die Stirn, und einen Moment lang verloren ſich ſeine Ideen. Die Korintherin betrachtete ihn ſtillſchweigend . . .

Plötzlich aber, wie durch eine unnatürliche Macht getrieben, ergriff der göttliche Künſtler ſeinen Pinſel und eilte zur Staffelei. Jetzt begann der heldenmüthige Kampf zwiſchen dem leidenſchaftlich Liebenden und dem begeiſterten Maler; zwiſchen der Hinopferung für die himmliſche Kunſt und der Aufregung der Seele.

Nicht ein Wort ward zwiſchen Apelles und der ſchönen Campaspe gewechſelt, während deſſen ſein Blick von dem Modell auf die Leinewand, von dieſer wieder zum Modelle flog; nur ein geheimnißvoller Austauſch der Gedanken herrſchte. Von Zeit zu Zeit drangen erſtickte Seufzer aus dem Munde des Apelles; es war das Aechzen der Leidenſchaft, die von der künſtleriſchen Begeiſterung überwunden lag; die Klage des Liebenden, der von dem Künſtler entwaffnet ward. Endlich belebte ſich die Leinwand, als ob der Künſtler das Feuer ſeiner Seele auf ſie geſprüht hätte; er ſah ſein Werk und fand es ſchön . . .

Jetzt hob ſich ein purpurner Vorhang im Hintergrunde des ſchimmernden Gemachs. Der König von Macedonien trat hervor mit der Anmuth eines Jünglings, mit der Majeſtät eines Gottes. Seine entblößte Stirn war weiß wie der Schnee, ſein Mund lächelte, ſein glänzender Blick irrte von dem Maler auf das Modell von dem Modell auf die belebte Leinwand.

Alexander ſah das Gemälde und betrachtete es lange Zeit; dann nahm er die Hand des Korinthermädchens und ſprach zu dem Maler:

„Freund, eine ſolche Copie kann nur mit dem Modelle bezahlt werden. Hier iſt Campaspe; ſie iſt mir theuer — ich ſchenke ſie Dir; lebt glücklich; ich wußte um Eure Liebe.“

Er vereinigte ihre Hände und eine Thräne rollte aus ſeinen Augen. Jetzt trat Hephäſtion und der junge Philotas ein.

„Morgen,“ ſprach der König mit ſtarker Stimme, „morgen reiſe ich an der Spitze meiner theſſaliſchen Reiterei von Epheſus ab.“

Wirklich ertönten am nächſten Morgen die Trompeten und Cymbeln an den Thoren der Stadt.

Alexander zog in Kriegsrüſtung nach Phönicien, Paläſtina und Aegypten —“

Abermals machte der Marquis eine Pauſe.

„Nun,“ ſagte er, „wie finden Sie dieſe Großmuth Alexanders, der doch Campaspe liebte? Wie dieſe Enthaltſamkeit des Apelles?“

„In der That, ich weiß nicht —“ entgegnete Emilie verlegen und verſchämt. Der Marquis beobachtete ſie mit ſcharfen Blicken. Aber er ſchien nicht in ihren Geberden zu finden, was er in ihnen ſuchte — der Sinn ſeiner Fabel war für ſie verloren. Sie begriff nichts davon und ihr Blick war voll Unſchuld.

Während dieſer Unterhaltung hatte das Paar die Runde durch den ganzen Garten gemacht. Emilie war ſichtlich erheitert; eine wohlthuende Ruhe war über ihr ganzes Weſen verbreitet. Aber der Marquis ſchien über den Eindruck ſeiner letzten Erzählung etwas nachdenklich geworden und wenig befriedigt zu ſein. Er ging eine Weile ſchweigend

neben Emilien — ſeine Gedanken ſchienen ſehr zerſtreut. Emilie bemerkte es nicht. Als ihr Gemahl aufhörte zu ſprechen, war ſie mit ihren eigenen Gedanken zu ſehr beſchäftigt, um die Veränderung im Benehmen ihres Gatten zu bemerken. Auch dauerte dieſe Veränderung nicht lange, bald kehrte der Marquis zu ſeinem früheren Ton zurück.

„Ich habe Sie nun lange genug mit meiner Beleſenheit unterhalten," ſagte er, „ich will Ihnen nun einige Merkwürdigkeiten dieſes Gartens zeigen. Sie ſehen mich groß an, Sie zweifeln, daß Sie hier noch etwas finden könnten, was Ihnen neu wäre, aber ich wette, daß ich Ihnen Partieen zeigen werde in dieſem Park, wo Sie faſt Ihre ganze Jugend zugebracht haben, die Sie überraſchen werden."

„In der That," ſagte Emilie, „ich halte es kaum für möglich."

„Nun wir wollen ſehen — kommen Sie — "

Er führte nun Emilien über einen kleinen Hügel in einen Theil des Parks, der vordem durch eine ſchlechte Breterwand von außen abgeſchieden war. Jenſeits dieſer Wand erhob ſich eine Gallerie von halb zerfallenem Gemäuer, in welchem Stallungen und Trockenplätze angebracht geweſen waren. Plötzlich ſah ſie ſich bei einer Wendung durchs Gebüſch wie durch eine Fee in die Vorzeit verzaubert. Ein prächtiger Tournirplatz war vor ihren Augen geöffnet, die Gallerie reſtaurirt und mit Fahnen, Waffen und Wappen geziert. Plötzlich ſchmetterten Trompeten und Pauken; ein Herold mit dem reichverzierten Wappen der Grafen Beaumarchais auf der Bruſt trat auf den Platz, verneigte ſich ehrerbietig vor dem Paare, und rief mit lauter Stimme:

„Heil und Gruß Emilien Viktorinen Marquiſe von Quarin, gebornen Gräfin Beaumarchais! Vor ihr, der Enkelin des berühmten Geſchlechts, der Erbin ſeiner erhabenen Tugend, beugt ſich in Ehrfurcht der Geiſt der Erinnerung an große Zeiten und Menſchen. Hier auf dieſem Platze rang Raimond Graf Beaumarchais mit einem gefangenen Sarazenenritter, den Gottfried von Bouillon nach Frankreich gebracht. Hier gab Ludwig der Heilige ein feierliches Turnier zu Ehren der Grafen Beaumarchais und brach mit dem Herrn des Schloſſes eine Lanze. Hier ſtarb Otto von Colonicz, ein ungariſcher Edelmann, durch ein Gottesurtheil im Zweikampf mit René von Beaumarchais, zweitem Urgroßvater der jetzt regierenden Gräfin. Dieſer Platz iſt von edlem Blut getränkt und geweiht und neuerdings hergeſtellt worden durch den würdigen Gemahl der letzten Gräfin Beaumarchais zu Ehren ihres Hauſes!"

Nach dieſen Worten verneigte ſich der Herold. Neuerdings ſchmetterten die Trompeten und ein vielſtimmiges Vivat erſcholl in der Luft. Sämmtliche Dienerſchaft des Hauſes erſchien, in das Coſtüm des fünfzehnten Jahrhunderts gekleidet, und trat zur Tribüne, welche das Ehepaar beſtiegen hatte. Man übergab der Gräfin Gedichte, Blumen — ein kleines Feſt begann, und ein ausgezeichnetes Muſikcorps fing an zu ſpielen. Die Marquiſe fühlte ſich ſeltſam — tief ergriffen und gerührt. Der Marquis nahm eine ſchwermüthige Miene an und brachte ſein Taſchentuch zuweilen in die Nähe ſeiner Augen.

„Welche ſchöne, herrliche Zeit war doch dieſes Mittelalter! Welche Strenge der Sitten, welche herrliche Begriffe von Ehre! Ob wohl die alten Grafen Beaumarchais an die Möglichkeit eines Zeitalters geglaubt haben, wo man die Religion, die Ehre, die Vorzüge der Geburt und Erziehung nach leuchtenden Beiſpielen,

verachten und mit Füßen treten, wo jeder ſchlechterzogene Plebejer ſich für ebenbürtig halten würde mit den erlauchteſten Geſchlechtern?"

Die Marquiſe fühlte einen ſüßen Taumel hochadeliger Empfindungen. Wie berauſchte ſie dieſer ritterliche Abglanz der Vorzeit, die ihr der Marquis in einem reizenden Bilde geöffnet? Wie oft hatte ſie die roſtigen, zerbrochenen alten Waffentrümmer der alten Rüſtkammer geſehen und darüber kindiſch gelacht. Aber in dieſem Glanze, wie ihr die von dem Marquis vorgeführten Ritter zum Kampfſpiele erſchienen — die doch durchgehends in echte alte Rüſtungen gekleidet waren — erſchien ihr Alles neu, zauberhaft. Der Marquis begleitete das Schauſpiel mit lebendigen hiſtoriſchen Schilderungen aus jener Zeit. Emilie lauſchte ſeinen Worten mit nie ermüdender Aufmerkſamkeit. Sie hatte ſich bisher Vorſtellungen von dieſem Mittelalter gemacht, welche es ihr als eine Rüſtkammer voll Staub und Aſche, voll Greuel und barbariſcher Sitten und Gewohnheiten erſcheinen ließen. Zum erſten Male ſah ſie dieſe Zeit als etwas Lebendiges. Je mehr der Kontraſt hervortrat zwiſchen den in den koloſſalen Panzern ſteckenden Zwerggeſtalten und ihren Waffen, je ehrwürdiger, majeſtätiſcher erſchien ihr die Vorzeit. Jetzt kamen die Kavaliere und neigten ihre Schwerter vor Emilien. — Es waren junge Edelleute aus der Umgegend. Sie verſchmachteten unter dem Gewichte des Eiſens und waren froh, als ſie der ungewohnten Laſt ſich entledigen konnten. Einer nach dem Anderen verſchwand von dem Feſte, und es wurde fröhlich zu Ende gebracht.

Unter dieſen Zerſtreuungen verging der Abend. Die Marquiſe fühlte ſich wieder glücklich. Als alle Gäſte ſich entfernt hatten, die Muſik verſtummt war, ergriff der Marquis ſeine

Gattin wieder ſanft am Arme und lud ſie zu dem herrlichen Spaziergang im Mondenſchein ein. Alles, was ſie geſehen hatten, wurde abermals beſehen — der Marquis machte beſonders auf die magiſchen Tinten aufmerkſam, welche dieſe nächtliche Beleuchtung hervorbrachte. Man näherte ſich dem Orte des Zeltes der Marquiſe. Emilie zitterte und machte eine zögernde Bewegung, als ob ſie wünſchte, einen andern Weg einzuſchlagen. Aber der Marquis ließ ſich nicht von der einmal eingeſchlagenen Richtung abwendig machen.

„Meine theure Emilie!“ ſagte er, „Sie ſehen, ich ſpiele den Herrn im Hauſe ziemlich ungenirt; ich habe die Wiederherſtellung des Turnierplatzes, die Renovirung der Statuen vorgenommen, ohne Sie um Ihre Erlaubniß zu fragen. Aber Sie ſind zufrieden mit dem, was ich gethan. Möge nun auch die letzte Veränderung, welche Sie nun bemerken werden, Ihren Beifall finden!“

Man näherte ſich immer mehr dem Zelte. Emilie ſchwieg. Ein ſtarkes Rauſchen von lebendigem Waſſer ließ ſich vernehmen — von dem Zelte keine Spur. Kaum erkannte die Marquiſe den Teich wieder, ſo ſehr war Alles hier verändert. An der Stelle, wo ehedem das Zelt geſtanden, thürmten ſich Felſen auf, auf deren Spitze ein Neptun mit dem Dreizacke aus Stein gehauen zu ſehen war. Ihn umringten noch mehrere Tritonen und Seethiere, aus deren Rachen ſich reichliche Ströme in den Teich ergoſſen. Unter dem Felſen aber zeigte ſich eine tiefe Grotte. Man trat in dieſelbe durch einen Spalt im Felſen und hatte dann die Ausſicht durch die klaren Fluthen eines vor den Augen herabſtürzenden Waſſerfalls auf den Teich. Emilie war im höchſten Grade überraſcht und tiefgerührt. Das Zartgefühl ihres Gemahls hatte den einzigen Punkt entfernt, der ſie erröthen machen konnte. Sie fühlte ihre Thränen fließen und ver-

mochte ſprachlos dem Marquis nur durch einen Druck ihrer Hand zu danken.

„Ich habe hier," ſagte der Marquis, „einen großen Mißgriff Ihres Herrn Vaters gut gemacht. Es iſt eine Art von Vandalismus, die ſchönſten Denkmäler der Kunſt und des Alterthums zu zerſtören, um unſere modernen Spielereien, unſere eleganten Gartenhäuſer und Luſtzelte an die ſchönſten Partieen hinzukleckſen. Ich habe immer bemerkt, daß dieſe Gruppe von Najaden um den Teich nichts Vollſtändiges ſei und daß die Felſen hinter dem Zelte zu irgend einem Zweck hier angehäuft waren. Ich fand nun das Geheimniß — es iſt hier eine alte Waſſerkunſt, die Ihr Herr Vater verfallen ließ, um ein Gartenhaus hierher zu bauen. Ich habe ſie wieder herſtellen laſſen und die bei Seite geworfenen Steinfiguren, welche auf dem Turnierplatz lagen, wieder an ihre Stelle ſchaffen laſſen. Dieſe ſehr anmuthige Einrichtung verbreitet hier angenehme Kühlung. Ich weiß nicht, ob ich Ihren Geſchmack beleidigt habe oder ob Sie meiner Anſicht ſind, daß dieſe Partie an Schönheit gewonnen habe? Aber wenn auch mein Geſchmack vielleicht in der Vorliebe für das Alter nicht völlig mit dem Ihrigen harmoniren ſollte (hier lächelte der Marquis etwas boshaft), ſo hoffe ich doch, Ihren ganzen Beifall verdient zu haben durch die Wahl des neuen Pavillons."

Der Marquis führte nun ſeine Gattin einen Hügel hinan, der früher ganz mit Roſenbüſchen bedeckt und auf deſſen Gipfel vordem nichts zu finden war als eine Bank. Hier erhob ſich ein prächtiger Pavillon im altmauriſchen Style. Man trat durch eine Hinterthüre ein und hatte plötzlich eine unvergleichliche Mondlandſchaft vor den Augen. Den Vordergrund bildete eine dunkle Baumgruppe von hochſtämmigen Pinien; aus mäßiger Tiefe blitzte in Silberſtrahlen der Fluß — im

Hintergrunde leuchtete der Mond. So reizend und zauberiſch hatte die Marquiſe nie die von hier ſich darbietende Ausſicht geſehen. Vor dem Pavillon ſtanden zwei koloſſale Blumenvaſen aus Marmor, mit dem ſchönſten Flor des Gartens gefüllt. Das Innere deſſelben war voll Geſchmack, aber einfach möblirt. Den Boden bedeckte ein einfacher grüner Teppich, die Wände Gemälde von den beſten franzöſiſchen Künſtlern. Beim Eintritt in dieſen Pavillon hörte Emilie plötzlich einen mehrſtimmigen Männergeſang, der von unſichtbaren Weſen herzurühren ſchien. Der Marquis ſchloß ſeine in ſüße Wehmuth aufgelöſete Gattin in ſeine Arme. —

Eilftes Kapitel.

Während im Hauſe des Marquis der eheliche Friede auf dieſe Weiſe wieder hergeſtellt wurde, lag Arthur von Bonval in dem Städtchen Floris am Fieber krank darnieder. Seine Entfernung vom Schloſſe fiel daher Niemandem auf, Niemand ahnte, was ſich ſo eben begeben hatte — der Pfarrer ſchwieg erfreut über die neue Wendung der Dinge und Marquis Nicolas blieb faſt für Jedermann unſichtbar, indem er ſich die Erziehung ſeines Sohnes angelegen ſein ließ. Doctor Destouches wurde zu dem kranken Bonval berufen. Er fand den Patienten an keinem beſtimmten Leiden krank; alle Organe waren geſund, nur die Nerven des Gehirns ſchienen angegriffen und durch eine gewaltſame Erſchütterung zerrüttet.

Destouches war ein scharfsichtiger Psycholog. Wiewohl von Vorurtheilen eingenommen und seine Ueberzeugungen mit zu großem Selbstvertrauen geltend zu machen begierig, auch an die Ostentation seiner Kenntnisse und seines Urtheils gewöhnt, traf er doch fast immer das Rechte; erkannte er meist die Quelle des Uebels, das er bekämpfen sollte; griff es schonungslos an der Wurzel an und hob es meistens mit Leichtigkeit, wo der Wille des Kranken ihm nicht hinderlich in den Weg trat. Aber dieß war zumeist der Fall, denn Niemand liebte es, von seinem Arzte der Selbstverschuldung seines Leidens angeklagt, noch viel weniger jener zahllosen Schwächen und Laster überwiesen zu werden, welche die Ursachen der meisten Krankheiten sind.

Als er den Zustand Arthurs sah und prüfte, verfinsterte sich seine ohnehin fast immer krause Stirn, denn sowohl die vorhandene Gefahr, als auch der ihm wahrscheinliche Anlaß erregten seine Besorgnisse, wie seine Unzufriedenheit. Nachdem er eine Weile vor dem Aechzenden da gestanden und ihn unablässig betrachtet hatte, sagte er barsch:

„Darf ich aufrichtig sein, mein Herr, und wünschen Sie gesund zu werden?"

Arthur sah ihn befremdet an, denn in der That hatte diese Frage sogleich den Sitz der Krankheit berührt. Indessen antwortete er:

„Ich werde Ihnen sehr danken, wenn Sie mich heilen, und habe Nichts dagegen, daß Sie offen gegen mich sind."

„Nun wohl," sagte Destouches, „dann bitte ich Sie vor allen Dingen gesund sein zu wollen. Zustände dieser Art sind eben so gefährlich als unangenehm für den Arzt. Sie leiden an einer Leidenschaft, die nur ein fester Wille kuriren kann und die Sie tödten muß, wenn Ihnen dieser Wille fehlt. Eine

Krankheit, mein Herr, in welcher der Kranke immer von Neuem Gift nimmt, iſt nicht zu heilen."

„Sie wiſſen alſo, mein Herr — "

„Ich weiß nichts, mein Herr — Ihr Puls allein iſt Ihr Verräther, aber wollen Sie einem Manne Ihr Uebel vertrauen, der viele Erfahrungen hat, Welt und Menſchen kennt und die Leidenſchaften aus dem Fundament ſtudirt hat, ſo kann ich Ihnen eine Arzenei geben, welche Sie in keiner Apotheke finden, bei keinem meiner weiſen Collegen, obgleich ſie eher ihre ganze Receptirkunſt als dieſes ſouveräne Hilfsmittel gegen die meiſten Krankheiten entbehren könnten — guten Rath."

Der Kranke ſchwieg — es war ihm peinlich, daß ein Arzt ſich in das Geheimniß ſeines Herzens drängte.

„Sie haben mir Nichts zu ſagen — ſo leben Sie wohl — ich brauche meine Zeit!" ſagte der Arzt.

„Mein Herr!" antwortete Arthur überraſcht, „ich kenne Sie nicht. Was ſoll ich Ihnen ſagen?"

„Das, was Sie drückt — was Ihnen Leiden verurſacht. Mein Herr, ein Dummkopf oder ein Gefühlloſer iſt jeder Arzt, der nicht darnach fragt und blind herumtappt — ich verſtehe die Arzeneikunſt vielleicht anders als die Facultät, aber es iſt die Frage, wer ſie richtiger verſteht. Ein Eſel wird Ihnen Arzenei verſchreiben, welche Ihre Natur in Aufruhr bringt. Die Leidenſchaft wird fortwühlen und in acht Tagen werden Sie todt ſein. Sie haben keine Zeit zu verlieren, mein Herr, keine Zeit, meine Bekanntſchaft zu machen. Sie haben Nichts zu thun, als die helfende Hand, welche ſich Ihnen darbietet, zu ergreifen. Sie werden eine Gehirnentzündung bekommen und Ihre Krankheit wird ſich mit Wahnſinn — im glücklichen Falle mit dem Tode endigen. Sie müſſen es fühlen, daß ich wahr ſpreche —

ſchon dieſe harte Sprache iſt eine Arzenei, welche ich Ihnen reiche, — verdauen Sie ſelbe ohne Zorn und machen Sie es mir möglich, Ihnen weiter zu helfen."

In der That fühlte Arthur die tiefe Wahrheit, welche in dieſen ſchonungsloſen Worten lag, die Wirkung der bitteren Arzenei blieb nicht aus. Es erleichterte ihm das Herz, ein theilnehmendes Weſen gefunden zu haben, welches ihn errieth. Er machte eine Bewegung, wie um aufzuathmen; ſeine zuſammengepreßte Bruſt erleichterte ſich, indem er einen langen Seufzer ausſtieß.

„Sehen Sie die Wirkung meiner Pille!" ſagte der Arzt lächelnd, indem er ſich auf einen Stuhl zum Krankenbette ſetzte, ſeine Hand ergriff und die Linke an das Herz des Kranken legte.

„Nun, wie ſieht's da aus, mein Lieber?" fragte er, indem ſein Blick einen unbeſchreiblichen Ausdruck rauher und inniger Gutmüthigkeit annahm.

Arthur fühlte nicht ſo bald dieſe fremde Hand an ſeinem Herzen, als ein Strom von Thränen aus ſeinen weit offenen, von Blut unterlaufenen Augen ſtürzte. Gleichzeitig fing die Bruſt des Kranken an ſich zu heben, anfangs langſam — dann ſchneller, heftiger — endlich ſtürmiſch auf und nieder wogend, ſo daß der ganze Körper krampfhaft erzitterte und in einem Augenblicke das ganze Geſicht in Thränen gebadet war.

„Seht da, die Wohlthaten der mütterlichen Natur!" ſagte der Arzt halb für ſich, indem er ſelbſt ein Thränchen im Auge zerdrückte, „wie das wirkt — wie das hilft." —

Und ſtillfroh ließ er die wunderwirkende Hand auf Arthurs Herzen liegen und ruhig beobachtend den heilſamen Sturm der Gefühle anwachſen und allmählig austoben.

„Wie fühlen Sie ſich nun, mein Freund?“ fragte Destouches, „ich wünſche Ihnen Glück, Sie haben eine prächtige Natur — nicht bei allen Menſchen bin ich ſo glücklich, wie bei Ihnen, zumal in dieſer bedrängten, leidenden Zeit, wo ſich die Nerven ſo ſchnell abſtumpfen, — dieſe Reizbarkeit iſt ein koſtbares Geſchenk der Natur. Aber eine ſolche Ergießung, eine ſolche Nervenkriſis reicht nicht hin, — der Congeſtionszuſtand in Ihrem Gehirn, der nun abgenommen wird, wiederkehren, ſobald die Gedanken wiederkehren, welche ſeine Urſache ſind. Wollen Sie mir dieſe Gedanken nicht mittheilen, mein Freund?“

„Werden Sie denn dieſe Gedanken billigen?“ fragte Arthur, indem er die Hand des Arztes drückte.

„Billigen, — nein,“ entgegnete der Arzt, „wie kann ich billigen, was Ihnen Leiden verurſacht, aber ich werde forſchen, ob dieſe Gedanken eine rechtfertigende Urſache haben; ich werde gemäß meiner Pflicht als Arzt dieſe Urſachen zu unterſuchen und — vielleicht wenn Sie es geſtatten — zu entfernen ſtreben.“

„Sie dehnen die Pflichten des Arztes ſehr weit aus,“ ſagte Arthur, „was Sie ſagen, heißt wohl nicht weniger, als Sie wollen mein Freund — mein Vater ſein?“

„Das heißt es in der That!“

„O, mein Vater! wenn er noch lebte — ach, er würde mir eben ſo wenig helfen können, als Sie, mein Herr!“

„Das iſt die Sprache aller Kranken Ihrer Art,“ ſagte der Arzt. „Niemand kann da helfen, am wenigſten die geſunde Vernunft — die Hygiea meines Syſtems. Hören Sie mich an — es fehlt Ihnen das Zutrauen in mein Heilſyſtem, das iſt ein Symptom Ihrer Krankheit — ich werde es zuerſt bekämpfen, indem ich Ihnen meine Methode erkläre. Ich habe zwei Haupt-

mittel, wodurch ich ſehr viele Kranke kurire — ſouveraine, heroiſche Mittel, welche in den meiſten Krankheiten Wunder wirken, aber mein Unglück will, daß dieſe Mittel ſehr theuer, ſehr ſchwer zu haben ſind: Geld und Vernunft. Das erſtere Mittel iſt die Rhabarber meines Syſtems, es vergeht kein Tag, wo ich es nicht anzuwenden mich veranlaßt finde — ein Umſtand, der mich gar nicht als Modearzt mit Equipage und eigenem Haus aufkommen läßt. Denn dieſe Arzenei wird täglich ſparſamer und wenn ich nicht einige Patienten von großem Reichthum hätte, welchen ich gegen ihren Spleen kein anderes Hilfsmittel verſchreibe, als tüchtige Aderläſſe für ihren Geldbeutel, ſo wäre ich längſt ein ruinirter Mann. So iſt es in der ganzen Natur, das Uebermaß des Guten macht krank. Was nun das zweite Mittel betrifft, deſſen Anwendung in Ihrem unglücklichen Zuſtande auffallend angezeigt iſt, die Vernunft, ſo hat es die unangenehme Eigenſchaft der Aloe, — es iſt gallenbitter, kann in gar kein verſüßendes Vehikel gebracht werden und wird von vielen Kranken deshalb mit undankbarer Hand zurückgeſtoßen oder bereits genoſſen, berührt es ihre ſchlechte, moraliſche Verdauungskraft ſo feindlich, daß man es oft wieder unverdaut von ſich giebt. Haben Sie Muth, dieſe Arzenei zu nehmen?"

„Muth, ja! aber es giebt wohl Zuſtände, wo Ihr Mittel nicht ausreicht."

„Sollte Ihr Fall ein ſo verzweifelter ſein?" ſagte der Arzt, „ich glaube es nicht. — Sie ſind jung, wohlgebildet, von angenehmen Sitten; Sie haben etwas gelernt; Sie haben keine Familie, was könnte Sie in eine ſo desperate Lage ſtürzen? Eine Liebſchaft? Ja, — Viele an meiner Stelle würden Sie ſofort auslachen, ich, mein Herr, ich betrachte die Liebe als etwas ſehr Ernſthaftes und Heiliges, — ſie iſt das unzerreißbare Band,

woran alle Schöpfungen ſich anhalten; zumal iſt mir die Liebe da von großer Bedeutung, wo ſie ſo ſtark auftritt, daß die Natur dadurch ſo tief erſchüttert wird, wie es bei Ihnen der Fall iſt. Sie lieben alſo, mein Freund?"

„In der That, Sie haben es errathen!"

„Errathen, — nein, — ich habe es gewußt und erkannt aus beſtimmten Symptomen, die ich aus alter Zeit an mir ſelbſt ſtudirte. — Sie lieben unglücklich! In der That, das Schlimmſte, was die Jugend treffen kann, was aber unſere Zeitjünglinge gar ſelten mehr trifft. Wir haben jetzt unſere öffentlichen Anſtalten für die Liebe wie für das Siechthum, man hilft ihr dort ab, indem man ſie tödtet, die Generation herabwürdigt und entmannt, — mein Herr, Sie müſſen ein Mann von guter Erziehung, von redlichem Charakter und einer unverdorbenen Conſtitution ſein, da Sie von dieſem Unglück getroffen werden konnten. Es verhält ſich damit, wie mit dem Blitz, — er trifft nur Hohes und wird nur von dem edelſten Metalle angezogen. Indeſſen wäre ich ſehr neugierig, das Geſchöpf kennen zu lernen, das ſo würdig war, Ihnen Liebe einzuflößen, und welches ſo unwürdig war, um Ihre Gefühle nicht zu erwiedern. Ich kenne Sie nur vom Leumund und ſeit einer Viertelſtunde — aber ich würde meine Tochter bei Ihnen gut aufgehoben glauben, wenn ich ſo unglücklich wäre, eine zu beſitzen."

„Sie irren, mein Herr, — meine Geliebte blieb nicht gefühllos gegen mich, — aber eben dieß iſt ihr und mein größtes Unglück."

„Alſo iſt ſie die Frau eines Andern!" ſagte Destouches, indem ſich ſeine Stirne verfinſterte, „das iſt allerdings der ſchlimmſte Fall, — er geht meiſtens aus einem ſchlechten Herzen hervor — ich hoffe nicht, daß es das Ihrige iſt."

„Sie ſind hart, mein Herr, — es kann geſchehen, daß beide Theile ſchuldlos ſind.“

„Schwerlich, — ſchwerlich, — ich weiß nur einen Fall, — im Falle einer Ehe durch Betrug und Täuſchung, — dieſer Fall iſt außerordentlich, denn unſere meiſten ſchlechten Ehen ſind es durch eigene freie Wahl, durch leichtſinnige Uebereilung, — oder durch ſchlechte Berechnungen, welche getäuſcht werden, und in dieſen Fällen ſoll das Opfer ſeines eigenen Fehlers nie eine dritte Perſon in ihr Unglück reißen.“

„Nichts deſto weniger iſt der ſeltene Fall, den Sie ausnehmen, — der meinige.“

Dieſe im Tone eines ruhigen Gewiſſens gegebene Auskunft überraſchte Destouches. Er blieb einige Augenblicke in Nachdenken verſunken und muſterte in Gedanken alle unglücklichen Ehen der Stadt mit Einſchluß ſeiner eigenen. Er wollte dem Kranken das Geſtändniß erleichtern, ihm auf halbem Wege entgegen kommen. Auf einmal wurde es licht vor ſeinen Augen.

„Ach, — was mir einfällt! Sie ſind ja der Sachwalter der Familie Quarin-Oſinsky, — ſo zu ſagen, Mann- und Frau-Vertreter.“

„Mein Herr,“ — ſtammelte Arthur, der nun mit Schrecken gewahrte, daß er den guten Ruf ſeiner Geliebten auf's Spiel geſetzt habe, — „ich bin allerdings — allein — dieſes Verhältniß —“

„Iſt gerade die Urſache Ihrer Leiden!“ ſagte der Arzt aufſtehend mit vieler Zuverſicht, indem er ſich vor den Kopf ſchlug, „wo hatte ich meine Gedanken, — munkelt man doch ſchon lange in der Stadt von Ihrem Abentheuer.“

„Sie erſchrecken mich, mein Herr!“ ſagte der Kranke.

„Ja, ja, dieſer Marquis Quarin," fuhr Destouches erzürnt fort, ohne auf des Kranken Seelenangſt zu achten, „dieſer verdammte Heuchler hat eine arme Waiſe in ſein Wolfsgehege gelockt, — der Unhold, — der Allerweltsfreund, dieſer leiſetretende Sarmate! — Gott verdamme alle die ſeines Gleichen ſind. — Ho, ho, mein Freund, — gegen dieſes Krokodil ſind wir Bundesgenoſſen, er iſt mir verhaßt wie ein Krebsſchaden." —

Der gute Doctor würde noch lange in dieſem Tone fortgeeifert haben, hätte die Unruhe des Kranken nicht ſo zugenommen, daß er ſie nicht mehr unbemerkt laſſen konnte.

„Mein Herr," ſagte Arthur gekränkt, „iſt das Ihre Arzenei, ſo muß ich geſtehen, daß ſie bitter genug iſt, ohne nach Vernunft zu ſchmecken. Sie mißhandeln da den guten Ruf einer höchſt achtbaren Dame durch einen Verdacht, der gar keinen Grund hat."

„Nu, nu, — verzeihen Sie meine Hitze," erwiederte der Doctor, „ein elender Schelm der Prieſter, ein größerer der Arzt, der ein ihm anvertrautes Geheimniß mißbraucht, mein Gedächtniß iſt für dieſe Fälle ein Grab, — aber leugnen müſſen Sie da nicht, wo die Umſtände ſo laut ſprechen. Sie kamen ja nicht aus Oſtnsky's Hauſe; Jedermann ſprach von der Gunſt, womit Sie die Marquiſe beehrte; die Marquiſe hat einen verwitterten Holzbock zum Manne; er iſt ſtets abweſend, Sie waren anweſend, die Marquiſe iſt noch ſehr jung, Sie desgleichen, — ſie iſt reizend, Sie ſind nicht garſtig, — mein Freund, ich beklage Sie von Herzen, Sie thun ſehr unrecht, wenn Sie gerade in dieſem Falle meinen Beiſtand von ſich weiſen, denn wenn mich nicht Alles täuſcht, — ſo kann Ihnen geholfen werden. Ich werde Ihnen das moraliſche Lied nicht vorſingen, welches anfängt mit „Entſage" und endigt mit „Verzichte," — nein, bei Gott, in dieſem Falle nicht, denn hier gilt es das Wohl einer unglücklichen Waiſe,

welche von einem liederlichen Onkel verkauft worden iſt für einen Judaslohn. — Hier iſt es ein Glück, daß ſich ein Mann gefunden hat wie Sie, der dieſe Waiſe gerade ſo wahr und tief liebt wie Sie, und der zugleich — ein Advokat iſt."

Arthur kämpfte mit widerſtrebenden Gefühlen. Es gewährte ihm Troſt in ſeiner Noth, einen Beiſtand zu finden; es erfreute ihn, daß dieſer Beiſtand von einem Manne herrührte, der in der Stadt als ein trefflicher Menſch bekannt war, obgleich ſeine bizarren Manieren nicht Jedermann gefielen; daß derſelbe mit ihm in Beurtheilung des Marquis übereinſtimmte, aber alles Dieß wog nicht das Gewicht des Kummers darüber auf, daß ſeine Geliebte in Gefahr war, ihren guten Ruf zu verlieren. Weniger als jemals war er in dieſem Augenblicke geneigt, etwas gegen Oſinsky zu unternehmen, in deſſen Hand es lag, ſeine Gattin öffentlich an den Pranger zu ſtellen und ſie auf zeitlebens elend zu machen. Die confidentielle Sprache des Arztes hatte daher nicht die gewünſchte Wirkung und veranlaßte Arthur, ſeine Zurückhaltung noch länger zu beobachten.

„Mein Herr," ſagte er, indem er dem Arzte die Hand drückte, „ich ehre die Beweggründe, welche Sie veranlaſſen, ſo zu ſprechen, aber ich kann Ihnen nicht etwas eingeſtehen, was die Ehre einer hochachtbaren Dame compromittiren kann, und was auf Vorausſetzungen Ihrerſeits beruht, welche falſch ſind. Wenn Sie daher mir wirklich dienen, mir rathen, meinen Zuſtand lindern wollen, ſo laſſen Sie ab von Ihren Bemühungen, mein Geheimniß zu erforſchen. Sie zerreißen mir das Herz, indem Sie es unterſuchen wollen."

„Brav, — ſehr brav!" ſagte der hartnäckige Doctor, „es macht Ihrem Charakter Ehre, daß Sie Ihre Dame nicht bloßſtellen wollen; es iſt wieder ganz gegen die moderne Galanterie.

— Sie ſind ein edler Menſch, aber nichts deſto weniger weiß ich, woran ich bin und werde mit Ihrer Erlaubniß darnach handeln. Freilich geſtehen muß ich, daß ich noch keine Ahnung davon habe, was zu thun ſein wird, allein das kommt über Nacht; der Himmel ſchenkt uns in den peinlichſten Lagen oft wunderwirkende Ideen, man muß ſich immer ein Wenig auf ihn verlaſſen."

„In der That iſt meine Lage eine ſolche, daß ich mich ihm ganz überlaſſen will," erwiederte Arthur mißmuthig über die Verſtocktheit ſeines Arztes. Destouches, nicht unempfindlich gegen Aeußerungen des Unmuthes, jähzornig und sans façon war eben im Begriff ſeinen Hut zu nehmen und ſich kurz zu empfehlen, als ſich die Thür öffnete und Arthurs Diener einen Brief von der Poſt überbrachte. Der Kranke hatte kaum das Siegel erblickt, als er erbleichte und unter heftigem Herzklopfen in die Kiſſen zurückſank. Dr. Destouches, deſſen Hitze ſchnell verrauchte, legte nun ſeinen Hut wieder hin, ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl, nahm eine Priſe und beobachtete den Kranken, der nach einigen Augenblicken das Siegel haſtig aufriß und ſeinen Inhalt mit den Augen verſchlang. In wenig Momenten war der Brief geleſen; er entſank der Hand des Kranken, der von einem neuen heftigen Kummer ergriffen ſchien. Destouches nahm ſeine Hand, fühlte nach dem Puls und fand ihn auf eine Weiſe intermittirend, welche ihn erſchreckte.

„Was iſt das wieder für Gift, das Sie eben eingenommen haben?" fragte Destouches ärgerlich, indem er mit ſeinem Stöckchen auf das Briefkouvert klopfte, „noch eine ſolche Doſis und die ganze Facultät wird nicht verhindern können, daß Sie einer Apoplexie unterliegen."

Plötzlich richtete ſich der Kranke wieder auf, ergriff die Hand ſeines Arztes und ſagte:

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, meine Zurückhaltung, — ich entsage ihr, ich bitte Sie um Ihren Beistand. Lesen Sie!"

Der Doctor ergriff den Brief und besah sogleich das Siegel, dessen Anblick schon hinreichte, dem Kranken die Fassung zu rauben.

„Aha," sagte er, „das Siegel der Gräfin Beaumarchais — also doch, wie ich vermuthet, Sie sind ein verstockter Sünder, mein Herr — Gott gebe, daß Sie fügsamer werden — das Blatt scheint vom Himmel zu kommen im rechten Augenblick. Es ist immer so, wenn Verzagtheit uns ergreift, dann kommt der Himmel unserer Schwachheit zu Hilfe. Nun laßt sehen, was schreibt denn das arme Kind?"

Er las: „Mein Herr!" — eine kühle Anrede — „In einem Momente, der mir leider unvergeßlich ist, habe ich Ihnen geschworen, Sie von den Arrangements in Kenntniß zu setzen, welche mein theurer" — mein theurer! — „Gemahl" — hole ihn der Teufel — „mir angekündigt hat. Da ich mich nun unter allen Umständen an einen Eid gebunden halte, so zeige ich Ihnen an, daß mein Gatte mir zugemuthet hat, ich solle ihm zum Schutze meiner selbst und um mich von jenem Gefühle der Unabhängigkeit frei zu machen, welches mein Gatte mir verderblich hält, mein ganzes Vermögen abtreten!" — Was, der Elende, er will sie bestehlen! — „Ich sehe mich veranlaßt, dieser Meldung beizufügen, daß das Gefühl meiner Schwachheit und die Erkenntniß der edlen Absichten meines geliebten Gemahls mich veranlassen, in seinen Wunsch einzuwilligen und seinem großen und edlen Charakter mein ganzes Schicksal zu überlassen. Schließlich bitte ich Sie, mein Herr, um Alles, was Ihnen heilig ist, um meiner Ruhe und Ehre willen, sich nie mehr mit meinen Angelegenheiten zu befassen und den Frieden, der jetzt

in meinem Herzen wohnt, auf keine Weiſe wieder zu ſtören. Leben Sie wohl und möge es Ihnen ſtets wohl ergehen. Meine Freundſchaft bleibt Ihnen immer — mein Herz aber demjenigen Manne, der allein ein Recht darauf hat."

Als Destouches mit dieſer Lektüre zu Ende war, legte er kopfſchüttelnd den Brief auf den Tiſch, räuſperte ſich, ſpuckte aus und ſagte:

„Bah, laſſen Sie die dumme Gans laufen!"

„Mein Herr," ſagte Arthur, „ich beſchwöre Sie jetzt, mir Ihren Beiſtand zu gewähren. Verhindern Sie die Abtretung ihres Vermögens. Er wird ſie aufopfern."

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich; aber halten Sie es denn für möglich, ein dummes Weib zu belehren? Hier iſt Mangel an geſundem Verſtande erwieſen — kein Doctor kann ihn einem Weibe eintrichtern."

„Sie iſt nur getäuſcht — verblendet — ſie hat einen hellen Verſtand, aber dieſer Mann iſt ein Teufel, er weiß ihr moraliſches Zartgefühl, ihr edles Herz ſich dienſtbar zu machen. Helfen Sie, warnen Sie, verlieren Sie keine Zeit, ich bitte Sie auf meinen Knieen. Ich werde glücklich ſein, wenn Sie mir dieſen Dienſt erweiſen. Es wird mich wieder geſund machen."

„Fühlen Sie das deutlich?" fragte der Arzt, „werden Sie allen anderen Wünſchen entſagen, wenn der Eine in Erfüllung geht und Sie das Glück Ihrer Dame geſichert wiſſen?"

„Ja, ich fühle es — es wird mich glücklich machen — ich will nichts als ihr Glück — aber nicht abhängig von dieſem Böſewichte."

„Recht ſo — männlich geſprochen — nun, wir wollen ſehen — ich thue es ungern, denn Weibern Vernunft beizubringen — dieſe Aufgabe hat mich hundert Mal in Verzweiflung ge-

bracht. Bei meiner Frau habe ich längſt darauf Verzicht geleiſtet. Das rennt blind in ſein Verderben und reißt Alles mit ſich fort. Aber, wie wollen wir ihr beikommen? Ich habe keinen Beweggrund, um ſie zu ſprechen, den ich ihr anmelden könnte! —Doch halt —wo iſt der Wiſch —ich muß ihn bei mir haben. Das giebt einen guten Vorwand."

Der Doctor zog bei dieſen Worten einen Bogen Papier aus der Taſche.

„Ein Subſcriptionsbogen für milde Beiträge. Es handelt ſich um Gründung einer Hülfskaſſe zur Rettung proſtituirter Mädchen! Wird verflucht wenig nützen das. Ich wollte mich der Sache gar nicht unterziehen, denn ich kenne das Schickſal aller dieſer Unternehmungen, welche nur darauf berechnet ſind, Heuchlern Scheinverdienſte zu verleihen. Aber es wird ein guter Vorwand ſein, um mit der Marquiſe zu ſprechen. Ich will ſogleich zu ihr."

„Gott ſegne Ihr Unternehmen!" war Alles, was Arthur hervorbringen konnte. Aber ſeine in Thränen ſchwimmenden Augen ſagten mehr von ſeinen Dankgefühlen als Worte.

„Einſtweilen nehmen Sie dieſe Arzenei!" fuhr der Doctor fort, indem er dem Kranken einen großen Waſſerkrug herbeibrachte, „trinken Sie, ſo viel Sie Luſt haben —in zwei Stunden bin ich längſtens wieder hier. Ich verlaſſe meine Kranken nicht, ohne daß ich die Maſchine in Bewegung geſetzt. Sie wird nun arbeiten — dafür ſtehe ich."

In einer halben Stunde ſaß Destouches auf einem Sofa neben der Marquiſe und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Ich komme, von Ihnen Arzenei für einen ſchwer Erkrankten zu holen!" ſagte er ohne Umſchweife, „Herr Arthur von Bonval iſt im Begriff zu ſterben!"

Emilie erbleichte, aber der Arzt nahm keine Rückſicht darauf.

„Nur Sie vermögen, ihn zu retten — wie nur Sie ihn dem Tode nahe gebracht haben. Uebrigens handelt es ſich um Ihr eigenes Wohl. Wiſſen Sie, Madame, daß Sie im Begriffe ſtehen, eine große Unbeſonnenheit zu begehen? Ich ſpreche von der Leber weg, ohne Vorrede. Ich habe nie gelernt, Frauen die Cour zu machen, aber ich nehme Antheil an Ihrem Schickſal, wie an jenem des jungen Mannes, dem Sie den Kopf verrückt haben. Es wäre mehr als grauſam, einen Menſchen durch das heiligſte Gefühl zu tödten — wahre, echte — uneigennützige Liebe. Er will nichts von Ihnen, als daß Sie ſich nicht ſelbſt in's Verderben ſtürzen ſollen."

„Herr von Bonval hat alſo die Güte gehabt, Sie mit Dingen vertraut zu machen, deren Geheimniß nur ein Ehrloſer verräth," ſagte Emilie erröthend vor Zorn, „wohlan, ſagen Sie ihm, daß ich ihn verachte, daß ich ihn verabſcheue, daß ich die Stunde verwünſche, wo ich ihn geſehen habe."

Mit dieſen Worten erhob ſich Emilie raſch und fügte hinzu:

„Mein Herr, wenn Sie in dieſem Hauſe etwas zu ſuchen haben, ſo bitte ich Sie, ſich an meinen Gemahl zu wenden, der mich ſchützen wird gegen — —"

Sie brach in Thränen aus und wendete ſich ab. Destouches ſah ein, daß er ohne Ueberlegung gehandelt hatte. Indeſſen faßte er ſich ſogleich wieder, nahm ſeinen Hut und ſagte:

„Madame — Sterbende haben Rechte, welche keine Delikateſſe geſtatten. Es iſt ſo, wie ich Ihnen ſagte. Wenn Herr von Bonval mir geſagt hat, daß er Sie liebt, um mich zu bewegen, Sie zu bitten, daß Sie Ihr eigenes Wohl bedenken mögen, ſo hat er ſich an Ihrer Ehre keineswegs verſündigt, und ich erfülle nur eine Pflicht. Es ſteht bei Ihnen, den letzten Wunſch eines Mannes zu ehren, der aus Liebe zu Ihnen ſtirbt oder nicht.

Sie haben das mit Ihrem Gewiſſen auszumachen. Ich habe meine Pflicht gethan — wenn Arthur ſich in Ihrem Herzen geirrt hat und wenn Ihnen der Hochmuth eines alten Mannes, der menſchliche Schwäche genug geſehen und in ſich ſelbſt bekämpft hat, um ſie zu entſchuldigen, mehr gilt, als das Leben eines Menſchen und Ihr eigenes Wohl, ſo habe ich nichts weiter zu ſagen, als Sie einzuladen, mir für die Unglücklichen, welche durch Armuth gezwungen werden, ihre Ehre und ihre Geſundheit zu verkaufen, etwas gnädigſt zu bewilligen."

„Was fordert Herr von Bonval von mir — mit welchem Rechte beſchäftigt er ſich mit meinem Wohle? Dieſe Sorgfalt gehört meinem Gatten zu. Sie iſt eben ſo ſein ausſchließendes Recht, wie ſeine ausſchließende Pflicht."

„Es giebt aber Gatten," ſagte Destouches unbarmherzig, „welche dieſes Recht und dieſe Pflicht auf eine Weiſe ausüben, daß ſie die Mitgift ihrer Gattinnen verpraſſen, in unglücklichen Spekulationen aufs Spiel ſetzen, und dann ihre Weiber in Lagen ſtürzen, wo ſie gezwungen ſind, Hungers zu ſterben oder ſich der Proſtitution in die Arme zu werfen. Ich habe Gräfinnen geſehen, Madame, welche Maitreſſen geweſen ſind, und reiche Erbinnen, welche Gaſſendirnen wurden. Ich habe tugendhafte Opfer ihrer Grundſätze in Hoſpitälern ſterben geſehen und Mütter, welche ſich aus Verzweiflung das Leben ſelbſt nahmen. Der Wechſel der Dinge in unſeren Zeiten iſt fürchterlich. Ich habe keinen Grund, es für unmöglich zu halten, daß die reiche Gräfin Beaumarchais das Opfer einer edelmüthigen Thorheit werde. Noch ein Mal, Madame, verzeihen Sie meinen Ungeſtüm, meine Hitze, ich fühle, wie unſchicklich es iſt, ſo ſchonungslos mit einer jungen Dame zu ſprechen, aber ich habe keine Zeit zu verlieren — ich habe viel Unglück dieſer Welt geſehen, manchen ſchrecklichen

Glückswechsel; ich zittere für Sie und meinen armen Patienten — ich bin nicht der Mann, Sie von Ihrer Pflicht abwendig zu machen, ich würde keine Mission übernehmen, welche sich nicht mit den strengsten Begriffen von Ehre vereinbaren ließe — ich will Ihnen nicht den Charakter eines Mannes verdächtigen, mit dem Sie leben müssen, aber bei alle dem kann ich den Kummer eines Mannes, der Sie wahrhaft liebt — das ist ohne Eigennutz — nicht anders als edel finden."

„So kann ich denn niemals wieder Ruhe gewinnen!" sagte Emilie unter einem Strom von Thränen in wahrer Verzweiflung.

Destouches konnte keine Thränen sehen — er näherte sich der Leidenden mit einem Gesichte voll Scham und Reue:

„Ach, meine unglückselige Rohheit," sagte er, „wie verwünsche ich sie, ich wollte Sie nicht kränken, bei Gott nicht!"

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte Emilie, „ich habe es überwunden — was fordert Herr von Bonval von mir?"

„Nichts — nichts fordert er — er ist ein edler Mensch, der Sie nur glücklich wünscht. Er wird Ihren Seelenfrieden nicht stören — er will nur, daß Sie Ihre Zukunft bedenken, daß Sie sich nicht auf Gnade oder Ungnade Ihrem Gemahl überlassen und sich nicht Ihres Vermögens, Ihres freien Willens entäußern. Sie haben ihm einen großen Schreck gemacht. Welche edle Motive kann ein Gatte haben, seinem Weibe ihr Vermögen mit der Pistole auf der Brust abzunehmen?"

„Sie verkennen den Marquis; mein Gott, wie mich das peinigt, er ist ein edler Mann, er hat mir Bedenkzeit gelassen."

„Gut, so bedenken Sie — fordern Sie neue Frist — ein Jahr wenigstens — wenn Sie dann noch so denken wie heute, wer hindert Sie, seinen Wunsch zu erfüllen? Wenn Ihr Gemahl reell ist — wenn er nicht von irgend einer Seite ge-

Ich kam nicht, weil ich Hunger hatte, sondern weil Maria mich darum bat.

Ich bin satt, sagte Jesus geschwätzig.

Ich habe Hunger, sagte Maria, und ich bin satt.

Ich habe Hunger, sagte Jesus, und ich bin satt.

Jesus sah, daß sie weinte, und begann, sie zu trösten. Er sagte, daß sie nicht weinen solle, daß sie ihn nicht zu trösten brauche, daß er ihr nicht helfen könne, daß sie ihm nicht helfen könne, daß sie ihn nicht trösten könne, daß sie ihn nicht trösten könne, daß sie ihn nicht trösten

„Ja, wir Deine Kinder sind Zeugen, daß wir unsere Pflicht gethan haben."

Ich kenne sie Alle, Einen nach dem Andern. Ich kenne ihre Namen, ihre Geburtsjahre, ihre Wohnorte, ihre Verdienste und ihre Fehler, ihre Tugenden und ihre Laster. Ich weiß, wie oft sie sich aufgelehnt gegen mich, und wie oft sie sich wieder gebeugt haben unter meine Ruthe.

Ich weiß es Alles, und doch sage ich: Sie sind Kinder, und ich bin ihr Vater. Ich bleibe ihr treuer Hirte, und sie sollen meine Heerde bleiben, bis ich sie Alle, Einen nach dem Andern, in meine Scheune gesammelt habe.

Ich bin ihr Vater, und darum verschließe ich mein Herz vor Niemand, der mir Vertrauen zu schenken begehrt.

Ich bin ihr Vater, und darum bin ich ihr Arzt, und wenn Einer krank ist, so komme er zu mir, und ich will ihn heilen, und wenn Einer sich krank stellt, so gehe er auch zu mir, und ich will ihn heilen.

Ich bin ihr Vater, und darum bin ich ihr Richter.

Ich bin ihr Richter:

Ich richte nicht nach Ansehen der Person.

Ich richte nicht nach Gunst und Gabe.

Ich richte nicht nach Hörensagen.

Ich richte nicht nach Vorurtheil.

Ich richte nicht nach Leidenschaft.

Ich richte nicht nach Rache.

Ich richte nicht nach Haß.

Ich richte nicht nach Neid.

Ich richte nicht nach Eigennutz.

Ich richte nicht nach Ehrgeiz.

Ich richte nicht nach Ruhmsucht.

Ich richte nicht nach Eitelkeit.

Ich richte nicht nach Hoffahrt.

Ich richte nicht nach Ehrsucht.

Ich richte nicht nach Habsucht.

Ich richte nicht nach Geiz.

Ich richte nicht nach Wollust.

Ich richte nicht nach Unkeuschheit.

Ich richte nicht nach Unmäßigkeit.

Ich richte nicht nach Völlerei.

Ich richte nicht nach Trunkenheit.

Ich richte nicht nach Unzucht.

Ich richte nicht nach Ehebruch.

Ich richte nicht nach Hurerei.

Ich richte nicht nach Lüge.

Ich richte nicht nach Betrug.

Ich richte nicht nach Meineid.

Ich richte nicht nach Diebstahl.

Ich richte nicht nach Raub.

Ich richte nicht nach Mord.

Ich richte nicht nach Todtschlag.

Ich richte nicht nach Verläumdung.

Ich richte nicht nach Ehrabschneidung.

Ich richte nicht nach Lästerung.

Ich richte nicht nach Schmähung.

Ich richte nicht nach Spott.

Ich richte nicht nach Hohn.

Ich richte nicht nach Verachtung.

Ich richte nicht nach Geringschätzung.

Ich richte nicht nach Verspottung.

Ich richte nicht nach Verhöhnung.

Ich richte nicht nach Beschimpfung.

Ich richte nicht nach Schande.

Ich richte nicht nach Unehre.

Ich richte nicht nach Schmach.

Ich richte nicht nach Verachtung.

Ich richte nicht nach Geringschätzung.

Ich richte nicht nach Verspottung.

Ich richte nicht nach Verhöhnung.

Ich richte nicht nach Beschimpfung.

Ich richte nicht nach Schande.

Ich richte nicht nach Unehre.

Ich richte nicht nach Schmach.

„Ich verſpreche Herrn von Bonval, vor Jahresfriſt über mein Vermögen nicht zu verfügen."

„Gott ſei Dank!" ſagte Arthur aufathmend. Destouches aber ſchrieb ſchnell folgende Zeilen:

„An Frau Marquiſe von Quarin!

Ich beſtätige Ihnen hierdurch den Empfang Ihres ſchriftlichen Verſprechens, mit dem Bemerken, daß ich, Falls Sie demſelben untreu würden, ſofort den Proceß gegen Sie einleiten werde."

„Unterſchreiben Sie!" ſagte Destouches.

„Es iſt hart," entgegnete Arthur, „aber gut!" Er unterſchrieb.

„Und nun," ſagte der Doctor, „will ich in meiner Behandlung fortfahren. Wie fühlen Sie ſich, mein Freund, auf den bittern Trank, den ich Ihnen gereicht habe?"

„Ach, mein Freund — wie kann ich Ihnen danken!" antwortete Arthur, des Doctors Hand mit ſeinen beiden Händen feſthaltend — „Sie ſind ein ſeltener, ein edler Menſch!"

„Es handelt ſich aber nicht um mich, ſondern um Sie, mein Freund," antwortete Destouches faſt unmuthig, „ich bin ein Menſch, wie mich Gott geſchaffen hat — nicht beſſer, noch ſchlimmer — ich will aber wiſſen, wie Sie ſich fühlen."

„Das Fieber hat mich verlaſſen, aber es iſt mir, als ob etwas in meinen Organen entzwei wäre — das ſchmerzt, aber ich kann es ertragen."

„So — das iſt alſo der natürliche Verlauf — danken Sie Gott, daß Sie den Wurm los ſind."

„Welchen Wurm?"

„Der in Ihnen geborſten, oder vielmehr geſtorben iſt — der Zahn, den man ausreißt, thut nicht mehr weh."

„Was ist Schönheit? Was Reiz und Anmuth?“

„Ich ist es nicht — ich kann es nicht sein, denn ich bin nicht schön, ich habe keine Anmuth, keinen Reiz. Ich bin arm und häßlich, Niemand liebt mich, Niemand kann mich lieben, ich bin ein Ungeheuer, ein Scheusal, ein Nichts.“

Sie sah sich abermals im Spiegel, und ihr Gesicht — ihre Gestalt — ihr ganzes Wesen schien ihr so abstoßend, daß sie sich mit Grausen abwandte.

„Und doch ist es wahr — ich muß es sein, denn so sagt mir mein Spiegel.“

Sie sah wieder hinein, und ihr Gesicht — ihre Gestalt — ihr ganzes Wesen war ihr wieder so abstoßend.

„Und doch ist es wahr — ich muß es sein, denn so sagt mir mein Spiegel.“

Sie sah wieder

„Das genügt nicht, mein Freund — ja es kann Sie zur Verzweiflung bringen, wenn Sie nicht etwas haben, das Ihre gebeugte Seele aufrichtet. Arbeit — ja sie hilft, wenn sie zugleich die Seele des Arbeitenden ausfüllt, wenn durch sie etwas erreicht wird, das die besseren Gefühle befriedigt — aber wer steht Ihnen dafür, daß Sie solche Arbeit finden werden?"

Der Kranke zuckte die Achseln und schwieg.

„Lieben Sie Ihr Vaterland?" fragte der Arzt, „ist Ihnen das Schicksal Ihrer Nebenmenschen gleichgültig?"

„O, wie glücklich wäre ich!" sagte Arthur mit leuchtenden Augen, „wenn ich dafür leben könnte! Ich würde mein Unglück vergessen — aber wir haben keinen Krieg!"

„Keinen Krieg, keinen Krieg! Also sehen Sie nicht die Schlachten, welche man sich täglich liefert, hören Sie nicht das Geräusch der Waffen, nicht das Wehklagen der Verwundeten, das Triumphgeschrei der Sieger?"

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, aber der Krieg, den Sie meinen, ist nicht meine Sache. Ich weiß nicht, welcher Partei Sie angehören, aber ich weiß, daß ich mit keiner sympathisire."

„Sie sind also für den radikalen Umsturz der Dinge?"

„Keineswegs — ich wünsche Frieden, Gesetz und Ordnung. Ich hasse alle Theorien, die auf Blutvergießen abzielen. Sowohl die alten, als die neuen Zeiten des Faustrechts flößen mir Schrecken und Abscheu ein."

„Brav gesprochen, aber Sie widersprechen sich vielleicht. Sie lieben den Frieden. Aber ist denn dieser Zustand, in welchem wir — zumal in Frankreich — leben, der Friede? Hat es denn jemals einen grimmigeren Krieg gegeben, als dieser Friede ist? Sie haben meine erste Bemerkung wirklich nicht ganz auf-

...ehrt. Ich weiß nicht, wer Herr von Rochow ist, aber ich ...
...ich gebrauche nur sein Beispiel, um zu zeigen, daß ...
...ganz wohl ...
...

...Aber, mein Herr, ich will Ihnen — ich will Ihnen — ich will Ihnen sagen, was Sie sind! Sie sind ein Mann, der sich ...
...

...

allgemeine vergißt, und wenn er glücklich iſt, ſich erinnert, daß es Viele giebt, welche es nicht ſind."

Der Arzt ſchwieg hier und beobachtete den Eindruck, den ſeine Worte auf den Kranken machten. Dieſer hatte ihn aufmerkſam angehört. Die Worte ſeines Freundes eröffneten ſeinen Gedanken einen neuen weiten Spielraum. Er mußte ſich geſtehen, daß er ſich bisher zu wenig um das Allgemeine bekümmert hatte. Dieſe beſchämende Entdeckung war ihm jetzt in einer Hinſicht erfreulich. Sie zeigte ihm eine erweiterte Beſtimmung des Menſchen, als die des individuellen Glücks. Destouches errieth den Gang ſeiner Ideen.

„Die meiſten Menſchen," fuhr er fort, „werden frühzeitig elend, weil ſie Egoiſten ſind. Trifft ein ſchwerer Schlag ihr individuelles Glück, ſo werden ſie meiſt unthätig, verdroſſen und Schritt für Schritt führt ſie Langeweile, Hypochondrie und Reue der Verzweiflung zu. Hüten Sie ſich vor dieſem Schickſal, junger Mann, bedenken Sie, Ihr Lebenslauf hat erſt begonnen, die Bahn iſt lang, welche Sie zu durchſchreiten haben. Sie haben noch viel zu thun, um Ihre Beſtimmung zu erfüllen. Richten Sie Ihre geſtörten Gedanken auf das Allgemeine, erinnern Sie ſich, daß Millionen mit Ihnen das Schickſal theilen, Ihre heißeſten Wünſche unerfüllt zu ſehen. Ihr Fühlen und Denken iſt geſund — Sie müſſen ſich ſelbſt wieder finden."

Arthur drückte ihm dankend die Hand.

„Sie haben Recht," ſagte er, „es wäre unmännliche Feigheit von mir, an einem ſchönen, glücklichen, der heiligſten Freuden vollen Leben zu verzweifeln. Sie waren nicht vergeblich der Arzt meiner Seele — ich fühle neue Lebensluſt meine

Adern durchſtrömen, ich werde mich Ihrer Freundſchaft würdig zeigen."

„So recht — ſehen Sie, wie das hilft — Ihr Puls geht ruhig, wie der eines Geſunden — die Congeſtion weicht aus dem Gehirne — Ihr Auge iſt wieder klar — für heute habe ich nichts mehr zu thun mit Ihrem Leiden — morgen ſehen wir uns wieder. Entſchlagen Sie ſich aller eigenſüchtigen kleinen Wünſche und Gedanken, und ich bürge für Ihre Wiederherſtellung. Adieu!"

Arthurs liebevolle Blicke dankten dem Arzt und begleiteten ihn bis an die Thüre. Dann ſank er aufathmend in die Kiſſen und der Engel des Schlafes drückte ihm die Augen zu.

Zwölftes Kapitel.

Des andern Tages kam Dr. Destouches in den erſten Morgenſtunden, um ſeine Kur fortzuſetzen.

Er fand den Patienten bereits außer dem Bette, doch noch ſehr matt im Lehnſtuhle ſitzen.

„Nun, mein Freund, ſieh da — welche frohe Ueberraſchung! Sagt ich's doch, Sie haben eine ſehr glückliche Natur, ſie ſteht nie ſtill, ſie vollbringt immer etwas."

Darauf ließ er ſich Puls und Zunge weiſen, aber ſeine größte Aufmerkſamkeit war auf das Auge gerichtet.

„Puls und Zunge," ſagte Destouches, „zeigen wohl den Zuſtand an, aber Auge und Habitus ſind ſo verläßlich wie ſie. Ihr

Auge iſt viel verſprechend, Ihre Zunge zeigt die Wiederherſtellung der Verdauung — Sie haben in der That die Pille des Schickſals ſo ſchnell verdaut wie irgend eine aus der Apotheke. Wie fühlen Sie ſich?"

„Getröſtet — wohl — wenn ich Sie ſehe zumal!" ſagte Arthur, dem Arzt die Hand drückend.

„Das iſt gut, ſehr gut ſo — der Arzt muß immer ſelbſt Arzenei ſein, es giebt aber welche, die ihr perſönliches Gift überall in die Arzenei miſchen. Das Zutrauen des Kranken iſt ſeine halbe Geneſung."

„Haben Sie keine Neuigkeiten vom Schloſſe?" fragte Arthur zögernd.

„Keine," ſagte der Arzt, „als daß mein oder vielmehr Ihr Billet befördert, angenommen worden iſt und zwar mit einem ſehr bitteren Blick — doch genug, wir wußten wohl, es wird ſie etwas kränken."

„Die Arme!" ſeufzte Arthur.

„Noch nicht — aber ſie könnte es werden ohne unſere Wachſamkeit. — Doch laſſen Sie uns an unſere Kur denken — ich habe neue Arzenei mitgebracht. Sie müſſen heute eine große Doſis Zeit- und Menſchenerkenntniß zu ſich nehmen, um Ihr kleines Uebel leichter zu verwinden. Ihr Herz fühlt nach allen Regeln der Natur in dieſem Augenblick — Rache — wir müſſen dieſem Durſte eine Stillung gewähren, welche — nicht wie gewöhnliche Rache ſelbſtverletzend wirkt — ſondern wahrhaft erquickend. Denn wiſſe, mein Freund, die Rache iſt nichts, als der Durſt nach Gerechtigkeit, den die Natur in uns gelegt hat. Allein, ſo wie es Menſchen giebt, welche ihren Durſt mit Spirit — alſo mit Feuer, löſchen — ſo giebt es Unſinnige, welche den Durſt nach Gerechtigkeit, eine der edelſten Eigenſchaften menſch-

Alter. Ferner, durch Farbe Lebhaftigkeit, die Kontrolle des Blu-
tes, Gesundheit, Lebensdauer, Schönheit, Kraft, Stärke, Ge-
schicklichkeit, Gedächtniß, Verstand, Tugend, Laster, Glück, Unglück,
Leben und Tod. Endlich, Verbindung, Trennung des Ehe- und
Blutbandes, Ehebruch, Unfruchtbarkeit, Geburt, Tod, Leben und Tod
der Kinder, Verwandtschaft, Freundschaft, Feindschaft, Haß, Liebe,
Ehre, Ruhm, Schande, Reichthum, Armuth, Verlust, Gewinn, Ver-
lust des Gutes, und Ehre, und Ruhm, und, um kürzer, das Ver-
derben des ganzen Hauses.

Ferner, Ezechiel 16, 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54.

einen heuchleriſchen Eifer das Vertrauen des Volkes zu gewinnen ſucht, um es ſchändlich zu mißbrauchen."

„Ah!" ſeufzte Arthur, „Sie verſprachen mir Balſam und legen eine brennende Binde an meine Wunden!"

„Geduld, mein Freund," fuhr Destouches fort, indem er ein Blatt aus ſeiner Bruſttaſche zog, „Erkenntniß des Uebels, Gewißheit iſt die halbe Geneſung. Ich bringe Ihnen Gewißheit über den Mann, den Sie haſſen, Gewißheit darüber, daß Sie ihm nachſtellen dürfen — denn wiſſen Sie — ich kann nichts Schlimmeres von ihm ſagen, als daß er — um in allen Heucheleien vollkommen zu ſein — Präſident eines philanthropiſchen Vereins iſt."

„Wie?" ſagte Arthur mit einem fragenden Blick.

„Staunen Sie nicht — hören Sie, wie dieſer Verein verwaltet wird — es iſt der Bericht eines ehrlichen Mannes, der — kein Heuchler iſt."

Doctor Destouches nahm nach dieſen Worten ſeine Brille zur Hand und läs aus einem Hefte des Edinburgh Review folgenden Artikel:

„Am 22. Juli verſammelten ſich die Philanthropen gegenüber einer ſchönen Manufactur in der kleinen engliſchen Stadt E. A. präſidirte in der Verſammlung; B. aus O. verſah die Dienſte eines Secretairs. Es handelte ſich um eine ganz einfache Sache, welche C. auf's Tapet gebracht hatte; es handelte ſich nämlich darum, das Menſchengeſchlecht zwiſchen dem 23. Grade ſüdlicher Breite und dem 23. Grad nördlicher Breite — glücklich zu machen; alſo die Hälfte der Weltkugel, mehr einen Grad. F., ein Gelehrter aus Belfaſt, hatte folgenden Supplement-Artikel in Vorſchlag gebracht; er wollte das „Glück des Menſchengeſchlechts" bis zu den von Davis entdeckten Polarländern und

wo möglich bis zu dem Geſellſchafts-Archipel ausdehnen. C. begann eine Rede, von der wir uns blos auf den Inhalt beſchränken; er nahm eine Weltkarte und ſprach mit bewegter Stimme, daß dieſe Karte den Schauplatz des menſchlichen Elends umfaſſe. Er wies auf die Inſel Blig, die Antipodeninſel von London und führte an, daß Blig der unglückſeligſte Punkt des Univerſums ſei; daß man Blig zu Hülfe kommen müſſe, koſte es, was es wolle. Blig, ſagte der Redner, iſt eine verlaſſene Inſel, aber ſie iſt auf dem Punkte, durch eine Emigration von Neuſeeland aus bevölkert zu werden. Die zwei Inſeln, welche Neuſeeland bilden, werden von den Erdbeſchreibern Ea-eï-no-more und Taoaï-po-en-namoo genannt; die Cook'ſche Meerenge trennt ſie. Meine letzte Correſpondenz berichtet mir, daß Taoaï-po-en-namoo, welches mit ſeiner Nachbarinſel in Krieg verflochten iſt, vollſtändig geſchlagen worden ſei und daß ſeine elenden Bewohner, in der Beſorgniß verkauft zu werden, ein Aſyl auf der verlaſſenen Inſel Blig ſuchen. Ich ſtellte allſogleich Nachforſchungen über Blig an in den Reiſebeſchreibungen des Capitains Cook. Mein Gott was habe ich geſehen! Blig iſt ein dürrer Felſen, gerade nur eine Vogelſprieße für die müden Albatros und Damiers, wenn ſie vom Feuerlande zum Pole fliegen. Ich habe in der Ornithologie Forghett's nachgeſehen, was Damier und Albatros ſeien und fand, daß Albatros ein weißer, mit Federn bedeckter Vogel ſei, der aber keinen Körper hat — Damier aber ein ſymboliſcher Vogel, deſſen man ſich in der Heraldik bedient. Dieß iſt alſo die Zufluchtsſtätte, die den armen Neuſeeländern übrig bleibt, wenn ſie ſich auf die unwirthbaren Felſen der Einöde Blig flüchten! Sie ſchaudern, meine Herren!"

Und wahrhaftig — man ſchauderte ... „Sie ſchaudern," fuhr der Redner fort, „das iſt aber noch nicht genug; wir müſ-

ſen auch Mittel ausfindig machen, unſern Brüdern, Gegenfüßlern, welche wir mit Füßen treten, beizuſpringen."

Die Verſammlung war tief erſchüttert; das Schickſal Bligs verurſachte eine lebhafte Aufregung in allen philanthropiſchen, engliſchen Herzen. — „Wir müſſen Blig zu Hülfe kommen! laßt uns Blig zu Hülfe kommen!" polterte man von allen Seiten. — Das Wetter war an dieſem Tage ſehr ſchön, die Fenſterflügel des philanthropiſchen Klubbs waren offen. Man überſah von da aus ein ſchönes Gemälde. Aus der Seidenmanufactur kam eben eine Familie in der größten Dürftigkeit. Der Vater trug einen Rock von unbekannter Farbe, deſſen übermäßige Schöße die hohe Geſtalt ſeines erſten und Ur-Eigenthümers verriethen; er war durch einige Stückchen Bindfaden in den Knopflöchern zuſammengehalten. Ein kothfarbiger Pantalon umfing in klebrigen Fetzen die Beine des Unglücklichen; am übrigen Theile des Körpers vollendete eine häßliche Nacktheit das Koſtüm. Die Mutter hatte zum Kopfputze einen Sammthut mit einer Feder beſetzt; aber was für einen Hut! was für einen Sammt! was für eine Feder! Sie hatte keine Strümpfe und trug Handſchuhe. Zwei rothe fette Haarlocken legten ſich auf die hervorſtehenden Knochen ihrer erdfarbigen Wangen; an der grünlichen Bläſſe ihrer Lippen las man, daß ſie der Hunger verzehre und doch hatte ſie noch Kraft, einige halbnackte, vor Fieber zitternde Kinder nach ſich zu ſchleppen. Das jüngſte dieſer armen Kleinen, ein Skelett in Miniatur, ſuchte in dem welken, mütterlichen Buſen vergebens nach Milch und Bruſt. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren folgte ihrer Mutter; der Hunger hatte ihr nicht die ſchöne blonde Haarkrone, den bezaubernden Teint, die herrliche Taille und die natürliche Anmuth nehmen

können, welche den Frauen dieſes Landes im Atlas, wie in Lumpen ſo eigen iſt. —

„Wir müſſen Blig zu Hülfe kommen! wir müſſen Blig zu Hülfe kommen!“ ertönte noch immer das Commitee-room der philanthropiſchen Geſellſchaft und die dreihundert Fenſter der Manufactur öffneten ſich, wie eben ſo viele Ohren bei dieſem Ausrufe der Barmherzigkeit.

Die arme Familie, von der wir ſprachen, klopfte ſchüchtern an die Thüre des Verſammlungszimmers. Ach, ſie klopfte nur ein einziges Mal, wie es der niedrigſte der Bedienten gethan hätte. Man öffnete nicht!

Eine Stunde darnach beurlaubte ſich das junge Mädchen von vierzehn Jahren von Vater und Mutter, um ſich in den Straßen von * und * Street . . . . . Erwerb zu ſuchen. Vater und Mutter traten in Mile-End ein und verlängerten die ungeheure Kette von Unglücklichen, welche durch dieſen Theil der Stadt ſtrömen, durch dieſe Straßen, die man deßhalb ſo lang und breit gebaut hat, damit die dort aufgeſchichteten Unglücksmenſchen nicht beengt ſein ſollten.

„Blig zu Hülfe! Blig zu Hülfe!“ ſchrie noch immer der barmherzige Klubb. E*, Schiffmäkler zu H*****, bittet um das Wort. Er ſchlägt eine Subſcription vor, um das Schiff Walace nach der Inſel Blig auszurüſten. Dieſer Vorſchlag wurde einſtimmig angenommen. Man eröffnete die Subſcription und der Präſident lud die Glieder zum Unterzeichnen ein. Die Mitglieder kreuzten die Arme und fuhren fort, vor Entrüſtung zu ſchaudern. H., der eine Brigg kommandirte, trug darauf an, dem Könige von Ea-eï-no-more, dem Unterdrücker von Taoaï etc., den Krieg zu erklären. Präſident X nahm die Landkarte neuerdings und wies auf die Spitze von Van Diemensland, der Grenze

Neu-Hollands. „Hier," ſprach er, „exiſtiren drei Wilde, welche unſeres Augenmerks würdig ſind. Sie haben einen konſtitutionellen Staat gegründet. Dieſe Anſtalt verdient Aufmunterung, um ſo mehr, da dieſer neue Staat ſich nur von Felswurzeln und von den Gerippen der geſtrandeten Wallfiſche ernährt. Der Aelteſte dieſer drei Wilden, der den König vorſtellt, hat an den indiſchen Gouverneur geſchrieben, daß dieſe Naturſöhne ganz und gar ihren alten, kannibaliſchen Gelagen entſagen und leben wollen wie wir. Ich ſtimme für eine ehrenvolle Erwähnung dieſer Wilden von Van Diemensland." Die ehrenvolle Erwähnung wurde einſtimmig angenommen und ohne Oppoſition in das Protokoll eingetragen.

L*****, Verwalter des Kohlenbergwerks ***, bat um das Wort für einen Vorſchlag. Der ehrenwerthe Redner begann: „Ich bitte die Verſammlung, das Loos von hundert und fünfzig jungen Indianern in Erwägung zu ziehen, welche die Dienſte von Poſtpferden von Kalkutta bis zum Königreiche Penjab verſehen, oder dem Reiche der fünf Flüſſe; denn pen bedeutet fünf und jab bedeutet Fluß in der Sprache der Sikhs. Dieſe Unglücklichen dienen der indiſchen Ariſtokratie als Reiſepferde. Kaum finden ſie eine Viertelſtunde Muße, um mit den Kieſelſteinen auf dem Schachbrette von heißem Sande Schach ſpielen zu können; ich trage darauf an, daß jedem dieſer Indianer auf Koſten unſerer philanthropiſchen Geſellſchaft eine Penſion von 25 Pfund Sterling ausgeworfen werde, da ſie gezwungen ſind, den Poſtdienſt an den Palanquines (Tragbetten) zu verſehen." „Iſt ſo etwas Schreckliches möglich?" rief das Mitglied N. aus.

„Ich kann es auf meine Ehre verſichern," entgegnete L*****.

„Und Indien iſt noch nicht in den Wellen des Ganges untergegangen?" rief N*** auf's Neue.

„Noch nicht," verſetzte L.

Ein dumpfes Gemurmel philanthropiſcher Entrüſtung durchlief den Saal. L*** ſchlug vor, eine Eiſenbahn von Penjab nach Kalkutta anzulegen und nahm zum voraus zwei Actien.

Alles wurde gehörig in's Protokoll eingetragen.

In dem Augenblicke erhoben ſich klagende Stimmen von der Straße. Zwölf Menſchen, mit Lumpen bedeckt, ſangen ein klägliches Lied über die Leiden des Körpers und der Seele. Ihr Geſchrei that den Ohren wehe; die Choriſten bekamen Verſtärkung von allen Seiten; nach Verlauf einer Viertelſtunde belief ſich die Anzahl der Sänger auf vierhundert. Man ſah darunter Frauen mit ſchmutzigen Kindern; Taglöhner, denen ihr Unglück die Arbeit entzogen hatte; Greiſe, welche ſehnſüchtig dem Winter und mit ihm dem Tode entgegenſahen; Mädchen, die alle ihre Kraft noch aufboten, den Fallſtricken der Sünde zu entgehen; kleine, abgemagerte, blaſſe Kinder; alle ſangen daſſelbe Lied grenzenloſer Klage. Als das Bißchen phyſiſcher Stärke, das in ihnen noch von dem letzten Stück Brod lag, verſchwendet war, ſtellten ſich Alle rings um einen Greis, der, leidlich genug gekleidet, ſich zum Sprechen anſchickte und Stillſchweigen gebot. Dieſer öffentliche Redner lehnte auf einem Karren, der durch einen Haufen Zuhörer, die am Schwangbaum ſaßen, im Gleichgewicht gehalten wurde. Er ſprach mit Salbung und Beredſamkeit, wie ein O'Connell; er bemitleidete ſein Auditorium und tröſtete es; er ermunterte die Unglücklichen zur Geduld und Ergebung. So ſprach er eine halbe Stunde und war eben im Begriffe, auf ſeinen Gegenſtand zu kommen, als ein Tuſch von Trompeten und Pauken aus den Fenſtern des philanthropiſchen Klubbs losbrach. Der Volksredner hörte einige Zeit dieſem muſikaliſchen Ungewitter zu, darauf ſchüttelte er traurig den Kopf und ſtieg

von ſeiner Rednerkanzel herab, indem er die lärmenden Störer verwünſchte. Das Auditorium folgte ihm in die engen und einſamen Gaſſen, die zum königlichen Theater führen. Mehr als zweitauſend Bettler beiderlei Geſchlechts begleiteten ihn.

„Es iſt doch erſtaunlich!" rief der Präſident O, „daß wir von Bettlern jedesmal unterbrochen werden, ſo oft wir uns hier verſammeln, um der Menſchheit zu Hülfe zu kommen!" Ein vorübergehender Polizeimann wurde von X. gebeten, das zudringliche Bettlerpack vom Hauſe zu entfernen. Nach dieſem beſchäftigte man ſich mit dem Looſe der Falklandsinſeln und ihren Nachbarn, den Patagonen.

P. kam von einer langen Seereiſe zurück; er hatte vor den Falklandsinſeln Anker geworfen und ſich über die Falkländer erbarmt. „Dieſes Volk," ſprach er zu der Verſammlung, „iſt arbeitſam; doch kann es ſich nicht auf den Ackerbau werfen, aus Mangel an Werkzeugen und aus Mangel an Land. Der Boden dieſes Landes iſt gänzlich unfruchtbar und verweigert jede Vegetation. Die Falkländer leben vom Fiſchfange und von der Jagd; aber in der regneriſchen Jahreszeit ſterben ſie vor Hunger. Zwei Falkländer ſind in meinen Armen geſtorben. (Geſchrei des Entſetzens und des Mitleidens.) Ich habe ihnen eine engliſche Bibel gegeben, ſammt dem Kommentar des Vikar von Wakefield. Was konnte ein einzelner Reiſender mehr thun? (Beifallsruf und Zeichen der Rührung.) Die kurze Zeit, die ich bei den Falkländern zugebracht habe, verwandte ich darauf, mich mit ihren materiellen Intereſſen zu beſchäftigen; ja, ich fand ſelbſt ein Mittel, ihnen Ländereien zu verſchaffen. (Hört! Hört!) Nichts einfacher als das. Mittelſt einer hängenden Brücke über die Meerenge von Cemaire ſind die Falklandsinſeln mit dem Kontinente zu verbinden. Mein Vetter King iſt, wie Sie wiſſen, der Erfinder der

Menaibrücke, des Wunders aller hängenden Brücken; mein Vetter wird auch die Brücke der Falklandsinseln bauen. Ich nehme zwei Actien. Dadurch werden die brachen Ländereien Süd-Amerika's durch thätige Feldbauer nutzbar gemacht und unsere Brüder, die Falkländer, werden Getreide haben und Kartoffeln."

Ein allgemeines Freudengeschrei erschallte durch den ganzen Klubb mit betäubendem Lärmen. Der Redner legte den Plan zur Brücke auf dem Büreautische nieder.

In dem Augenblicke ließ sich eine unerhörte Musik von der Straße hören. Die 6000 Fenster der Fabrik erzitterten in ihrer bleiernen Einfassung. Vier Karren, jeder besetzt mit einem wandernden Orchester, kamen.

Jeder Karren spielte seine Phantasie-Arie und jeder Musikant blies, was ihm in den Sinn kam. Auf dieses folgte aber ein trauriger Anblick. Ein Zug Maurer und Tagelöhner rückte drohend heran; blaue Fahnen flatterten in der Luft. Man las auf denselben die schmählichsten Aphorismen. Zum Himmel drang das Klagegeschrei, nicht der Wilden auf den Falklandsinseln, sondern der hungrigen Tagelöhner.

Diese seidenen Pamphlets schrieen in die Luft, daß das Volk vor Hunger sterbe; daß der Tagelöhner Thon statt des Brodes essen müsse; daß er nicht ein Stückchen Stoff habe, sein Weib zu kleiden, nicht einen Tropfen Milch für die Lippen seines Kindes. Es war schrecklich und grauenvoll anzusehen.

Das Orchester des philanthropischen Klubbs erhielt Befehl, eine lange Fanfare ertönen zu lassen, für diesmal entging ihm aber diese Ehre; denn von unten brach eine Instrumentensalve los, daß alle Häuser ringsumher in ihren Grundfesten erzitterten.

Der Klubb schloß die Fenster, um ungestört wieder — Philanthropie zu treiben. —

D. hat um das Wort, um die Aufmerkſamkeit Europa's auf die von einigen handeltreibenden Holländern gekauften Sclaven auf der Inſel Borneo zu richten. „Ein ſchändlicher Mißbrauch" ſprach er, „hat ſich in die Sunda-Inſeln eingeniſtet. Man organiſirt den Sclavenhandel in den Handlungshäuſern von Java, Sumatra, Surabaïa, man organiſirt ihn unter dem Namen: „Handel mit Drachenblut." Die Neger von Borneo erregten die Begierde der Holländer; ſie ſind ſtark, wohlgebaut und arbeitſam. Die Weiber haben alle Eigenſchaften ihres Geſchlechtes, ausgenommen die weiße Farbe. Was ſchadet aber eine conventionelle Farbe? Dieſe Weiber verkaufen ſie auf den öffentlichen Märkten, wie Waaren. (Geſchrei des Entſetzens.) Man verhandelt ſie ſogar nach dem Bazar von Surabaïa. (Donner der Entrüſtung.) Die junge Wilde von Borneo verläßt ihre ſanften Palmen, ihre heimathlichen Berge, ihren geliebten Fluß, ihren verſprochenen Liebhaber, um nach Sumatra zu gehen und ſtillſchweigend zu rufen: „Wer will mich?" (Furie des Erbarmens.) Mylords und meine Herren, Volk und Adel, alle Sie, die Sie mich hören, ſtrengen Sie alle Ihre Kräfte an, mich zu unterſtützen, daß dieſes Scandal, welches das Univerſum entehrt, aufhöre. (Ja! Ja!) Wiſſen Sie, was ich zu Java geſehen habe? (Hört! Hört!) Ich habe ein junges, fünfzehnjähriges Mädchen ſingen gehört „Amaovï mama malé" vor einer holländiſchen Schildwache, die dazu lachte. Es war eine Negerin von Borneo! (zu Ende! zu Ende?) Ich bin zu Ende. Man muß eine unterthänige Bittſchrift an Bamtam, König von Borneo, richten und ein Edikt gegen die Auswanderung ſeines Volkes zu Stande bringen, mit dem Vorbehalte, Bor-

neo zu einer engliſchen Provinz zu machen, wenn der König von Borneo ſich unſeren Wünſchen widerſetzt."

Die Petition wurde entworfen und von den Mitgliedern des Klubbs unterſchrieben. Es war ſchon finſtere Nacht. Man hatte viel gearbeitet. Philanthropiſcher Schweiß troff von allen Geſichtern. „Die Sitzung iſt aufgehoben," ſagte der Präſident, „ich hoffe, ſie wird zum Gedeihen der Menſchheit ſein."

Die Glieder, brüderlich, ſich paarweiſe an einander ſchließend, gingen aus der Sitzung und beredeten ſich über deren Gegenſtände; Thränen floſſen aus den Augen dieſer Guten.

Als die Philanthropen nach Hauſe gekehrt waren, erzählten ſie ihren Familien die Geſchichten, die heute verhandelt worden waren und in zwei Häuſern der Stadt vergoß man Thränen über die Negerinnen von Borneo, welche zu Sumatra verkauft wurden. „Wir gehen mit Rieſenſchritten," ſagte P.

„Heute haben wir das Loos der Falklandsinſeln, Blys, Borneo und Penjabs, entſchieden. Nächſten Monat kommen wir auf Madagaskar."

„Sie ſollten auch auf Zanguebar Bedacht nehmen."

„Zanguebar wird an die Reihe kommen."

„Es ſteht ſehr ſchlecht um Zanguebar."

„Ich weiß, ich weiß."

„Das Volk iſt völlig herabgebracht. Nichts bringt mir die alten Schreckniſſe des peloponneſiſchen Krieges ſo in's Gedächtniß, als das Unglück Zanguebars. Wohl zu merken, daß die topographiſche Geſtalt beider Länder dieſelbe iſt. „In der That dieſelbe."

„Ach, die Meſſenier haben auch viel leiden müſſen."

„Enorm, ich hätte kein Meſſenier ſein wollen, um Alles in der Welt."

„Noch eins; die Theodoſianiſche Karte zeichnet Korinth nur an das Ufer Eines Meeres. Bimarisve Corinthi!“

„Es iſt das ein Fehler des Kaiſers Theodoſius.“

„Das Volk war ſehr unglücklich unter Kaiſer Theodoſius.“

„Oh! ſehr unglücklich! ich habe in Amerika Marcellin in das Engliſche überſetzt geleſen. Er berichtet, daß ein Menſch unter Theodoſius an der Pforte des kaiſerlichen Palaſtes geſtorben iſt.“

„Mein Gott! welch' gräuliche Epoche!“

„Ach es waren Zeiten der Barbarei! . . . Die Civiliſation hat dem geſellſchaftlichen Körper den Ausſatz benommen.“

Die beiden Gelehrten wiſchten ſich eine Thräne aus dem Auge, welche ſie den unter Theodoſius vor Hunger geſtorbenen Menſchen widmeten, darauf traten ſie bei Grasham zum Diner ein. Man ſpeiſt ſehr gut bei Grasham*).“

Dreizehntes Kapitel.

„Die Moral dieſer Fabel, welche ſich alltäglich in unſerem öffentlichen Leben wiederholt,“ ſagte Destouches, „iſt leicht gefunden. Man muß als das Hauptgrundübel unſerer Zeit, als ihren Gebärmutterkrebs, als ihre Syphilis und ψώρα — kurz, als den Inbegriff ihrer materia peccans die Heuchelei erkennen und bis auf den Tod bekämpfen und verfolgen. Laſſen Sie uns zu dieſem guten Werke einander die Hände

*) Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Szenen gewiſſermaßen hiſtoriſch ſind.

reichen. Laſſen Sie uns darauf ſchwören, dieſen Erzfeind des menſchlichen Geſchlechts in allen ſeinen Höhlen aufzuſuchen, zu entlarven, zu bekämpfen, zu tödten. Dieſe Heuchelei macht, daß wir in einem Tollhauſe leben, wo ſich Narren und Schurken für Weiſe, Gelehrte, Menſchenfreunde; Barbaren für civiliſirte Menſchen; Bettler für reich; armſelige Sklaven für Könige halten; dieſe Heuchelei verfärbt ſo ſehr alle Grundzüge unſeres Charakters, daß wir uns ſelbſt nicht mehr erkennen, noch viel weniger von Anderen erkannt werden. Es giebt welche unter uns, die aus Beſchränktheit heucheln, wie der gute Pfarrer Amadee, aber weit mehr ſolche, welche es thun, um Gott und Menſchen zu betrügen. Laßt uns dieſe giftigen Thiere ausſpüren; laßt uns nie raſten, gegen ihre Liſt wachſam zu ſein; laßt uns keinen Mann achten, der eine von Liebe überzuckerte Zunge hat, denn Zehntauſend gegen Eins iſt zu wetten, daß er ein Lügner — eine Schlange iſt, die nach unſeren Herzen trachtet. Eine ſolche Schlange iſt dieſer Oſinsky — er hat das Gift und die Stärke der Boa — laſſen Sie uns dieſes wilde Thier in ſeinem Lager umſtellen — dieſen Präſidenten eines philanthropiſchen Vereins von Heuchlern! Hier auf dieſer Namensliſte ſteht ſein Name oben an, ſie iſt vom Jahre 1827 und ich verdanke ſie — nun was glauben Sie wem? — dem Altmeiſter unſerer Freimaurerloge, welche Herrn Marquis von Oſinsky zu Ehren demnächſt ein Receptionsfeſt veranſtalten wird."

Arthur ſeufzte tief auf.

„Ach, mein Freund!" ſagte er, „wie kann es mir Troſt einflößen, Charakterzüge dieſer Art in Bezug auf einen Mann zu erfahren, welchem das Schickſal einer Dame anvertraut iſt" —

„Welche Sie über Alles lieben — ja, mein Freund, es

ſoll Sie tröſten, daß Sie erfahren, die Menſchen haben noch nicht ſo ſehr ihre geſunden Sinne verloren, um durch ſolche Künſte der Heuchelei verblendet zu werden. In England, wie Sie ſehen, weiß man längſt, woran man mit dieſen Comödien iſt. Der Herr Marquis hat, ſcheint es, zu lange als Gaſt unter einem Volke gelebt, welches ſich nicht ſo leicht täuſchen läßt, wie die Franzoſen. Wohlan, denken Sie an eine nahe Zukunft, wo man ihm in Frankreich ebenſo die Maske abnehmen wird, wie in England, wo ſein Lebenslauf, ſein Charakter, wie es ſcheint, ſehr aufmerkſame Beobachter gefunden hat. Die Maçonerie hat ihm dort keine ſüßen Früchte getragen, und da es unter den Maçons Sitte iſt, ſich um die Angelegenheiten und den Charakter ihrer Ordensangehörigen zu bekümmern, ſo iſt man durch Ordensbrüder in London und Edinburg, wo der Marquis längere Zeit gelebt hat, mit Aktenſtücken und Beurtheilungen bekannt geworden, welche den Marquis in kein vortheilhaftes Licht ſtellen. Hören Sie dieſen zweiten ſatiriſchen Bericht über den Herrn Marquis, der ſich im Jahrgange 1827 der Blakwoods Magazine befindet. Er wird Sie zerſtreuen und erheitern, Ihre Ueberzeugungen ſtärken und Ihre Vorſätze befeſtigen. Er iſt überſchrieben

„Nur Liebe!

oder Bruder Oſinsky, Altmeiſter der Loge zum Auge Gottes in Glasgow.“

Der Beſuch der Kranken gehört, wie man weiß, zu den Pflichten des Freimaurers. Bruder O. erfüllte ſie alle mit Eifer. Nur Liebe! iſt ſeine Deviſe. Bruder O. beſitzt, wie man ſagt, das zartfühlendſte Herz, welches die Natur einem Menſchenkinde zu geben vermag, denn, ſich nie kümmernd um die entſetzlichen Streiche, welche ſeine ſo zarte Senſibilität

aushalten muß, iſt er aller Orten, wo es nur eine ſchmerzliche Szene giebt, und man kann ſicher darauf zählen, ihm da zu begegnen. Fragt man ihn, aus welch ſonderbarer Laune er ſtets die Schauplätze des Elends und Jammers aufſucht, dann bricht O. aus in die rührend erbaulichen Worte: „Laune! Suchen! auf dieſer Erde voll Mühen und Drangſal, wo ein einziges Wort der Stärkung und des Troſtes manchmal ſo viel Gutes bewirkt, daß es zur Schuldigkeit wird, die Geſetze des geſelligen Anſtandes und die eignen Gefühle ſeinen Pflichten als Menſch und als Chriſt zum Opfer zu bringen.“ Obige Frage richtete eines Tages einer ſeiner Freunde an unſern Mann, als ihn ſo eben „die Pflichten der Chriſten- und Menſchenliebe“ zwangen, dem Major N., welchem man des andern Tages das rechte Bein abſägen wollte, einige Worte zur Ermuthigung zu ſpenden. Der Major war ein Mann von anerkannter Herzhaftigkeit, welcher dem Tode mehr als einmal auf dem Schlachtfelde ſeine Stirn geboten, und der ſo gut, wie Coriolan, „ſeine Wunden aufweiſen konnte.“ Als O. ſich dem Hauſe des Majors näherte, prallte er vor Entſetzen zurück, denn er gewahrte, daß der Thürhammer nicht mit dem ſonſt üblichen Leinwandlappen umhüllt war. „So iſt es denn vorbei,“ dachte er, „er iſt todt, ich komme zu ſpät;“ und Mißvergnügen malte ſich in ſeinen Zügen. Deſſenungeachtet klopft er an und ward von dem Bedienten des Majors, einem alten Degen, welcher unter den Befehlen ſeines Herrn auf der Halbinſel gefochten, eingelaſſen.

„So geht's!“ murmelte O. in bedauerlichem Tone. „Ja, ſo geht's! mein Herr!“ entgegnete der alte Diener. „So iſt es alſo rein zu Ende!“ fragte O. neuerdings mit thränenkündender Stimme.

„Womit, mein Herr?“ fragte seinerseits der alte Kämpe.

O. antwortete nicht, schüttelte aber, seinem Gesichte den Ausdruck entsetzlicher Schwermuth verleihend, das Haupt und ließ sachte einen seiner Finger auf den Oberschenkel herabgleiten.

„Ach, mit dem Herrn, nein, das ist noch nicht vorüber. Morgen um eilf Uhr,“ antwortete der Diener ganz ruhig. O. kam also nicht zu spät. Ein Strahl von Genugthuung leuchtete aus seinen Augen, bald aber erhielten sie wieder ihren wehmüthigen Ausdruck, als er hinzufügte: „Ich setze voraus, daß ich unter so bewandten Umständen Euren Herrn nicht sehen kann.“

„Wenn Sie einer seiner Freunde sind, oder ein Geschäft mit ihm zu ordnen haben, so können Sie ihn sehen; er ruht auf dem Sopha seines Salons.“

„Bringt ihm meine Karte,“ sprach O., eine solche dem Alten überreichend. In dem Augenblicke, als O. die Schwelle der Salonthüre überschritt, zog er ein weißes Tuch von Battist aus der Tasche und machte ein so langes Gesicht, als er nur vermochte. Er fand den Major auf einem Ruhebette ausgestreckt, welches sein dem Tode geweihtes und mit Bandagen umwickeltes Bein unterstützte. Ein mit Büchern und Papieren bedeckter Tisch stand dem Sopha zur Seite. Der Major las und lachte zu O.'s ungemeinem Erstaunen aus vollem Halse; als Letzterer aber auf ihn zukam, legte er das Buch, welches er in den Händen hielt, auf die Tafel und nickte ihm einen freundlichen Gruß zu. „Ach, guter Gott!“ rief er aus, „Herr O., ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich mir nicht augenblicklich Ihren Namen zurückrief; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich das Vergnügen hatte, vor ungefähr einem halben Jahre mit Ihnen bei unserem gemeinschaftlichen Freunde X. zu speisen. Wollen Sie doch gefälligst Platz nehmen.“

Bei dieſen mit guter Laune und außerordentlicher Heiterkeit ausgeſprochenen Worten ſtieß unſer edler Beſucher, immer verblüffter oder vielleicht auch mißvergnügt werdend, einen tiefen Seufzer aus und ſetzte ſich nieder.

„Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs, Herr O.? Kommen Sie Geſchäfte halber zu mir?" „Nein, Major. Ich —" und O. ſchüttelte traurig das Haupt. „Schönen Dank, dann bin ich Ihnen deſto mehr verbunden; ein freundſchaftlicher Beſuch iſt immer höchſt angenehm für einen armen Kranken, der nicht über die Schwelle ſeines Hauſes kommen kann," fuhr der Major in demſelben Tone fort. Das Wort „Kranken" war ein genügendes Exordium; O. verbarg auch ſogleich eine Partie ſeines Angeſichtes unter dem battiſtenen Schnupftuche, und ſchickte ſich an, zum Werke der Tröſtung zu ſchreiten, als der Major ausrief: „Haben Sie jemals dieſes Werk geleſen? doch freilich, den haben Sie ſicher geleſen, den Don Quichotte, ha! ha! ha! Ich habe wohl hundertmal über ihn gelacht, ha! ha! ha! ha! das iſt ein Buch, mein Herr, welches alle traurigen Gedanken weit von uns verſcheucht." „Traurige Gedanken," ſagte O. zu ſich, „hier hätte ich eine neue Eingangsſtelle," und einen zweiten Seufzer in die Welt ſchickend, wiederholte er: „Traurige Gedanken, wenn Jemand ſolche haben muß, dann ſind wohl Sie es, Major, in Ihrer bedauernswerthen Lage."

„Ganz Recht, Herr O., wie viele Erkenntlichkeit verdient alſo nicht der Autor eines ſo angenehmen Buches, welcher, wie ein geſchickter Zauberer, uns außer die Sphäre unſerer wirklichen Exiſtenz zu verſetzen weiß, indem er nicht nur die düſteren Erinnerungen der Vergangenheit aus unſerem Gemüthe verbannt, ſondern uns auch die gegenwärtigen Drangſale er-

träglicher macht und zugleich hindert, an die Mühseligkeiten, sowie an die verdrießlichen Lagen zu denken, welche uns die Zukunft vorbehält!" Diese Gelegenheit war zu schön, als daß sie O. hätte können entschlüpfen lassen.

„Ach, Major," sprach er, sich von einem sechsten Seufzer befreiend, „wohl müssen wir mit aufrichtigem Danke Alles erkennen, was unsere Gedanken abzuziehen strebt von —. Nicht wahr, morgen früh, um die eilfte Stunde, wenn ich nicht irre?"

Diese unvollendete Frage wurde von einer beredten Kopfbewegung begleitet.

„So ist es," erwiederte der Major. „A propos, ist es lange her, daß Sie nicht unsern Freund L. gesehen haben? Herr O. war zu sehr mit Seufzen und Kopfschütteln beschäftigt, als daß er hätte antworten können, und der Mann seiner Theilnahme fuhr also fort: „Ich bin erstaunt, ihn nicht zu sehen, denn er weiß ganz gewiß, daß ich das Zimmer hüte."

„Auch mich nimmt das gewaltig Wunder," schrie O. „Ach! Herr, solche Umstände sollten alle Freunde um Sie versammeln; denn wenn man überlegt, was morgen früh vor sich gehen wird. —"

„Der Moment, der mich morgen erwartet, wird sicher ein angenehmer sein," fiel ihm der Major in die Rede, „aber" (und er sprach, indem er die Lage seines Beines veränderte, diese letzteren Worte mit einer Betonung, die eine gewisse Unruhe bezeichnete) „aber es ist ja immer noch Zeit, an solche Dinge zu denken, wenn ihr Augenblick gekommen ist."

„Angenehm!" eiferte O., „angenehm? mein lieber Major, bilden Sie sich denn ein, daß ich aller Empfindsamkeit so baar geworden, um vermuthen zu können, dieser Moment werde ein angenehmer sein? Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß der-

ſelbe ein ſchreckbarer, entſetzlicher genannt zu werden verdiene. Als mir geſagt wurde, daß man Ihnen das Bein abnehmen müſſe und zwar an der dickſten Stelle des Schenkels, obwohl man mich vielleicht in dieſer Hinſicht falſch berichtet, ach! was ich da empfand! — Gott lieſt in meinem Herzen! —" Der Major antwortete nicht, ſondern biß die Zähne über einander und ſchlug haſtig einige Blätter des Don Quichotte um, während O. mit Salbung weiter ſprach:

„Nun ſo iſt es leider doch wahr? Das ergreift mich ſchmerzlich, lieber Major! Kaum war ich dieſe traurige Nachricht inne geworden, ſo ſuchte ich in der Encyclopädie den Artikel „Amputation" und las ihn mit größter Aufmerkſamkeit durch. Dieſe Lectüre war, ich verſichere Sie, für mich eine ſehr peinliche. Bei jeder Zeile fuhr ich, an Sie denkend, vor Schauder und Entſetzen empor, und verharrte dennoch bis zum Ende bei dieſem grauenvollen Artikel, in der Hoffnung, es werde ſich mir ein Mittel bieten, Sie zu tröſten; denn meine Pflichten als Menſch und Chriſt legten mir bisher noch allezeit die Verbindlichkeit auf, meine eigenen Empfindungen zu mißhandeln, und wäre es auch nur, um mit einem Tropfen balſamiſchen Troſtes das Herz eines Freundes zu erquicken." Hierbei zog der Menſchenfreund aus ſeiner Bruſt einen tieferen Seufzer, als alle vorhergehenden waren, und ſchüttelte traurig die Mähne. Eine Minute lang herrſchte tiefes Schweigen. Der Major langte zwei oder dreimal nach ſeiner Uhr, welche auf dem Tiſche lag, und ſah ſie auf eine Weiſe an, daß jedem minder Unbeſcheidenen als O. ſein Wunſch hätte klar werden müſſen. Dieſer aber ließ ſich nicht beirren und ſprach alſo weiter: „Haben Sie, Major, vielleicht jenen Artikel geleſen?"

„Nein, Herr, nein," replicirte der Major in kurzem Tone,

„ich werde das, wovon Sie mir da vorreden, kennen lernen, ohne mir die Mühe zu nehmen, es in Büchern zu ſtudiren, und ohne daraus einen Gegenſtand meiner Unterhaltung zu bilden; und jetzt, Herr — Herr — entſchuldigen Sie mich, wenn ich Ihren Namen vergeſſe, ich habe Sie vor dieſer Viſite blos ein einziges Mal geſehen, — O. das iſt Ihr Name, nicht wahr? — und nun, Herr O., haben Sie mir noch etwas zu ſagen?" Bei dieſen letzten Worten ſah der Major von Neuem ſeine Uhr an.

„Nichts mehr, Herr Major, nur muß ich Sie noch ermahnen, alle Ihre Kräfte für dieſen entſetzlichen Augenblick zu ſammeln. Ach, ich weiß, Sie werden ſelbe ſehr von Nöthen haben. Dürfte ich vielleicht noch um den Namen des Chirurgus fragen, der Sie operiren ſoll?" „Er heißt M —," antwortete der Major, mit der Hand über die Augen fahrend. „O! Ei! das freut mich ungemein. Er gilt für einen unſerer geſchickteſten Praktiker, obwohl er zu hart iſt und ein Bein mit eben ſo vieler Gleichgültigkeit abſchneidet, als der Zimmermann ein Stück Holz durchſägt. Leute ſeines Schlags haben kein Gefühl und können durch nichts gerührt werden. Ein Bein oder einen Hühnerhals abſchneiden iſt für ſie ein und daſſelbe." Der Major wurde bleich und unruhig, er ſtürzte mit zitternder Hand ein Glas Waſſer hinunter.

„Ich fürchte, daß Ihnen nicht recht wohl iſt," bemerkte O., „kann ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen? Wenn ich es vermag, ſo werde ich es in ſo traurigen Umſtänden als eine Pflicht betrachten. — "

„Ziehen Sie gefälligſt dieſe Glocke an," ſchrie, ihn unterbrechend, mit lauter Stimme der Major. O. beeilte ſich, zu gehorchen, und faſt zu gleicher Zeit trat der Diener ein.

„Samſon," rief der Major ihm zu, „führe den Herrn zurück. Adieu."

Man ſieht, O. verdient ſeinen guten Ruf als ein muſterhafter Freimaurer. Man wird ihn hoffentlich bald zum Großmeiſter für alle Logen Englands ernennen. — Allgemein ſagt man von ihm: „Es giebt keinen beſſern Mann auf der Erde; er würde in das Waſſer oder ins Feuer ſpringen, um Jemandem einen Dienſt zu erweiſen; das Gute aber, was er thut, bleibt im Verborgenen." Ich ſelbſt kann nur beſtätigen, daß er ſeine Almoſen mit ſo gewandter Umſicht und ſo discreter Beſcheidenheit austheilt, daß ihn noch Niemand bei Uebung ſeiner chriſtlichen Werke ertappte. Aber er verbirgt ſich wohl, um Gutes zu thun, keineswegs aber, um allen Jenen, welche ſeiner bedürfen, Rath und Troſt zu ertheilen. O. wird erinnert, einer ſeiner Freunde ſei durch eine ſchlechte Speculation zu Grunde gegangen. — „Sie überhäufen mich mit Betrübniß," ruft er ſchmerzlich aus. „Der Unglückliche! mein Herz blutet für ihn; es iſt aber auch ſeine eigene Schuld; hätte er meinem Rathe gefolgt, ſo wäre ihm dieß nicht geſchehen. Er wird es ſelbſt einſehen, deſſen bin ich gewiß. Ich will ihn beſuchen und tröſten." Welch vortreffliches Herz, rufen Alle, welche ihn hören. Ein anderer ſeiner Freunde fällt von einem zweirädrigen Kabriolet herab und bricht ſich das Bein. — „Der arme Unglückliche!" jammert unſer weichherziger Bruder O., „ich beklage ihn von ganzer Seele; ich ſagte es ihm aber, es werde ihm etwas begegnen, wenn er fortführe, ſich ſolcher Kabriolets zu bedienen. Ich will ihm meinen Beſuch abſtatten, obwohl mir in Wahrheit Viſiten dieſer Art ſchmerzliche Empfindung erregen." „Welch vortreffliches Herz!" wiederholen

Alle, die ihn vernehmen. Aber folgen wir ihm, wenn es Dir gefällt, lieber Leſer, zu einigen Unglücklichen, deren Lage etwas Anderes als bloßes Bedauern und leere Rathſchläge erfordert. Die Wittwe H. hatte von O. ein bei M. gelegenes Häuschen gemiethet, in welchem ſie von einem kleinen Lumpenhandel ſich und ihre fünf Kinder kümmerlich nährte. Eines Tages brach in der Hütte Feuer aus und mit ihr verbrannte der geſammte, unverſicherte Waarenvorrath der Wittwe. Kaum wurde O. dieſes Unglück berichtet, ſo ging er hin, um das arme Weib, das indeſſen zu einem Nachbar Zuflucht genommen, zu beſuchen. Mit kummervoller Miene und ſeitwärts gebeugtem Haupt tritt er in die Stube.

„Es hat Sie ein trauriges Ereigniß betroffen!"

„„Schrecklich! ſchrecklich!"" jammerte dieſe, in Thränen zerfließend und verzweiflungsvoll die Hände ringend. „„Alles iſt verloren, Alles — Alles. Es bleibt mir Nichts übrig!"" „Welche Unklugheit war es aber auch, daß Sie nicht Ihre Waaren verſicherten? Hätten Sie meinem Rathe gefolgt, ſo würden Sie ſich heute nicht in dieſer grauſamen Lage befinden." — „„Ich war verſichert, vergaß aber den Aſſecuranzſchein zu erneuern.""

„Das iſt eine unverzeihliche Nachläſſigkeit, meine gute Frau! Wie oft habe ich Ihnen nicht dieſe Erneuerung empfohlen! Auf welche Summe belief ſich Ihre Aſſecuranz?" — „„Auf zweihundert Livres, Herr!"" — „Gott ſegne Sie! da haben Sie ja die ſauberen Folgen Ihrer Fahrläſſigkeit; Sie hätten nun zweihundert Livres, um ſich von Neuem zu etabliren. Doch wir wollen ſehen, vielleicht kann ich Ihnen in etwas dienen; trotz Regen und Unwetter bin ich gekommen, um mit Ihnen zu ſprechen." — „„Ach, Herr, Sie ſind ein Engel von

Gott geſandt; Sie ſind zu gut für dieſe Welt!"" rief die arme Frau mit minder traurigem Herzen und ein Hoffnungsſtrahl lichtete ihre von Leiden aller Art verdüſterten und entſtellten Züge. — „Auf dieſer mühſalvollen Erde iſt es Pflicht, uns wechſelsweiſe und nach Kräften beizuſpringen. Aber ſagen Sie mir doch, gute Frau, was wollen Sie jetzt eigentlich anfangen?" — „„Gott allein weiß, was ich thun werde, wenn mir nicht die Hand eines Freundes wieder aufhilft."" „Hätten Sie Ihren Verſicherungszettel erneuert, ſo würde Ihnen der Beiſtand eines Freundes nicht Noth thun," entgegnete O. in einem immer weicher und mitleidiger klagenden Tone. „Aber wir wollen ein Mittel ausfindig machen; haben Sie noch keinen Plan gefaßt?" — „„Keinen, Herr! Im Gegentheile habe ich recht viele im Kopfe. So könnte ich z. B. mit der Summe von 20 Livres auf dem Marktplatze einen kleinen Waarenvorrath erkaufen."" — „Das iſt ſehr weiſe gedacht, ich werde heute ſelbſt Erkundigungen einziehen über die Sachen, welche ihre Beſitzer abzutreten wünſchen. In ſolchen Umſtänden darf einem kein Schritt zu ſchwer fallen und keine Mühe verdrießen." „„Aber, Herr, ich beſitze nicht die zwanzig Livres, und —"" die arme Frau ſtockte. — „Ei was! haben Sie nicht irgend einen Freund, der Ihnen dieſe Summe zu leihen vermag? Eine Wittwe, Mutter von fünf Kindern, durch eine Feuersbrunſt zu Grunde gerichtet, verdient ſie nicht mehr, als jedes andere Opfer des Unglücks, einen unerläßlichen Beiſtand?" — „„Leider, Herr, habe ich nicht einen einzigen Freund, der nicht eben ſo dürftig wäre, wie ich ſelbſt. Aber ich dachte — das heißt — ich hoffte, Herr — daß — da Sie ſich ſo freundlich meiner erinnerten — und daß — da Sie ſehr reich ſind — —""

„Ach, meine Gute!“ fiel der vortreffliche Mann, den unſere Leſer bereits kennen, mit dem Ausdruck tiefſter Traurigkeit ein, „wenn ich Ihnen ſo nützlich ſein könnte, als ich es wünſche, würde ich mich ſicher beeilen, Ihnen dieſe Summe aufzuzählen; aber Sie wiſſen nicht, von wie vielen Bitten ich mich tagtäglich beſtürmt ſehe, wie viel Geld ich nach allen Seiten hin vertheilen muß. Doch denken Sie nach, haben Sie durchaus keinen Freund?“ Die unglückliche Wittwe antwortete nur mit einem Seufzer. „Jetzt ſehen Sie, was daraus entſteht; hätten ſie doch früher meinen Rath befolgt und Ihre Police erneuert! Aber brauchen Sie denn abſolut zwanzig Livres?“ — „„Vielleicht, Herr, könnte ich einen Vorrath kaufen, welcher nicht mehr als fünfzehn, oder gar zehn Livres koſtet.““ — „Das iſt ganz richtig. Betrachten Sie jetzt die Sache wie beendigt, denn Sie werden ohne Zweifel einen Freund finden, der Ihnen zehn Livres zu leihen vermag.“ — „„„Nimmer, nimmer!““ rief die Wittwe mit ſchluchzender, von Thränen unterbrochener Stimme. „Ach, Theure!“ ſagte O. nach einem Augenblicke Stillſchweigen, „ich wünſchte, daß mir meine Vermögensumſtände erlaubten, Ihnen dieſen Vorſchuß zu leiſten; ich verberge es Ihnen nicht, mein Herz blutet für Sie. Aber überlegen Sie es nochmals. — Kennen Sie wirklich Niemanden, der im Stande wäre, Ihnen zehn Livres zu leihen? Geben Sie mir die Adreſſen aller Ihrer Freunde, ich will ſie beſuchen. Es mag Keulen ſchneien, Ströme regnen, oder Wallnüſſe hageln, mir verſchlägt das wenig; ich will jene Leute mürbe reden und ſie verfolgen bis an das Ende der Welt; ja, ich brächte, wenn es Noth thäte, Himmel und Erde in Aufruhr; Sie können verſichert ſein, daß ich etwas erzwecke. Ach, hätten Sie doch Ihre Aſſecuranz erneuert! — Doch rufen wir nicht dieſe traurige

Erinnerung zurück: was geschehen ist, läßt sich nicht ändern; allein, wenn Sie wieder an der Spitze Ihres Geschäfts stehen, vergessen Sie nie mehr, sich zu versichern; Sie geben mir das Geld, ich werde diesen Schritt für Sie thun und stets darüber wachen, daß Ihre Police allezeit in Ordnung sei. Gott segne Sie, meine liebe Frau, sammeln Sie alle Ihre Kräfte, Sie bedürfen derselben. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß Sie, sobald ein Freund gefunden ist, der zehn Livres vorzustrecken vermag, mich hiervon in Kenntniß setzen, weil ich bei ihm zu Ihren Gunsten sprechen werde. Ach! hätten Sie doch die Police erneuert!" Mit diesen Worten nahm O. Abschied von der Wittwe und eine volle Stunde wiederholte er sich selbst: „Gewiß und in der That, mein Herz blutet für die arme, unglückliche Wittwe." Giebt es auf dieser Erde einen besseren Menschen als O.? Wird man je alles Gute kennen lernen, was er verrichtet? —

„Köstlich — köstlich!" schloß Destouches seine Lectüre, „man glaubt diesen Heuchler lebendig vor sich zu sehen. Ja, so ist er ganz und gar und — darum, mein Freund, — damit ich Sie nicht tröste wie dieser Bruder Maçon, dem übrigens gar viele andere Brüder gleichen — darum lassen Sie sich nur das zum Troste gereichen, daß ich — mit Leib und Seele der Ihrige bin und mit Leib und Gut Ihnen dienen will gegen diesen Judas und Jeden, der ihm gleich ist."

Arthur war in der That erheitert. Nichts erleichtert uns das Unglück mehr, als die Uebereinstimmung eines Freundes mit unserer Weise zu denken und zu fühlen, besonders wenn diese die Quelle unsers Leidwesens ist.

„Das Bild scheint mir in der That wahr, wenn es auch

eine bloße Satyre ohne Wahrheit der Details iſt. Es iſt mir neu — ich hatte nie eine Vorſtellung von einem ſolchen Charakter.

„Das iſt es, was allein dieſen Leuten Vorſchub leiſtet — man hat keine Idee von ſolchen Verknöcherungen der Gefühle, welche alle ihre Elaſticität zu behalten ſcheinen.“ Der Herzbeutel dieſer Menſchen iſt weiches Gummielaſticum — ohne Adern und Blut. Man muß ſeine Mitmenſchen mit dieſer neuen organiſchen Formation bekannt machen. Sie ſind nicht, wie die Tartüffe der alten Zeit — ſie ſind eine ganz neue Gattung. Und nun, mein lieber Freund, der Balſam für Ihr Rachegefühl — ich werde dieſen charmanten Aufſatz in den Semaphore de Marseille ſetzen laſſen und den Namen unſeres Helden ſo kenntlich machen, daß Jedermann mit Fingern auf ihn zeigt.“

Arthur konnte nicht umhin, zu lachen.

„Siehſt Du, mein Sohn!“ ſagte der Doctor, „wie ich meine Patienten kenne! In 24 Stunden muß Herr von Bonval friſch und geſund durch Floris ſpazieren und durch ſeine Heiterkeit das einfältige Gerücht widerlegen, daß er aus Liebe krank geworden ſei.“

„Sagt man dieß?“ fragte Arthur erröthend.

„Ja!“

Arthur fühlte ſich geneſen.

Vierzehntes Kapitel.

Einige Tage nach dieſen Szenen beſchäftigte ſich der Marquis von Quarin in ſeinem Kabinete in ſehr übler Stimmung mit ſeiner Bilanz. Das große Hauptbuch lag vor ihm auf-

geſchlagen, die Thüre war von Innen verriegelt. Niemand durfte dem Marquis angemeldet werden. Auf dem Schreibtiſche ſtand ein brennendes Licht — mehrere noch ungeſiegelte Briefe lagen bereit zum Expediren. Aber der Marquis zögerte es zu thun, und war ſichtlich bemüht, Klarheit über eine Rechnungsfrage ſich zu ſchaffen. Endlich ſprang er wild auf und ſagte:

„Kein Zweifel — ich ſtehe noch nach Allem mit 400,000 Francs paſſiv. Es iſt keine Rettung — ich darf nicht ſäumen, das Aeußerſte zu thun. Vatout iſt ein Menſch von Eiſen. Wenn er erfährt, daß das Vermögen meiner Frau noch nicht in meinen Händen und in meinem Rechte iſt, ſo treibt er die Sache aufs Aeußerſte. Alle meine Combinationen ſchlugen fehl. Das Börſenſpiel war unglücklich, denn die erwarteten Conjunkturen traten nicht ein. Der Eifer dieſes Malawow iſt mein Unglück. Die Napoleoniſten ſind zu früh eingeſchüchtert worden — es ſchlägt mich ſehr zurück. Und alles Dieß habe ich nur den elenden 100,000 Francs zu danken, welche Malawow noch dazu ſo pfiffig war, zu contremandiren und zum Gegenſtand eines Prozeſſes zu machen. Er hat mich überliſtet — ich kann nicht gegen ihn auftreten — meine ganze Stellung ſteht auf dem Spiele.“

Während der Marquis dieſe peinlichen Betrachtungen anſtellte, ließ ſich plötzlich der Schall eines Poſthorns hören. Gleich darauf fuhr eine elegante Reiſechaiſe in den Hof.

„Er iſt da!“ rief der Marquis, „nun gilt es Liſt und Entſchloſſenheit!“

Sofort eilte er aus dem Kabinet, dem Angekommenen entgegen. Es war der Advokat Vatout aus Paris. Er verließ eben den Wagen, als der Marquis ankam, um ihn zu bewillkommnen. Ein Mann von etwa 50 Jahren ſprang mit af-

fektirter Jugendlichkeit aus dem Wagen. Sein schmales, hohes Haupt war mit einer glänzend schwarzen und zierlich gelockten Perücke bedeckt und dieser Kopfschmuck bildete einen höchst lächerlichen Kontrast zu den verwitterten Gesichtszügen des Reisenden.

Seine Tournüre war geckenhaft, sein ganzes Benehmen widerlich und frech. Seine Kleidung bestand in einem eleganten Jagdrock, einer Sammtmütze von spanischer Form, mit einer schweren Goldtroddel, aus eng anschließenden Tricots, welche reich gefüttert waren, und gelben, seidenen Kamaschen. In der Hand trug diese Karrikatur eines Pariser Elegants eine Reitgerte mit einem großen Diamanten im Knopf — die knochigen Finger strotzten von kostbaren Ringen und seine Brust war mit goldenen Uhrketten, kostbaren Chemisetteknöpfen und Busennadeln überladen. Er sprang wie ein muthwilliger Knabe an den Hals des Marquis und erstickte ihn fast mit seinen Umarmungen.

„Mein theurer Freund — mein Marquischen — ich grüße Dich — wie geht es Dir, kleiner Taugenichts — wo ist Deine schöne Frau — ich muß sie sehen, sogleich sehen — ja das ist das Erste bei mir — honneur aux dames — ich lebe nur in dieser Atmosphäre — hélas mein Herz ist immer jung — nimm Dich in Acht, Freundchen — ich bin in köstlicher Reiselaune, diese Provencerluft ist gewürzig — welches Eden — Freund, Du lebst hier wie im Paradiese."

Und ohne auf Antwort zu warten, hüpfte das Männchen im Hofraume umher, mit der Lorgnette vor den Fischaugen Alles begaffend, von der großen Fontaine bis zu den Leibhunden des Marquis, die bellend umhersprangen und ihre Freude an der drolligen Erscheinung zu haben schienen.

„Ich bedaure, mein Freund, daß ich Dir heute meine Frau

nicht vorſtellen kann, indeß hoffe ich, daß Du einige Tage bei mir bleiben wirſt."

„Hoffe das nicht, Freundchen — ich habe Queckſilber im Leibe, ha, ha, ich perſiflire mich ſelbſt mit dieſem Calembourg, ich kann es nirgends länger aushalten als einige Stunden — ich will noch heute Nacht zurück nach Paris, denn unſer Geſchäft iſt bald abgemacht."

„Pah," ſagte der Marquis, „ſo theure Gäſte entläßt man nicht auf der Stelle — komm, wir wollen zuerſt das Schloß beſichtigen — dann führe ich Dich durch meine Beſitzungen — dann ſpeiſen wir und —"

„Du machſt die Rechnung ohne den Wirth, mein Freund, oder vielmehr der Wirth macht die Rechnung ohne den Gaſt — ha ha — ſieh nur, wie witzig — dit on. Was wollte ich nur ſagen — ja vor allen Dingen führe mich in Dein Büreau — ich habe Dir Wichtiges zu ſagen."

Mit ſichtlichem Mißmuth führte der Marquis ſeinen Gaſt in ſein Kabinet.

„Nun, was haſt Du Eiliges!?" ſagte der Marquis, indem er Vatout Platz nehmen ließ und ſich ſelbſt in ein Fauteuil ſetzte.

„Wie kommſt Du mir vor, Herzensbruder — Du weißt doch wohl, daß der Wechſel morgen fällig iſt."

„Nun und iſt das ſo unaufſchieblich? Haſt Du Mißtrauen?"

„Bewahre — aber Ordnung im Geſchäft iſt meine Deviſe."

„Du übereilſt Dich ohne Noth, denn ich werde Dich nicht morgen, nicht heute bezahlen, Du wirſt mir prolongiren."

„Prolongiren?" antwortete Vatout gedehnt, „das Wort ſteht nicht in meinem Wörterbuche. Präſentiren, einkaſſiren, proteſtiren und nach Umſtänden exequiren, das ſind meine Deviſen."

„Wer kümmert ſich um Deine Deviſen, ich ſage Dir, daß

ich kein Geld habe — es iſt um vier Wochen zu früh — ich mußte meine Frau ſchonen, ſie hat noch nicht unterzeichnet — ſie wird es aber vielleicht bald thun müſſen —"

„Warum nicht gleich — was Du heute thun kannſt, verſchiebe nicht auf morgen. Sie weigert ſich wohl —"

„In der That, ſie will es erſt in einem Jahre thun — Dein Geld iſt Dir ſicher — ich zahle Dir acht Prozent Zinſen."

„Präſentiren, einkaſſiren, proteſtiren — Du kennſt meine Deviſen," ſagte Vatout trocken.

„Nun — ſo gedulde Dich nur einige Tage — ich werde ſuchen Rath zu ſchaffen."

„Nicht eine Stunde, mein Guter!"

„Aber der Wechſel iſt ja auf drei Reſpekttage geſtellt?"

„Was fällt Dir ein, morgen 9 Uhr fix — 300,000 Francs und 500 Francs Zinſen, die Rechnung iſt richtig."

„Du irrſt, ſage ich Dir."

„Ich mich irren — alle Verfallstage im Kopf — morgen 300,000 Frs. von Dir, übermorgen 2000 in Lyon, am 10. 5000 in Marſeille und ſo fort — ich habe jeden Poſten im Kopf."

„Ich ſage Dir, Du irrſt — wo iſt das Papier?"

„Hier iſt es," ſagte Vatout, indem er einen langen Streifen Papier aus ſeinem Portefeuille nahm und mit beiden Händen feſthielt.

„So laß doch ſehen — wie ſoll ich auf drei Schritte leſen — ſcheint es doch, als ob Du mich anführen wollteſt, um ein Paar Tage Zinſen zu erknauſern."

„Nun ſo lies!"

„Noch näher hierher — es dunkelt — hier iſt Licht. Tod

und Teufel, was iſt das?" ſchrie der Marquis auf, als Vatout noch immer zögerte, näher zu treten; „willſt Du mich narren?"

„Nun gemach, gemach — ein Papier von 300,000 Francs giebt man nicht ſo leicht aus der Hand und wäre es Bruder oder Vater."

Indeſſen reichte er es doch dem Marquis ſo nahe hin, daß dieſer mit einem raſchen Griff den Wechſel erhaſchen konnte.

„So gieb doch her — ich werde doch nicht — "

„Halt!" ſagte Vatout ängſtlich, „das iſt unmanierlich — wozu brauchſt Du das Papier in die Hand zu nehmen?"

„Um es zu leſen!" ſagte der Marquis gelaſſen, „gedulde Dich nur, bis ich meine Brille hervorſuche, meine Augen verlaſſen mich."

Vatout ſchien auf Nadeln zu ſtehen. Der Marquis lächelte.

„Du glaubſt wohl — "

„Man hat Beiſpiele!" ſagte Vatout, „gewiß man hat Beiſpiele!"

„Daß Jemand ſeinen Wechſel nicht bezahlt," ſagte der Marquis, indem er den Wechſel, wie um ihn zu leſen, an der Stelle ans Licht brachte, wo ſeine Unterſchrift war. In einem Augenblick hatte das Licht das Papier ergriffen — die Unterſchrift des Marquis war verkohlt.

„Halt, halt — Du verbrennſt ja den Wechſel!" ſchrie Vatout, riß das Papier aus der Hand des Marquis und löſchte die kleine Flamme aus.

„Verdammter Zufall das!" ſagte der Marquis, „nun ich hoffe, es iſt nur die Unterſchrift herausgebrannt."

„Die Unterſchrift," ſchrie Vatout, „tauſend Teufel — Du biſt ein ſchändlicher Hallunke — "

„Ereifere Dich nicht, Kamerad — Papier iſt noch kein Geld. Ich hätte es ohnehin nicht ſchaffen können. Seit wann legſt Du auf ein Stück Papier ſolchen Werth?"

„Fluch Dir!" ſchrie Vatout, „ich werde Dich auf die Galeere bringen."

„Das wirſt Du nicht, denn Du würdeſt dabei 300,000 Fcs. verlieren und wie wollteſt Du mir etwas beweiſen?" ſagte der Marquis mit eiſiger Gelaſſenheit. „Uebrigens biſt Du nicht mein lieber Bruder?" ſchloß der Marquis, indem er Vatouts Hand, nach der Art der Maçons, drückte, „vergiß nicht den Grundſatz, der uns durchs Leben führt: die Liebe!"

Der Marquis ſprach dieß mit einem ſo ruhigen Hohn, daß Vatout zu begreifen anfing, ſein Freund habe Mittel in der Hand, durch welche er ihn überwältigen könne. Der Eindruck, den dieſer Gedanke auf Vatout machte, war ein äußerſt niederſchlagender. Hinweg war alle Affektation von Jugend und die freche Stirne des Gecken — ſeine Geſtalt knickte ein, wie ein Taſchenmeſſer, ſeine Züge waren abgeſpannt und er ſtand da, ein von tauſend Beſchwerden geplagter kummervoller Greis.

„Alſo Du willſt mich um 300,000 Francs bringen?" ſagte er zerknirſcht und faſt flehend, indem er die Hände rang. „Es wird auf Dich ankommen, ob Du Vernunft annehmen wirſt. Prolongire mir auf ein Jahr!"

„Nimmermehr — lieber das Aeußerſte! Was würde ich denn haben, als wieder ein Papier!"

„Du haſt Recht," ſagte der Marquis, im Tone eines Schulmeiſters, der einen guten Schüler belobt, „ich höre Dich immer gern, wenn Du vernünftig ſprichſt — wozu der Papiere zwiſchen Leuten wie wir? Wir allein kennen ihren Werth und ſchätzen ihn richtig. Du wirſt warten und damit hollah."

Vatout warf ihm einen grimmigen Blick zu — noch ein Mal erwachte in ihm der blinde Zorn und er ſchrie, indem er ſeine dürre Fauſt ballte:

„Oſinsky! — mißbrauche meine Langmuth nicht; ich werde Dich bis in eine Höhe bringen, auf der es Fallbeile regnet!“

„Und was wird dann aus unſerer großen Partie in Paris?“ fragte der Marquis gelaſſen.

„Ich halte Nichts mehr davon — ich werde mich zurückziehen.“

„Und wirſt Du dieß im Stande ſein? Wie viele Millionen wird die Compagnie verlieren durch den Rückzug? Läßt es ſich berechnen? Vor zehn Minuten glaubteſt Du in einem Papier 300,000 Francs zu beſitzen — wie viel haſt Du davon erhalten? Mit mir, Vatout, mußt Du nicht ſo ſprechen; es thut mir leid, daß ich Dich heute nicht bezahlen kann — es fehlt nicht an dem ehrlichen Willen, aber ich fühle doch auch ein wenig, was ich Euch werth ſein muß. In meiner Hand liegt Euer ganzes Vermögen. Opfert Ihr mich, ſo macht Ihr Euch ſelbſt zu Bettlern.“

„Was ſollen wir mehr thun an Dir, Undankbarer! Welche enormen Summen haſt Du uns ſchon abgenommen und immer wieder ſollen wir opfern! Man kann ſchon eine kleine Schwankung des Courſes aushalten, wenn man nicht mehr für Dich zu ſorgen hat.“

„Schwankung des Courſes, ſagſt Du — ſage Sturz. Was wollt Ihr elenden Mäkler, Ihr Träger des Geldes — was wollt Ihr beginnen mit Euren großen Kiſten voll Staatspapieren, wenn die bevorſtehende Revolution eine gründliche wird? Was ſoll aus Euren Aktienunternehmungen, Euren betrügeriſchen Lotterien, aus Euren Pfandbriefen und Kreditbanken

werden, wenn ich die Karte ſo miſche, daß ſie unter den Tiſch fällt? Habt Ihr denn den Verſtand, dieſes Spiel allein zu leiten? Könnt Ihr auch nur von heute auf morgen wiſſen, ob die Bourbons, die Charte, ob die Bonapartiſten oder die Republikaner den Sieg davon tragen werden? Könnt Ihr etwas Viertes ausdenken, das eines Beſtandes fähig wäre? Ohne mich — ohne das Pantheon ſeid Ihr verloren, welche Partei auch ſiege. Siegt die abſolute Legitimität ohne Charte, ſo hilft ſie ſich durch einen Staatsbankerott; ſiegen die Bonapartiſten, glaubt Ihr, daß ſie zärtlich dafür ſorgen werden, die Schulden, welche ſeit der Reſtauration aufgehäuft worden, zu bezahlen? Siegen die Republikaner und Demagogen — dann Gnade Gott Euren Wechſelſtuben, Euren Geldkaſſen, Eurer Börſe! Geht, es fehlt Euch an allem Genie und Ihr bedürft meiner mehr als ich Euer. Laßt mir Zeit, Ruhe; verfolgt mich nicht mit Euren Wechſeln und ich werde Euch zu erhalten ſuchen."

„Iſt dieſe Vorleſung meine ganze Bezahlung?" fragte Vatout.

„Ja und nein — wie Du willſt — ich weiß, auf welchem Punkt die Sachen ſtehen — in wenig Wochen bricht Alles los — ein Wirbelwind ergreift die politiſche Welt — ich will Euch eine Regierung, einen Zuſtand machen — natürlich mit Hülfe derjenigen, welche mehr vermögen als ich — eine Verfaſſung, wie Ihr ſie braucht, nicht kalt, nicht warm, vielverſprechend und nichts haltend, welche immer von Euch abhängig bleiben, welche Euch zu Mitregenten machen wird. Dieſe neue Regierung muß ein Mittelding ſein zwiſchen dem, was kaum gut zu nennen iſt und dem, was ſchlecht iſt. Aber haltet Ruhe und vertraut dem Genie mehr

als euren Büchern. Eure Geldsäcke sind für uns, welche das Genie haben, nichts, wenn wir nicht Euren Kredit erhalten und den Kredit des ganzen auf der Spitze stehenden Thurms von Papieren — also wir haben das Interesse Euch zu dienen, natürlich aber wollen wir inzwischen leben, wir wollen nicht geplagt sein — das ist Eure Sorge und Eure Pflicht uns zu schonen. Doch um zu unserem kleinen Geschäft zurückzukommen — Deine 300,000 Francs sind Dir sicher — Du wirst einige Geduld haben müssen, aber Du wirst sie erhalten. Indeß muß ich Dich um Deinen Beistand bitten — ohne Dein eigenes Bemühen wirst Du nicht einen Liard erhalten."

„Wie, ich soll erst arbeiten, um mein Geld zu erhalten? Ich habe in Paris zu thun."

„Dessen ungeachtet wirst Du in Champayny bleiben und es Dir wohlgehen lassen; Du wirst hier meine Stelle vertreten und ich werde an Deiner Statt nach Paris reisen und Deine Geschäfte auf mich nehmen!"

„Kein schlechter Tausch, fürwahr für Dich — was soll ich denn hier thun?"

„Zusehen, wie Du Dein Geld bekömmst! — Höre! Du bist ein Mensch von Stahl und Eisen — Deine Schuldner nennen Dich die Folterzange —"

Vatout lächelte süß und selbstgefällig.

„Du hast kein menschliches Herz im Leibe — Du bist hieb- und schußfest gegen alles Belagerungsgeschütz der Bettelkunst — Thränen, Bitten, Berufung an den Himmel und die Hölle sind Dir Mückenstiche, die Dich nur belästigen, aber nicht rühren. Durch diese Eigenschaft kannst Du zu Deinem Gelde kommen, wie ich zu meinem Vermögen — das ist zum Vermögen meiner Frau!"

„Aha, ich verſtehe, wo das hinaus will — Deine Frau will nicht hervorrücken, ich kenne das und habe es erwartet. Ich habe immer im Stillen gelächelt über Deine Zuverſicht. Aber eben deshalb, mein lieber Bruder, kann ich keinen Augenblick auf mein Geld warten und die Rolle, welche Du mir zudenkſt, iſt an Dir; das Zwangsmittel, welches ich gegen Dich brauchen werde, wird Dich aneifern, Deiner Gattin ordentlich zuzuſetzen — es iſt ein ſchweres Stück Arbeit, weiblichen Starrſinn zu bekämpfen, es iſt Deine Sache, nicht die meinige. Alſo Jeder bleibt an ſeinem Platze — ich an meinem Platze, als Dein Gläubiger, verfüge mich von hier zum Maire — zeige ihm an, was vorgefallen iſt — bitte ihn, Dich vor ſich zu fordern, um den Wechſel auf's Neue acceptiren zu laſſen — Du, getrieben von Angſt und ſchlechtem Gewiſſen, folterſt Deine Frau, damit ſie ihr Vermögen Dir opfert — das iſt der Gang der Ordnung und Natur — warum ihn verdrehen, bleiben wir, wo wir ſind."

„Alſo Du willſt mir nicht gegen meine Frau helfen und eine kleine Comödie mit ihr ſpielen, welche Dich amüſirt?"

„Ich habe in Paris unaufſchiebliche Geſchäfte. Ich kann mich hier nicht aufhalten."

„Und iſt das Dein letztes Wort?" fragte der Marquis aufſpringend mit einem furchtbaren Blick.

„Mein letztes Wort!"

Der Marquis ſetzte ſich gelaſſen wieder an ſeinen Platz.

„Du ſtörſt mich ſehr und zwingſt mich zu einem ſehr unangenehmen Schritt. Du wirſt es bereuen, denn es wird Dich abermals zum indirecten Theilnehmer an einer Handlung gegen das Geſetz machen. — Du kennſt die Kette unſerer Beziehungen zu einander; wir bedienen uns der Geſetze gegen uns

bald bis zu seinen großen Ohren, daß sie dachte, das soll ein Lächeln sein? Sie wollte ihn fragen, aber er kam ihr zuvor.

„Wo ist denn mein Hund?“ fragte er mit tiefer Stimme. „Wo ist mein Hund?“ wiederholte er, als sie nicht gleich antwortete, und seine Stimme wurde noch tiefer. Sie hatte sich nicht getäuscht, er war wirklich ein Bär. Sie hatte ihn immer gewußt, daß er Menschen und Hunde fraß, und nun hatte er ihren Hund gefressen. Sie fing an zu weinen.

„Ich habe noch nie so viele Tränen auf einmal gesehen,“ sagte der Bär. „Wo ist mein Hund, sage ich dir?“

„Ich habe ihn gefressen,“ sagte sie.

„Du hast ihn gefressen?“ sagte der Bär. „Du hast ihn gefressen

ſie voller erſchienen, und antwortete während dieſer lächerlichen Anſtalten, welche der Marquis keines Blickes würdigte:

„Nach alle dem handle ich noch wie ein Engel an Dir, Bruder, ich will aber dafür auch wie ein Engel behandelt werden; Du mußt mich Deiner Frau vorſtellen und mir das beſte Zimmer im Schloſſe zur Wohnung anweiſen. Meine Fenſter müſſen in den Garten gehen, wo die Nachtigallen ſchlagen, und vor allen Dingen wirſt Du ſo freundlich ſein, mir ein Bad zu beſtellen. Unter anderen Bedingungen bleibe ich keinen Augenblick in Champagny."

„Ich werde Nichts von alle dem thun, mein Freund. Du wirſt im Wirthshauſe für Dein Geld logiren, und was meine Frau betrifft, welche ich Dir vorſtellen ſoll, ſo iſt ſie unpäßlich, ja man kann ſagen ſehr krank; ſie kann Niemanden empfangen, am wenigſten Dich."

„Alſo verſtehſt Du nicht mehr zu leben, drückt Dich ſchon die Laſt der Jahre? nun, wie Du willſt, ich werde im Hotel logiren, ich werde eine hübſche Aufwärterin finden, es wird mich entſchädigen — adieu Griesgram, alſo auf baldiges Wiederſehen und ſorge dafür, daß wir uns nicht mehr zanken. Ich haſſe die Gemüthsbewegungen, ſie verderben den Teint und nehmen das Embonpoint; man muß immer ſuchen, den Gleichmuth zu bewahren, denn er erhält das Herz friſch — — —"

Unter dieſen und ähnlichen Redensarten entfernte ſich Vatout aus dem Kabinete des Marquis, der ihm die Thüre mit einem Blicke öffnete, welcher Vatout veranlaßte, die Hälfte ſeiner Sätze zu verſchlucken.

„Gauner das," ſagte er für ſich, „behandelt mich wie ſeinen Lakai und hat eben die Anwartſchaft auf einen lebenslänglichen Platz auf der Ruderbank erworben."

Damit trällerte er ein Liedchen, beſtieg ſeinen Wagen wieder

und fuhr in's Städtchen Floris zurück, indem er allen Bauerndirnen, welchen er begegnete, Kußhände zuwarf.

Die Straße von Champagny führt über einen mäßig hohen Berg hinab in das ſchöne Provencerthal, deſſen ſchönſter Schmuck das freundliche Städtchen Floris iſt. Reizende Olivenwälder ſäumen die Straße auf beiden Seiten ein und machen die Paſſage hier ſo kühl und angenehm, daß unſer Paſſagier, erſchöpft von der gehabten Alteration, es vorzog, ſich ein wenig im Freien zu erfriſchen, und daher ſeinen Wagen verließ. Luſtwandelnd vertiefte er ſich ein wenig in den Schatten der Olivenbäume, als er auf den Marquis Nicolas ſtieß, der hier, ſeinen Sohn an der Hand führend, ſpazieren ging und demſelben die Wunder der Natur erklärte. Vatout ſchlich ihm ſogleich auf den Zehen nach und hielt ihn von hinten, ſeine langen Hände über die Augen des Marquis kreuzend, feſt.

„Wer da?" fragte Vatout.

„Ei, ſieh da, Herr Vatout," ſagte Nicolas trocken und mit großen Augen Vatout anblickend, nachdem er deſſen Namen ſo ſchnell errathen, „wer könnte Sie verkennen? Ihre dünne Stimme verräth Sie ſogleich; ich kenne keinen zweiten Menſchen, der eine ſolche Stimme hätte. Aber was machen Sie hier — Sie kommen zur Jagd noch zu früh."

„Ich habe ein Geſchäft mit Ihrem Bruder — hu, iſt der dießmal in übler Laune — ſagen Sie mir, mon cher Nicolas, ſteht es denn ſo ſchlimm mit Euch — er kann mich nicht bezahlen —"

„In übler Laune — nicht bezahlen?" erwiederte Nicolas voll Angſt. „Das iſt ſehr übel, ſehr übel, namentlich für mich. Wenn er übler Laune iſt, pflegt er auch Uebles zu thun!"

„Bah," ſagte Vatout, „ein Mann wie er weiß ſich in allen Lagen zu helfen."

„Das iſt wahr," ſagte Nicolas, „aber ich liebe ſeine Hülfsmittel nicht — doch ſtill davon, laſſen Sie uns in Gegenwart der lieben Unſchuld vorſichtig ſprechen — mache Deine Reverenz, mein Sohn, hier iſt Herr Vatout aus Paris, ein ſehr reicher Mann — ſehen Sie dieſes muntere Weſen meines Jungen. Ich habe meine Freude an ihm. Er ſpricht bereits ſpaniſch, engliſch und italieniſch, und iſt ein Genie dabei, aber fromm und brav."

Vatout überhäufte den jungen Nicolas mit Liebkoſungen; das Vaterherz des alten Marquis hüpfte vor Freude, als er die Lobeserhebungen Vatouts vernahm.

„Das iſt die Frucht einer guten Erziehung, mein Herr," ſagte Nicolas ſtolz, „es vergeht kein Tag, an welchem ich ihm nicht die Grundſätze der Moral und Religion tief einpräge. Aber ſagen Sie mir, mein Herr, wodurch haben Sie meinen Bruder in ſo üble Laune gebracht?"

„Je nun — womit bringt man Schuldner in üble Laune? Ich habe 300,000 Francs von ihm zu fordern. Morgen ſind ſie verfallen. Indeſſen hat er verſprochen, Rath zu ſchaffen."

„Das iſt mir ſehr lieb zu hören, Herr Vatout," entgegnete Nicolas, „denn ich haſſe die Schulden. Mein Bruder ſpekulirt zu viel — er ſollte ſich einſchränken."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen begleitete Nicolas den Gaſt bis in's Thal. Eine lebhafte Unruhe, welche Nicolas ergriffen hatte, veranlaßte ihn, hier ſeinen Sohn zurückzuſchicken, um mit Vatout allein zu ſprechen.

„Aber was iſt Ihnen, mein Freund," ſagte dieſer, „Sie ſcheinen gar nicht erfreut, mich zu ſehen?"

„In der That," entgegnete Nicolas, „ich bin es nicht. Hören Sie denn — ich wage viel, indem ich Ihnen dieß ſage, aber ich will Unglück abwenden, mein Bruder iſt außer Stande, Sie zu bezahlen. Ich kenne alle ſeine Verhältniſſe; er hat darauf gerechnet, über das Vermögen ſeiner Gattin zu disponiren, er wird es nicht dahin bringen. Ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie ab von Ihrer Forderung, wenigſtens jetzt; verhüten Sie ein Unglück."

„Aber ich brauche mein Geld — und was fürchten Sie denn, daß Ihr Bruder thun werde?"

„Ich weiß es nicht — es genügt, daß er in Verlegenheit iſt; er wird irgend Jemanden aufopfern, wie er ſeine Gattin aufgeopfert hat, um ſich zum reichen Manne zu machen. Wollen Sie Ihr Gewiſſen mit dem Antheil an einer neuen Schuld beladen? O mein Herr, ich ſehe täglich, es giebt eine rächende Vorſehung. Alles, was mein Bruder unternimmt, mißlingt; ſo viel Uebles, das er gethan hat, bringt ihm keine Frucht; er wird ſein Ziel, reich zu werden, niemals erreichen."

„Deſto ſchlimmer für ihn," ſagte Vatout, „ich werde ihn von der Höhe ſeines Glücks wieder herabſtürzen. Aber ich glaube, Sie ſchlagen ſeine Talente zu gering an. Ich habe ihn oft geſehen im Kampfe mit Widerwärtigkeiten, er weiß ſich aus Allem herauszuhelfen. Uebrigens, mein Herr, iſt jeder ſich ſelbſt der Nächſte. Wie können Sie glauben, ich werde eine Summe dieſer Größe aufopfern!"

„Sie haben aber vielleicht Urſache, ihn zu ſchonen — laſſen Sie ſich warnen; ich weiß nicht, ob Sie es für ein Glück halten dürfen, wenn er Sie bezahlen ſollte; es wird ihn vielleicht ſtürzen, und dann iſt er der Mann dazu, alle jene in ſeinen Sturz zu reißen, welche etwa mit ihm in Verbindungen ſtehen und nicht

ganz loyal ſind. Ich weiß nicht, wie weit Sie Ihrer Sache ſicher ſind, aber ich habe immer gefunden, daß es beſſer iſt, ihm nachzugeben als ihn zu reizen."

Dieſe Warnung machte Vatout ſehr nachdenklich.

„Ich will Ihre Warnung nicht in den Wind ſchlagen," ſagte er endlich, „ich will abwarten, was er bis morgen beſchließt. Wenn die Sache iſt, wie Sie ſagen und er nicht bezahlen kann, werde ich Geduld haben müſſen."

Nicolas dankte für dieſen Troſt mit Thränen in den Augen und nahm Abſchied, um ins Schloß zurückzukehren. Auf dem Wege dahin aber irrte er in Gedanken verloren und leiſe vor ſich hin ſprechend, in den Wald, bis die Nacht hereinſank und kein Lichtſtrahl ſeine nächtliche Irrfahrt mehr beleuchtete. Ein drückendes Weh ſchien ihn umherzujagen und ein wichtiger Entſchluß in ſeinem Buſen zu reifen. Allmählig entſchlief alles Leben in der Natur. Als Nicolas nach mehreren Stunden ſchwermüthigen Herumirrens an die Gartenmauer des Schloſſes kam, wo ein Pförtchen zu ſeiner Wohnung führte, ſah er eine dunkle Geſtalt im Gebüſche, welche mit Hülfe einer kleinen, unter dem Gewande verborgenen, Blendlaterne etwas im Graſe ſuchte. Er erkannte ſeinen Bruder. Nicolas verbarg ſich und ſah, wie ſein Bruder von Zeit zu Zeit ein Kraut mit der Wurzel aus dem Boden riß, welches hier in großer Menge wuchs. Nachdem er davon eine ziemliche Menge geſammelt, begab er ſich durch das Pförtchen in den Park. Nicolas folgte vorſichtig. Der Marquis ſchlug nicht den Weg in ſeine Gemächer ein, ſondern begab ſich leiſe ſchleichend in den tiefſten Hintergrund des Parks, wo ganz

einſam ein kleines Gebäude ſtand, welches ehedem eine Wächterwohnung geweſen zu ſein ſchien. Es befand ſich dermalen in einem ſehr verfallenen Zuſtande, doch war im Innern ein Heerd. Die Lage dieſer Küche war ſo, daß ſie von keiner Seite bemerkt werden konnte, denn gegen das Schloß war ſie durch unwegſame Gebüſche — gegen den Abhang des Berges aber durch eine hohe Mauer verborgen. Hierher begab ſich der Marquis, um ſeine Kräuter aufzubewahren, worauf er in's Schloß zurückkehrte. Nicolas wartete ab, bis ſein Bruder mehrere hundert Schritte entfernt war; dann begab er ſich ſelbſt in die Hütte, um die Kräuter zu unterſuchen; nahm dort eins der Blätter und eine der Wurzeln und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Nachdem er ſich hier eingeſchloſſen und beim Lichte die Pflanzen geprüft hatte, ſank er erſchöpft in einen Stuhl, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen:

„Es iſt kein Zweifel — das einzige Kraut, deſſen er friſch zu ſeinem Teufelswerke bedarf!“ ſagte er und verhüllte ſein Geſicht, „und ich ſoll noch ein Mal Zeuge ſeiner Verbrechen ſein?“

Kein Schlaf kam über ſeine brennenden Augen. Er eilte wieder in's Freie. Magnetiſch zog es ihn hin zu dem geheimnißvollen Ort, wo er abermals im Gebüſch ſeinen Bruder auf dem Wege nach der Hütte fand. Er war faſt entkleidet und trug wieder die Blendlaterne nebſt einem Körbchen. Er ſchloß ſorgfältig alle die Gartenthüren ab, welche zu dem Gebüſch führten, das von allen Seiten eingeſchloſſen und völlig unzugänglich war. Nicolas ſah ſich die Rückkehr abgeſchnitten und beſchloß, alle Unternehmungen ſeines Bruders zu beobachten. Er blieb in einer Entfernung von der Hütte, welche groß genug war, um ihn gegen das verrätheriſche Licht der Blendlaterne zu ſchützen.

Es war Sonntag und im Pfirsichgarten Hirse am Mittag bei Lee Ki in Arbeit.

Da kam Lee Ki's Frau, Ma Ki, mit ihrem Sohne Ma Tsung-ming, der sich bei Lee Ki's Ankunft in Tsing-chow-fu als Knabe befand, aus dem Hause. Sie hatte ihn, seitdem er ein Jüngling geworden, nicht mehr gesehen, und als sie ihn jetzt erblickte, erkannte sie ihn nicht. Sie fragte ihn nach seinem Begehren, und nachdem Ma Tsung-ming sich vorgestellt, trat sie ihm mit Freuden entgegen und rief ihren Mann, der sich ebenfalls freute, seinen Schwager wiederzusehen.

Nun hob sich Lee Ki's Stolz. Begierig schwatzte der Bruder seiner Frau, was er alles erlebt, und wie er sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von dreißig Unzen Silber erworben. Dann erzählte er von seinem Besuche — und als Lee Ki ihn fragte, ob er noch weitere Pläne habe, sagte er, daß er sich nach einer Frau umsehen wolle, und daß er, wenn er eine gefunden, sich in Tsing-chow-fu niederlassen werde, um dort Handel zu treiben.

Lee Ki sah ihn an, wie wenn er seinen Augen nicht trauen könnte, und sagte: „Du willst dich verheiraten? Du hast ja nicht einmal Geld genug, um dir eine Frau zu kaufen!“

Da schüttelte Ma Tsung-ming den Kopf und sagte: „Ich habe mir eine Frau ausgesucht, die mir nichts kostet.“

Lee Ki fragte: „Wer ist sie denn?“

Ma Tsung-ming antwortete

Nicolas näherte ſich, auf Händen und Füßen durch das Gebüſch kriechend, der kleinen Hütte, woraus er einen ſchwachen Rauch empor ſteigen ſah. Eine dichte Hecke von Dornen verſperrte ihm plötzlich den Weg. Vorſichtig ſuchte er durchzudringen, aber das Geräuſch, welches er dabei machte, war ſo ſtark, daß der Marquis es hörte.

„Wer da?" rief plötzlich Quarins ſtarke Stimme.

Nicolas legte ſich auf den Bauch und rührte ſich nicht. Der Marquis ging nun in die Hütte, aber ehe Nicolas es wagte, ſich aufzurichten, kam er wieder mit einer Laterne und einem blanken Degen in der Hand und durchſuchte das Gebüſch. Da jedoch der Schatten deſſelben Nicolas verdeckte, ſo ſah er Nichts, brauchte aber die Vorſicht, mit dem Degen an verſchiedenen Stellen durch die Hecke zu ſtoßen. Plötzlich fühlte Nicolas ſeinen Arm durchſtochen — kein Laut des Schmerzes entfuhr ihm. Der Marquis kehrte beruhigt in die Hütte zurück.

„Es iſt Nichts!" ſagte er, „thörichte Phantaſieen äffen mich. Ich fange an, meinen alten Muth zu verlieren. Das macht, weil ich älter werde — doch eben deshalb muß ich ſuchen mir Ruhe zu verſchaffen."

Blutend erhob ſich Nicolas, verband mit ſeinem Halstuch die erhaltene Wunde und überſtieg mit einem entſchloſſenen Schwung die Hecke.

„Ruhe," knirſchte er, „Ruhe willſt Du haben. Gott verderbe Dich! Haſt Du mir denn Ruhe gegönnt? Warte, ich will mit Dir abrechnen. Vorwärts und ſollte es mir das Leben koſten. Was iſt es werth? Nichts. Ich will es wenigſtens auf einen Preis bringen."

Dabei zog er einen langen türkiſchen Dolch aus der Bruſt und näherte ſich noch mehr der Hütte.

Jetzt erreichte er das Fenſter, von welchem man in das Innere des kleinen Ofens blicken konnte. Buſchige Bäume vor dem Fenſter gewährten Nicolas einen ſicheren Verſteck, wo er Alles, was im Innern geſchah, ſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Er hatte kaum einen Blick in das Innere gethan, als er entſetzt ausrief:

„Ha — kein Zweifel, er macht Wurali!"

Der Marquis war nackt; er ſang nicht mehr, denn Mund und Naſe hatte er ſich mit dicken Tüchern verbunden; die Augen waren durch Brillen, welche auf allen Seiten vermittelſt lederner Ränder an die Haut anſchloſſen, geſchützt, ſelbſt die Ohren waren mit geölter Baumwolle verſtopft. Auf einem kleinen Heerde brodelte ein kupferner Keſſel, der bis an den Rand mit einer Flüſſigkeit angefüllt war, deren Ausdünſtung der Marquis durch die äußerſte Vorſicht zu vermeiden ſuchte. Während ſeine Hände arbeiteten und beſchäftigt waren, theils Feuer nachzulegen, theils die Flüſſigkeit umzurühren und abzuſchäumen, bog er das Haupt immer zurück und ſuchte immer den Luftzug zu unterhalten, indem er die Thüren und die Fenſter öffnete.

Nicolas betrachtete nur kurze Zeit das Beginnen ſeines Bruders und das Verfahren, welches er bei Bereitung ſeines Gebräues beobachtete. Doch ſchien er ſich noch beſſer überzeugen zu wollen und ſuchte nach einem lebenden Thier umher. Seine Bemühungen ſchienen jedoch vergeblich zu ſein, und ſchon wollte er darauf Verzicht leiſten, als er eine große Kröte bemerkte, welche auf der Erde lag. Nicolas hob ſie auf und ſetzte ſie einen Augenblick auf den Rand der niederen Eſſe, welche kaum vom Rauche erhitzt war, indem er ſelbſt

Mund und Naſe mit ſeinem Taſchentuche zuhielt. Das Thier fiel augenblicklich todt herab.

„Wurali — Wurali!“ wiederholte Nicolas, und ſchlich ſich eilends hinweg. Als er wieder freie Bahn gewonnen, warf er den Dolch weit von ſich und begann zu laufen. In wenig Minuten war er an der Gartenmauer, über welche er herbeigekommen war, überſetzte ſie mit einem kühnen Sprunge und lief nun, ohne ſich eine Raſt zu gönnen, athemlos bis nach der Stadt.

Es war bereits Mitternacht, als Arthur von Bonval heftig an ſeine Hausthüre pochen hörte. Wenige Minuten darauf ſtürzte Nicolas herein und fiel ſogleich halb ohnmächtig in einen Stuhl.

„Milch, Milch!“ war Alles, was er hervorbringen konnte. Erſchrocken eilte Arthur, das Verlangte herbeizuſchaffen, denn eine unbeſtimmte Ahnung ſagte ihm, daß die Milch dem Erſchöpften als Arzenei dienen ſollte. Nicolas ſtürzte den Inhalt eines großen Gefäßes hinunter, wuſch ſich mit dem Reſte Geſicht, Augen und Ohren, und ſagte dann:

„Ich danke Ihnen, mein Freund — doch ſind Sie mir mehr Dank ſchuldig, als ich Ihnen — Sie haben ſich nur ſelbſt das Leben gerettet.“

„Erklären Sie ſich, Herr Marquis!“ entgegnete Arthur, „was iſt geſchehen — Sie kommen, wie es ſcheint, aus einem Hauſe des Unglücks.“

„Ach!“ klagte Nicolas, „warum laſſen Sie ſich nicht warnen! Sagte ich Ihnen nicht voraus, daß er Sie tödten würde?“

„Sie ſprechen von Ihrem Bruder, wie es ſcheint.“

„So iſt es — er hat Ihren Tod beſchloſſen.“

„Und wie können Sie dieß wiſſen?“ fragte Arthur mißtrauiſch.

„Ich kann es wiſſen — denn ich habe ſo eben geſehen, wie er Gift für Sie bereitete. Ich ſage es Ihnen, ja er iſt unverſöhnlich. Wen er haßt, den tödtet er. Ich wage mein Leben, indem ich Sie warne, aber ſei es darum — ich lege keinen Werth darauf, nur ich will nicht länger der Genoſſe eines Mörders ſein. Ihnen vertraue ich. Ihr Leben habe ich gerettet — Sie müſſen und werden mich gegen meinen Bruder beſchützen.“

Der Marquis Nicolas ſprach dieß mit einem ſolchen Ausdruck des Entſetzens, daß Arthur an der Wahrheit ſeiner Angaben nicht zweifeln konnte. Die Phantaſie ſeines grimmigen Argwohns hatte ihm bereits Bilder von Greueln, welche er den Marquis im Traume hatte ausüben ſehen, gezeigt, die in dem, was Nicolas faſſungslos berichtete, nur ihre Verwirklichung fanden.

„Ich werde Sie ſchützen!“ ſagte Arthur, „und Sie mit Gefahr meines Lebens unter allen Umſtänden vertheidigen. Uebrigens beruhigen Sie ſich. Wir befinden uns unter dem Schutz von Geſetzen, welchen eine hinlängliche Macht zum Vollzuge beigegeben iſt. Wenn dem ſo iſt, wie Sie ſagen, dann wird Ihr Bruder weder Ihnen noch mir ſchaden können. Eine einfache Anzeige bei den Gerichten reicht hin, ſeine Verhaftung zu bewirken.“

„Sie kennen ihn nicht — hoffen Sie Nichts von ſolchen Maßregeln — er trotzt den Geſetzen und den Gerichten — nie hat er ſich vor ihnen gefürchtet und immer ſich ihnen zu entziehen gewußt. Man würde bei ihm nichts Verdächtiges vorfinden.“

„Woher aber wiſſen Sie, daß dasjenige, was Sie Ihren Bruder bereiten geſehen, Gift iſt?“

„Ich weiß es, weil ich die Verfahrungsart kenne — o das Wuralikochen werde ich niemals vergeſſen. Zudem hätte die Ausdünſtung allein mich faſt getödtet.“

„Und warum vermuthen Sie, daß dieſes Gift einem Menſchen und nicht etwa ſchädlichen Inſecten zugedacht worden iſt?“

„Ich kenne meinen Bruder. Er war ſeit mehreren Tagen ſehr ſchweigſam, in ſich gekehrt; das iſt er immer, wenn er etwas vor hat. Ich habe ihn oft ſo geſehen — glauben Sie mir — er will Sie tödten — wen aber könnte er mehr haſſen, als Sie? Haben Sie ihm nicht ſein Weib abwendig gemacht und was mehr iſt, mehrere Millionen Francs dazu? Ohne die äußerſte Behutſamkeit werden Sie ſeiner Rache nicht entgehen. Ich habe ihn ſeit Jahren nicht geſehen, wie eben heute. Er war den ganzen Tag zu Hauſe eingeſchloſſen und trank viel Wein. Das thut er immer, wenn —“

„Sie ſprechen von Ihrem Bruder, wie von einem Mörder, der ſchon Thaten vollbracht hat —“

„Er iſt es!“ ſagte Nicolas entſchloſſen, aber ſogleich bereute er ſeine vorſchnelle Aeußerung und ſetzte hinzu: „Ich will nichts geſagt haben, Herr von Bonval, vergeſſen Sie meine Worte. Ich werde meinen Bruder weder jemals anklagen, noch ihm jemals etwas beweiſen können; ich will mich nur von ihm befreien; ich will keine neuen Greuel mehr ſehen und wiſſen; ich will lieber ſterben, als eine Blutſchuld theilen — o, Herr von Bonval, haben Sie Mitleid mit mir, ich wage Alles, indem ich mich Ihnen entdecke und Sie rette. Sie könnten mich ins Verderben ſtürzen, wenn Sie auch nur eine Silbe

von dem ahneten, was ich Ihnen gesagt habe und vielleicht noch sagen werde — lassen Sie uns an nichts anderes denken, als an unsere Rettung; wir haben nur sechs Stunden Zeit — eilen Sie, wir wollen mit einander fliehen, und wäre es bis ans Ende der Welt."

„Fliehen?" sagte Arthur auffahrend, „wir sollten fliehen vor einem Elenden, den wir züchtigen können? Eröffnen Sie sich mir, Herr Marquis — ich vertraue Ihnen; ich habe Sie immer bedauert wegen Ihrer Abhängigkeit von Ihrem Bruder, dem Sie so wenig gleichen; bedenken Sie, daß es sich nicht blos um uns Beide handelt, wir sind auch anderen Mitmenschen es schuldig, Ihren Bruder unschädlich zu machen, denn ich fürchte, er wird noch das Unglück vieler Menschen sein."

„Wollen Sie also warten, bis er Sie vergiftet hat — er wird es vollbringen und wenn Sie sich mit einer Armee umstellen —"

Plötzlich fuhr ein schrecklicher Gedanke durch Arthurs Seele.

„Gift!" sagte er, „warum sollte er mich vergiften! Er konnte mich moralisch tödten und er hat es bereits gethan. Er konnte mein Herz zerfleischen und es verbluten lassen — er hat es nicht verabsäumt zu thun. Wie ich Ihren Bruder kenne, thut er nichts ohne Zweck — ich halte ihn keiner Rache aus Leidenschaft fähig, aber wohl eines berechneten Mordes."

„Das ist wahr," sagte Nicolas, überrascht darüber, daß ein Anderer schneller urtheilte, als er. „Es scheint, daß Sie ihn sehr richtig beurtheilen. Ich habe ihn nie etwas im Zorn thun sehen. Aber wen sollte er mehr Ursache haben, zu tödten, als Sie, der sein Weib verführt hat?"

„Sein eigenes Weib selbst!" schrie Arthur, plötz-

lich außer ſich, „fort, fort, wir müſſen ſie retten. — Sie, nur ſie iſt in Gefahr.“

„Und aus welchem Grunde fürchten Sie dieß?“ ſagte Nicolas. Faſſen Sie ſich — ſagen Sie mir Ihre Gründe!“

„Aus dem Grunde, weil er im Falle ihres Todes durch gerichtliches Teſtament ihr Univerſalerbe iſt.“

„Bei Gott!“ ſagte Nicolas, „Sie können Recht haben. Ich weiß. er braucht eine große Summe — ich weiß nicht, wie viele hunderttauſend Francs — er hatte immer viel Schulden — ſie haben ſich gehäuft ſeit Jahren, Zinſen auf Zinſen, er verthut monatlich 10,000 Francs — es kann ſein, daß Sie recht haben.“

„So müſſen wir ſofort zum Maire!“ rief Arthur, und wollte Nicolas mit ſich fortreißen.

„Alſo wollen Sie mich auf die Galeere bringen?“ ſagte Nicolas ruhig. Arthur zögerte, einen Augenblick unſchlüſſig.

„Hören Sie mich,“ ſagte Nicolas, „entweder mein Bruder will Sie oder ſein eigenes Weib tödten. Zeigen wir den Gerichten an, was wir beſorgen und durch nichts beweiſen können, ſo wird erſt eine Unterſuchung angeordnet werden — er wird Zeit genug haben, ſein Verbrechen zu vollbringen und Niemand wird ihm beweiſen können, daß er es gethan hat. Das Gift, deſſen Geheimniß er beſitzt, läßt keine Spuren zurück. — Es entflieht mit dem Leben aus dem Körper, man hat ſogar an dieſem Gift geſtorbene Thiere ohne Nachtheil für die Geſundheit gegeſſen. Die Drohung wird ihn von nichts abſchrecken. Er kennt den Gang der Geſetze genau; das Opfer wird fallen und er wird ſich ihnen entziehen. Uebrigens haben wir bis morgen um neun Uhr Zeit. Er kann das Gift vor dem Frühſtück ſeiner Gattin nicht beibringen. Er übereilt

ſich nie — laſſen Sie uns ſeinem Beiſpiel folgen. Nur ich kann die Unglückliche retten — nicht alle Maires von Frankreich. Fürs Erſte ſind Sie gewarnt. Speiſen Sie nie anders, als in Geſellſchaft. Ich aber will ins Schloß zurück, um die Marquiſe zu warnen. — "

„Sie muß fliehen und ſich von dem Böſewicht trennen — wird ihre Gefahr nicht immer dieſelbe bleiben?"

Einige Zeit ging das Geſpräch in dieſer rathloſen und unſchlüſſigen Weiſe fort. Endlich ſagte Nicolas, der ſich vergeblich den Kopf zerbrach, um ein Mittel ausfindig zu machen, durch deſſen Anwendung die Gefahr für ihn nicht zu groß würde.

„Was hilft unſer Zanken und Wehklagen? Da Sie mir ſagen, mein Bruder habe ein Intereſſe, die Marquiſe zu tödten und ich es wahrſcheinlich finde, ſo muß ich trachten, ins Schloß zu kommen, damit man mich nicht vermißt. Ich muß mich unwiſſend anſtellen und nehme es auf mich, die Marquiſe zu retten. Auf halbem Wege darf ich nicht ſtehen bleiben. Ich bin Ihr Gefangener, Herr von Bonval, und ich bin es gern. Immer war es meine verdammte Schwachheit, daß ich zu keinem Entſchluß kommen konnte. So blieb ich nun der Sklave meines Bruders. Aber nun bin ich der Ihrige. Ich könnte immer nur bei dem Marquis Zuflucht ſuchen — aber lieber will ich es in der Hölle. Warten Sie daher ruhig ab, bis ich wieder komme. Vielleicht helfe ich Ihnen und der Marquiſe aus ihrem Unglück. Ich würde glücklich ſein, könnte ich ihm dieſes neue Opfer entreißen. Einige Millionen ſind viel Geld — er kann damit viel Uebles thun, denn in des Böſen Hand iſt das Geld ein ſcharfes Schwert. Ich will es ihm entreißen und Gott gebe, daß es in Ihre Hände falle."

„Verflucht ſei dieſes Geld," ſagte Arthur, „welches Schuld iſt, daß dieſer Engel in die Hände eines Teufels fiel. Denken Sie nie an mich. Retten Sie nur dieſe Unglückliche. Eilen Sie — verlieren Sie keine Minute!"

Nicolas rang ſchmerzlich die Hände.

„Mein Gott — mein Gott!" rief er aus und Thränen ſtürzten über ſeine eingetrockneten Backen, „ſo muß ich denn noch ein Mal zurück in meinen Kerker. Es geſchieht blos um Ihretwillen, Herr von Bonval — denn dieſes Weib iſt mir gleichgültig."

„Wie, das Leben eines ſchuldloſen Menſchen? — wie kann es Ihnen gleichgültig ſein?"

„O man lernt viel in ſolcher Schule," ſagte Nicolas, „er hat mit Nichts Mitleid."

„Sagen Sie der Marquiſe Alles, was Sie wiſſen."

„Ich werde ſie warnen — das iſt genug — dabei wage ich Hals und Leben. Hören Sie, Herr von Bonval, fordern Sie nicht mehr von mir. Sie würde ihm ja Alles wieder ſagen. Er hat eine Gewalt über die Weiber, welche ohne Beiſpiel iſt."

Fünfzehntes Kapitel.

Als Nicolas ſich auf den Rückweg nach dem Schloſſe begab hatte er ganz ſeine Wunde am Arm vergeſſen. Athemlos keuchte er den Berg hinan, als er einen brennenden Schmerz

am Arme empfand und zu seinem Schrecken bemerkte, daß er am ganzen Leibe von Blut durchnäßt sei. Die auf der Wunde klebende Wäsche hatte diese bisher geschlossen gehalten, aber während der Bewegung des Körpers beim Hinanschreiten war dieser natürliche Verband losgerissen und nun floß das Blut in Strömen. Bald fühlte er sich ermatten, hinsinken, seine Besinnung schwand. Als er aus seiner Betäubung erwachte, war bereits die Sonne aufgegangen.

In diesem Augenblicke war es, als der Marquis in seinem Schlafzimmer Toilette machte und dazu in der fröhlichsten Stimmung einen Gassenhauer pfiff. Er hatte frische Wäsche genommen, sich mit narkotischen Odeurs besprengt, sein Haar mit wohlriechenden Oelen gesalbt. Ein kostbarer seidener Schlafrock bedeckte seine kraftvollen, nur leicht verhüllten Glieder. So kostümirt begab sich der Marquis in das Schlafgemach seiner reizenden Gattin. Er fand sie noch in ihrem Lager vom Rosenschimmer der Aurora umflossen. Wollüstig lächelnd näherte er sich ihr und drückte einen Kuß auf ihren Busen. Sie schlief so fest, daß sie nicht erwachte.

„Das ist sehr glücklich!" sagte der Marquis, „die Götter begünstigen mein Vorhaben." Dann trat er ans Fenster und warf einen Blick durch die gelüfteten Vorhänge ins Freie.

„Ein Glückstag!" sagte er entzückt von dem Schauspiele, welches sich ihm darbot, „meine Sonne strahlt im größten Glanze! Nur kurze Zeit noch und ich habe mir mein Schicksal auf immer unterworfen. Wie diese Höhe im Sonnenglanze Alles überragt, so die Höhe, welche ich erklimmen werde. Jene Höhe, auf welcher der Sterbliche allein frei ist, wo das ge-

meine Verbrechen einen anderen Namen erhält und von der Staatsweisheit bemäntelt wird; wo es keine Verantwortung giebt vor Menschen; wohin der Arm der menschlichen Gerechtigkeit nicht zu dringen wagt; wo der Scherge Argwohn unsere Schritte verläßt und wo die menschliche Thorheit selbst den Zweifel an uns zu Hochverrath und Verbrechen stempelt. Wie glücklich werde ich sein in dieser göttlichen Freiheit! Armseliges Geschlecht von Thoren, welches nach Freiheit schreit und nur immer neue Ketten für die alten eintauscht. Die Freiheit — die wahre göttliche — besteht darin, ungestraft das sogenannte Böse zu thun und unverantwortlich das Gute zu unterlassen. Der freie Mann kennt nur Sklaven um sich. Werft immerhin diese alten, verrosteten, morschen Fesseln von euch, welche das Feudalwesen euch aufgebürdet — die stärkeren unzerbrechlichen liegen für euch bereit — die Metalle."

„Isidor!" rief Emilie im Traume.

„Sie träumt von mir!" sagte der Marquis lächelnd, indem er sich wieder dem Lager seiner Gattin näherte, „du englisches Gemüth — du bist nicht für diese Welt. Wohl dir, daß du einen Gott zum Gemahl erwählt — ich will dir Flügel machen, daß du die Räume des ewigen Paradieses erreichen kannst. Was willst du unter diesen wilden Thieren, die sich Menschen nennen? Man kann unter ihnen nur Opfer sein oder Büttel. Du schwaches Lamm würdest von den Wölfen zerrissen werden. Also gieb mir dein goldenes Vließ und ich gebe dir die Unsterblichkeit, welche Thoren den Tod nennen."

Der Marquis nahm ein silbernes Flacon aus seiner Brust.

„Ein Tropfen davon in ein Glas Wasser gemischt würde

Ich empfehlig Ihnen mit dem Gruß in heiliger Bibel Ihr Schwager

Johann Heinrich Jung.

Ich bin so frei, Ihnen zu melden, daß ich gestern mit Herrn Rudolf von Brunnfels, und Junge Johannes Wirth auf Hochstetten, Ihrer Frau Schwester Sohn, in Ihre Behausung gekommen bin, und Ihnen Ihr Weib und Kind, wie sie dann sind und bleiben, in Ihr Haus gebracht habe. Ich Rudolf, wollte Ihnen gern mehr Gutes thun, als ich bisher gethan habe, und ich bitte Sie, Sie wollen mir das nicht übel aufnehmen, daß ich Ihnen so Etwas — ich will es nicht sagen, Ihr Weib und Kind, sondern — Ihre Frau und Ihr Kind, wie sie dann sind und bleiben, in Ihr Haus gebracht habe. Ich will Ihnen die Ursache, warum ich es gethan habe, nicht verhalten. Ich habe es gethan, weil ich Ihnen gern mehr Gutes thun wollte, als ich bisher gethan habe.

Es ist nun zwischen Ihnen und mir, Herr Johann Heinrich Jung, Etwas vorgefallen, das Ihnen nicht gefallen hat, und das mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, was es ist, weil es Ihnen nicht gefallen hat, und mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, wer es ist, weil es Ihnen nicht gefallen hat, und mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, wo es ist, weil es Ihnen nicht gefallen hat, und mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, wann es ist, weil es Ihnen nicht gefallen hat, und mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, wie es ist, weil es Ihnen nicht gefallen hat, und mir auch nicht gefallen hat. Ich will Ihnen nicht sagen, warum

„zwanzig Tropfen dieſes göttlichen Giftes habe ich gewonnen. Ich muß ſparſam damit umgehen. Drei Tropfen ſind für Batout — der Schurke verdient gar nicht, ſo zu ſterben. Zwei reichen für meinen Bruder hin. Der Reſt für die Befreiung dieſes Engels und vielleicht ſeiner Zeit — für mich ſelbſt.“

Jetzt trat er wieder vor das Bett ſeiner Gemahlin. Noch keuchte Nicolas auf dem Berge, der zum Schloſſe führte — nach jedem Schritte raſtend, Verwünſchungen und Gebete zugleich vor ſich hinmurmelnd. Die Vögel des Waldes fingen an zu ſingen — die Sonne war klar aus roſigem Gewölk getreten — rein und herrlich prangte der helle Tag.

„Iſidor, mein ſtarker, edler Iſidor!“ träumte die holde Schläferin. Der Marquis war überſelig.

„Wie ſie mich liebt — wie mein Bild ſie im Traume beſchäftigt. Dank, Holde, deiner liebreichen Phantaſie — bald ſollſt du noch ſchöner — noch wärmer träumen!“

Und er bog ſich über das Haupt der lächelnden Grazie. Mit zwei Fingerſpitzen nahm er die Baumwolle und ſalbte der Schlafenden mit zarter Vorſicht Stirn und Schläfe, wie man ein geliebtes Kind im Schlafe ſegnet. Sofort ergriff ein ſanfter Krampf den ganzen Körper der Schlafenden. Ihre Arme drängten ſich hervor, ihre Glieder warfen mit wiegender Bewegung die Eiderdunenkiſſen, welche ſie bedeckten, hinweg — dann ſtreckte ſich der ganze Körper wollüſtig aus und blieb endlich, in anmuthsvolle Ruhe hingegoſſen, wie das ſchönſte Bildwerk der Phantaſie eines begeiſterten Künſtlers, ruhig liegen. Aber der Buſen hob ſich deſto gewaltiger und das Geſicht der Schläferin war plötzlich von einer flammenden Gluth übergoſſen. Die Lippen ſchienen zu brennen; aus dem geöffneten

Munde drang der heiße Athem der Wolluſt und die nur halb geſchloſſenen Augen waren von dem Glanze des Feuers der Sinnlichkeit erfüllt.

Der Marquis weidete ſich am Anblicke dieſes bezaubernden Schauſpieles, noch ein Mal ſalbte er die Schläfe der Träumenden. Jetzt athmete ſie heftiger — ihre Pulſe flogen — Seufzer auf Seufzer entflohen der ſchönen Bruſt. —

„Welche herrliche Wirkung!“ ſagte der Marquis, indem er ſich auf das Lager ſetzte, „welches Glück muß ſie empfinden! Ich darf ihr den höchſten Grad dieſer Seligkeiten nicht vorenthalten.“

Und er ergriff einen großen Fächer aus Pfauenfedern und wehte der Schlafenden Kühlung zu. — Dann nahm er zum dritten Male die Baumwolle und wiederholte die Salbung. Ein heftiges Zittern überfiel den Körper Emiliens, ihre Arme ſtreckten ſich aus und umfingen die Luft — ſie erwachte.

„Wo bin ich, wo bin ich?“ rief ſie aus im Taumel des Deliriums.

„Bei Deinem Gott!“ ſagte Iſidor und umfing ſie.

„Mein Iſidor — ich ſterbe!“ ſagte Emilie, ihn umrankend und krampfhaft an ſich reißend.

„Vor Entzücken!“ ſagte der Marquis.

„Nein!“ ſchrie Emilie, indem Schaum aus ihren Lippen drang, „vor tödtlichen Schmerzen, meine Bruſt will berſten, meine Eingeweide zerreißen — Hülfe!“

„Es war zu viel!“ ſagte Iſidor für ſich, indem er erſchrocken die Leidende mit friſchem Waſſer übergoß und ihre Schläfe wuſch. „Das ſind Folgen der Erkältung, mein Kind. Wie können Sie wagen, bei offenem Fenſter zu ſchlafen? Die Morgenthaue ſind giftig.“

Plötzlich verlor die Kranke jede Beſinnung. Sie ſchien allen Anzeichen nach mit dem Tode zu ringen.

Nicolas war kaum an der Mauer des Parks angekommen — ganz mit Blut beſudelt — Spuren bei jedem Schritte hinterlaſſend.

Iſidor fing an, unruhig zu werden.

„Die Doſis war zu ſtark!" ſagte er, „ein anderes Mal werde ich vorſichtiger ſein." Er fuhr fort, Schläfe und Stirn der Kranken mit kaltem Waſſer zu waſchen. Nach einigen Minuten kam Emilie wieder zu ſich.

Nicolas war auf der Hausflur zuſammengeſunken und hier von der Dienerſchaft gefunden worden.

„Ach, mein Iſidor," ſagte Emilie, indem ſie die Augen aufſchlug „ich danke Dir, es iſt vorbei. Ich hatte einen ſchrecklichen Traum."

„Einen Traum — ja, man hat Beiſpiele, daß Träume tödteten."

„Genau ein ſolcher mag es geweſen ſein — ohne Dich wäre ich vielleicht geſtorben!"

„Und was träumte Dir, mein Engel?"

„Mir träumte von Dir — Iſidor — ach ſchrecklich!"

„Nun ſo erzähle mir."

„Du wirſt mir zürnen!"

„Eines Traumes wegen — was fällt Dir ein?"

„Mir träumte — ich hätte vor Gericht geſtanden und Du warſt mein Richter."

„Gewiß ein milder!" ſagte Iſidor, ſie zärtlich umfaſſend.

„O nein — Du warſt furchtbar. Ich warf mich vertrauend zu Deinen Füßen und bekannte meine Schuld. Iſidor — mein edler, ſtarker Iſidor! ſagte ich zu Dir

— mein Vater, mein Richter, verzeihe mir! Aber Du ſaheſt mich grimmig an, ſtießeſt mich mit dem Fuße hinweg und ſagteſt: ich kenne Dich nicht. Darauf kam ein Mann mit einem Beil und ſchlug mir das Haupt ab. Ich fühlte aber noch und mein Kopf rollte zu Deinen Füßen und Du trateſt mit Deinen Füßen auf mein Angeſicht. Hu — es war ſchrecklich! — Gleich darauf kam es mir wieder vor, als läge ich auf dem Sterbebette. Ich fühlte den Tod im Herzen. Da kam ein Prieſter mit dem heiligen Oele und ſalbte mir Stirn und Schläfe. Und als ich dem Prieſter ins Antlitz ſah, da warſt Du es wieder."

„Tolles Spiel einer kranken Phantaſie!" ſagte Iſidor, „nun iſt Dir beſſer?"

„Ja — da ich wache, aber ich will nicht mehr ſchlafen — nicht mehr allein ſchlafen — hörſt Du, Iſidor!"

In dieſem Augenblicke wurde heftig an die Thüre gepocht.

„Herr Marquis, kommen Sie ſchnell, Ihr Herr Bruder liegt im Sterben: er iſt verwundet. Er verlangt nach Ihnen!"

„Was iſt das?" rief Iſidor erſchrocken aus. Emilie erbebte.

„Um Gottes willen" ſagte ſie, „alſo hatten meine Träume ein Unglück zu bedeuten? Eilen Sie, helfen Sie! —"

Der Marquis verließ das Zimmer ſeiner Gattin und erfuhr nun, daß man ſo eben den Marquis Nicolas blutend auf der Hausflur gefunden habe. Er ſcheine in einem Zweikampf verwundet worden zu ſein, der im Parke ſtatt gefunden haben müſſe, denn dahin führten ſtarke Blutſpuren. Sein Gegner müſſe ebenfalls verwundet ſein, da eine zweite Blutſpur den Berg hinabführe.

„In welchem Theile des Parkes bemerkte man die Blutspuren?“

„In der Nähe der verfallenen Hütte. Man hat dort auch Spuren eines angezündeten Feuers gefunden, welches von den Duellanten herrühren muß. Oder ein Meuchelmörder hatte ſich in das Schloß eingeſchlichen. Der Marquis Nicolas giebt uns keine Auskunft.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, eilte der Marquis in ſein Schlafgemach, ſchloß ſich einen Augenblick ein und ſuchte den Degen hervor, deſſen er ſich in der Nacht bedient hatte. Er fand ihn blutig.

„Er hat mich alſo belauſcht!“ ſagte er, „möge er an ſeiner Wunde ſterben. Dieſer Elende wird mir läſtig. Seine kranke Einbildungskraft verfolgt mich überall —fort, ſchnell zu ihm!“

Nicolas lag tödtlich erſchöpft auf ſeinem Bette. Der Marquis ſtürzte ſich auf ihn.

„Wo iſt die Wunde?“ fragte er. Nicolas wies auf ſeinen Arm — er konnte nicht ſprechen.

„Eine Fleiſchwunde!“ ſagte der Marquis, „wie konnte ſie Dich ſo zurichten? Es hat nichts auf ſich, wenn das Blut geſtillt wird.“

„Ich habe nach dem Wundarzt geſchickt!“ ſagte Georges.

„Unſinn!“ ſagte der Marquis, „er iſt unnütz.“

Mit der Geſchicklichkeit eines Sachverſtändigen legte nun der Marquis einen feſten Verband an die Wunde, nachdem er ſie gereinigt und mit einem aus ſeiner Hausapotheke herbeigeholten Pflaſter bedeckt hatte. Dann wuſch er dem Kranken Stirn und Schläfe mit Branntwein und ließ ſeine Diener abtreten. Allmählig erholte ſich Nicolas und bald konnte er

wieder ſprechen. Die beiden Brüder ſahen ſich bedeutungsvoll an.

„Wo kommſt Du her, Iſidor?“ fragte Nicolas feierlich.

„Aus dem Schlafzimmer meiner Gattin,“ ſagte der Marquis.

„Alſo haſt Du ſie getödtet?“ fragte Nicolas bebend.

„Getödtet? Unſinniger, was ficht Dich an? Weßhalb ſollte ich ſie tödten?“

„Um ſie zu beerben!“ ſagte Nicolas trocken. Der Marquis erbleichte vor Wuth.

„Du biſt ein kranker Narr,“ ſagte er, „Deine Einbildung wird Dich in's Verderben ſtürzen. Du haſt mich heute Nacht belauſcht?“

„Ja, das habe ich, um ein neues Verbrechen zu verhüten. Ich will nicht mehr an einem Morde Theil nehmen. Hörſt Du? Ich will in Reue leben und dereinſt verſöhnt mit Gott ſterben.“

„Wer hindert Dich daran?“

„Du — denn Du willſt wieder tödten, wieder ſoll ich ein Opfer von Dir ſterben ſehen und ſchweigen — aber ich werde es nicht. Vor einer Stunde glaubte ich, hülflos ſterben zu müſſen — ich ſah dem Tod in's Geſicht, er war nicht ſo ſchrecklich wie Du; ich fürchte ihn nicht mehr, ich werde ſprechen, wenn Du Dein Weib tödteſt.“

„Und wer ſagte Dir, daß ich ſie tödten will, Tollhäusler? Iſt ſie nicht jung, ſchön, reich, liebt ſie mich nicht? Warum ſoll ich ſie tödten?“

„Warum kochteſt Du Wurali?“

„Weil wir in Zeiten leben, wo es kommen kann, daß man den Tod dem Leben vorzieht. Eine Revolution bricht in Paris los. Wer kann das Ende abſehen. Ich machte Wurali, um mich gegen Schlimmeres zu ſchützen.“

„Geh, wer glaubt Deinen Lügen? — mich hintergehſt Du nicht mehr.“

„Ich werde Dir die Wahrheit beweiſen. Das Gift beunruhigt Dich — wohlan, um Dich zu beruhigen, liefere ich es Dir aus.“

Mit dieſen Worten übergab der Marquis ſeinem Bruder das ſilberne Flacon.

„Gieb!“ ſagte Nicolas begierig, ergriff das Flacon mit beiden Händen, ſprang auf und wankte, mit ſeiner Schwäche ringend, ans Fenſter.

„Was willſt Du thun?“ fragte der Marquis.

„Es verſchütten!“ ſagte Nicolas, bebend vor Abſcheu.

Der Marquis ließ es ruhig geſchehen.

„Biſt Du nun zufrieden?“ ſagte er, „hat man doch ſeine Noth mit Deinem Leberfieber. Wann wirſt Du vernünftig werden?“

„Wenn Du anfangen wirſt, gut zu ſein!“ ſagte Nicolas, „danke Gott, daß ich Zeuge Deiner Vorbereitung war — Du warſt im Begriff — wie ſchon oft — ein Verbrechen ohne alle Noth zu begehen. Ich habe mit Vatout geſprochen und ihm geſagt, daß Du nicht zahlen kannſt. Er glaubte es nur mir, denn er weiß, ich lüge nicht. Er wird Dir prolongiren.“

„Wirklich — meinſt Du?“ ſagte der Marquis heiter, „dann will ich Dir Deine Poſſen gern verzeihen. Du haſt da in Deiner Dummheit etwas ſehr Vernünftiges gethan. Ich ſagte immer, wenn wir uns beſſer verſtänden, könnteſt Du mir mehr nützen.“

„Warum gehſt Du immer mit Ränken um? Warum wirſt Du nie müde des Verbrechens? Haſt Du nicht genug erreicht? Wenn Du Dich einſchränkſt, kannſt Du trotz aller Deiner Schul-

den auskommen. Sage Dich los von dem Bunde der Furchtbaren. Er wird Dich in's Verderben reißen. Miſche Dich nicht in politiſche Dinge. Sie haben Dir immer Unheil gebracht. Bekenne Deiner Gattin Deine Verlegenheiten. Sie iſt gut, ſie wird Dir helfen. Wozu ſie betrügen oder zwingen? Ich denke, Du kannſt denſelben Zweck erreichen, ohne ein Verbrechen zu begehen."

„Und will ich denn nicht Alles, was Du ſagſt? Arbeite ich denn nicht immer auf dieſes Ziel los? Aber ich kann nicht Alles auf ein Mal thun. Laß mir Zeit, verfolge nicht jeden meiner Schritte mit Deinem Argwohn. Es wird Alles gut werden und wir werden nicht mehr nach Paris gehen."

„Wollte Gott, Du ſprächeſt endlich wahr!" ſagte Nicolas ſeufzend, „aber ich kann es noch nicht glauben!"

„Glaube es immerhin, da Du nichts Beſſeres thun kannſt!" ſagte der Marquis mit einem drohenden Ausdruck.

Nicolas ſeufzte tief auf.

„Geh nun, Bruder," ſagte er, „ich danke Dir für Deine Sorgfalt. Laß immerhin die Leute beim Glauben an ein Duell. Ich bedarf nun der Ruhe. Laß mich ſchlafen!"

„Leb wohl denn — auf Wiederſehen."

„Noch eins, ſage Vatout nicht, daß ich mit Dir geſprochen habe. Es würde ihn mißtrauiſch machen."

„Ich will Deinen Rath befolgen, aber befolge Du auch den meinigen und laß Deinen Argwohn fahren — Du weißt, ich liebe das nicht. Beſſer ein Feind vor der Stirn als der Argwohn im Rücken. Bedenke, ein guter Fechter hält ſich den Rücken frei. Ich habe Deinen Willen gethan — thue nun den meinigen!"

Alle Vorſätze des Marquis Nicolas waren dahin — er verwünſchte ſeine Voreiligkeit, er zitterte wieder vor ſeinem Bru-

der und ein Reſt von brüderlicher Freundſchaft miſchte ſich ſeiner Furcht bei. Der Blutverluſt hatte ſeine moraliſche Schwäche vermehrt; er fühlte ſich zu matt, die Ketten zu brechen, welche ihn an Iſidor banden; er grübelte darüber nach, wie er ſeine Voreiligkeit verbeſſern könne. Sein ſchwacher Charakter hatte ſeinen Geiſt in allen Künſten der Sophiſterei geübt. Immer ſinnend, wie er ſich rette, ohne irgend einer Gefahr in's Auge ſehen zu müſſen, hatte er tauſend Ausflüchte und Auswege kennen gelernt. Nach einigen Minuten Nachdenkens ergriff er eine Feder und ſchrieb an Arthur folgenden ſchmählichen Brief, ohne darüber zu erröthen.

Mein ſehr werther Freund!

Einem kranken — an Leib und Seele hinſiechenden Manne mögen Sie es verzeihen, daß er Sie in letzter Nacht durch die Eingebungen ſeiner Fieberphantaſie geängſtigt hat. Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes erinnere ich mich mit Schrecken aller der Unbeſonnenheiten, welche ich geſagt und gethan habe. Erfahren Sie denn, mein Herr, daß ich zuweilen an einer ſchwarzen Melancholie leide, während welcher ich ohne hinlängliches Bewußtſein handle und Träume mit Wirklichkeiten vermenge; in meinen beſten Freunden blutdürſtige Verfolger und Mörder erblicke. Iſt meine ſchwarze Stunde vorbei, ſo weiß ich dann ſelten, was ich gethan habe. Da ich mich nun entſinne, daß ich geſtern während eines Spazierganges von meiner Krankheit befallen worden bin und Sie beſucht habe, ſo bitte ich Sie, Alles, was ich Ihnen etwa Befremdliches geſagt habe, aus dem Geſichtspunkte zu beurtheilen, den ich Ihnen hiemit andeute, ſowohl um Sie ſelbſt zu beruhigen, als auch, um anderweitigen Mißverſtändniſſen vorzubeugen. Mein guter Bruder kennt meinen Zu-

ſtand und erweiſt mir alle Schonung und Sorgfalt. Ich bin, mein Herr, mit beſonderer Hochachtung Ihr ergebener Diener

Nicolas Marquis von Quarin.

Sechzehntes Kapitel.

Der Marquis blieb faſt den ganzen Tag mit Vatout, der mit dem früheſten Morgen gekommen war, in ſeinem Kabinete eingeſchloſſen. Das Reſultat ihrer Verabredungen war, daß der Marquis Anſtalten traf, um in der nächſten Nacht nach Paris abzureiſen. Vatout blieb in einem Appartement des Schloſſes zurück, und es wurden alle Anſtalten getroffen, ihn zu bewirthen. Alles im Hauſe war ſeltſam aufgeregt, geſpannt, geheimnißvoll. Die Marquiſe konnte ihr Zimmer nicht verlaſſen und es wurde von ihr eben ſo ſchmerzlich als vom ganzen Hauſe auffallend bemerkt, daß ihr Gatte über Vatout ihrer ganz zu vergeſſen ſchien. Marquis Nicolas beſchäftigte ſich auf ſeinem Zimmer wieder mit der Erziehung ſeines Sohnes, dem er heute den Grundſatz: „Thue recht und ſcheue Niemand!“ mit beſonderem Eifer empfahl, indem er über den Anlaß ſeiner Verwundung ein geheimnißvolles Stillſchweigen beobachtete. Bei einbrechender Dunkelheit verließ der Marquis Iſidor zu Fuße ſein Schloß, um von Floris aus mit dem Reiſewagen Vatouts nach Paris abzureiſen. Niemand in Champagny wußte, was dieſe Dinge zu bedeuten hatten. Man ſprach von herrſchenden Umſtänden im

dann mit weißer oder blauer Kreide nach der auf dem Bilde angegebenen Richtung. Mit Ausnahme der Kreide, die man sich selbst herstellt, sind alle Farben käuflich zu haben. Die Kreide wird, wie bereits erwähnt, aus Gips hergestellt. Man gießt den Gips in kleine Formen, die man sich aus Pappe herstellt. Diese Formen sind 5 cm lang, 2 cm breit und 2 cm hoch. Man kann sie auch aus Holz herstellen. Sie müssen innen glatt sein. Man gießt den Gips in diese Formen, wenn er dick wie Brei ist. Nach einer Stunde ist er hart und kann herausgenommen werden.

Auf unserm Bilde sind die Farben also gelb, rot, blau, grün, weiß und schwarz. Wir wollen sie nun so malen, wie sie auf dem Bilde dargestellt sind. Wir beginnen mit dem Hintergrund. Dieser besteht aus drei Farben. Die erste ist gelb, die zweite ist rot, die dritte ist blau. Wir malen zuerst die gelbe Farbe, dann die rote und zuletzt die blaue. Wir malen sie so, wie sie auf dem Bilde dargestellt sind.

Jetzt malen wir die Blumen. Wir beginnen mit der Blume, die links steht. Sie hat 5 Blätter. Wir malen sie mit roter Farbe. Dann malen wir die Blume, die rechts steht. Sie hat 5 Blätter. Wir malen sie mit roter Farbe. Dann malen wir die Blume, die in der Mitte steht. Sie hat 5 Blätter. Wir malen sie mit roter Farbe. Dann malen wir die Blume, die links steht. Sie hat 5 Blätter. Wir malen sie mit roter Farbe. Dann malen wir die Blume, die rechts steht. Sie hat 5 Blätter. Wir malen sie mit roter Farbe.

Jetzt malen wir die Blätter. Wir beginnen mit dem Blatt, das links steht. Wir malen es mit grüner Farbe. Dann malen wir das Blatt, das rechts steht. Wir malen es mit grüner Farbe. Dann malen wir das Blatt, das in der Mitte steht. Wir malen es mit grüner Farbe. Dann malen wir das Blatt, das links steht. Wir malen es mit grüner Farbe. Dann malen wir das Blatt, das rechts steht. Wir malen es mit grüner Farbe.

Jetzt malen wir die Stengel. Wir beginnen mit dem Stengel, der links steht. Wir malen ihn mit grüner Farbe. Dann malen wir den Stengel, der rechts steht. Wir malen ihn mit grüner Farbe. Dann malen wir den Stengel, der in der Mitte steht. Wir malen ihn mit grüner Farbe. Dann malen wir den Stengel, der links steht. Wir malen ihn mit grüner Farbe. Dann malen wir den Stengel, der rechts steht. Wir malen ihn mit grüner Farbe.

„Marquis Nicolas befindet ſich leidlich," ſagte Vatout nachläſſig, „eine unbedeutende Wunde im Arm — eine große Schwäche durch Blutverluſt, weiter nichts."

„Und wie kam er zu der Wunde?" fragte Emilie ängſtlich.

„Ich weiß nichts Genaues," ſagte Vatout, „ſo viel ſteht feſt, es war ein Zweikampf im Park — mit einem Verleumder des Hauſes, wie ich meine — oder beſſer geſagt: einem Feinde ſeiner Ehre!"

Vatout begleitete dieſe Worte mit ſo bedeutenden Blicken, daß Emilie vor ihnen zurückbebte. Der Gedanke an Arthur fuhr ihr durch die Seele. Seine Art und Weiſe, ſie in der freien Dispoſition ihres Vermögens zu hindern, machte die Herbeiführung einer ſolchen Kataſtrophe durch ſeine Einmiſchung in die Angelegenheiten des Hauſes wahrſcheinlich genug.

„Und hat man von dem Gegner keine Spur?" fragte Emilie zitternd.

„Blutſpuren — weiter nichts!" ſagte Vatout.

Emilie antwortete nichts, aber ſie erbleichte. Nach einer Pauſe fuhr Vatout fort:

„Ja, um nicht zu vergeſſen, der Marquis hat mich zur Uebergabe dieſer Briefſchaften beauftragt; es iſt nothwendig, daß Sie ſogleich Kenntniß nehmen von deren Inhalt."

Bebend entſiegelte die Marquiſe die Briefe ihres Gemahls. Der erſte lautete wie folgt:

„Meine theure Gattin!

Grauſame Nothwendigkeiten trennen mich von Ihnen. Die bitterſte derſelben iſt, daß ich, gedrängt von der Kriſis der Geldverhältniſſe, Ihnen einen beſchleunigten Entſchluß hinſichtlich der unerläßlichen Vermögensdispoſitionen empfehlen muß. Herr Vatout wird Ihnen das Nähere ſagen. Ich hatte nicht

Zeit, Ihnen dieſen Mann vorzuſtellen. Haben Sie Nachſicht mit ſeinen Seltſamkeiten, denn er verdient alle Achtung. Mein Bruder Nicolas iſt nicht gefährlich. Er bedarf nur der Pflege. Ein unbedeutender Ehrenhandel — weiter nichts. Aengſtigen Sie ſich nicht weiter darüber und bleiben Sie gewogen Ihrem zärtlichen Freunde Iſidor."

Das zweite Schreiben enthielt eine Copie von folgender Vollmacht:

„Inhaber dieſes, Herr Advokat Vatout aus Paris, hat hierdurch Vollmacht, in aller und jeder Hinſicht meine Perſon zu vertreten, meine Güter zu verwalten, für mich Käufe, Verkäufe, Ceſſionen zu machen, Verbindlichkeiten zu übernehmen, vor Gericht in meinem Namen zu erſcheinen, zu klagen und zu verantworten — Alles gemäß meiner ihm ertheilten Inſtruktionen."

Emilie begriff nichts von allen dieſen feierlichen Anſtalten, aber eine finſtere Ahnung ſagte ihr, daß ſie nichts Gutes zu bedeuten hätten. Vatout ließ ſie nicht lange in Zweifel. Er nahm eine ſehr ernſte Miene an, räuſperte ſich mit vielem Geräuſch und ſagte mit einem frechen Tone:

„Nach alle dem, Madame, ſehen Sie, daß ich der Herr im Hauſe bin. Verkennen Sie mich indeſſen nicht, Madame, ich bin in Paris bekannt als ein Verehrer der Damen, aber Geſchäfte leiden keine Galanterie. Ich fühle ſchmerzlich, daß das, was ich Ihnen zu ſagen habe, nicht mit den zarten Rückſichten vereinbarlich iſt, welche unſer ritterliches Geſchlecht den Damen ſchuldet; allein Sie ſehen, ich vertrete eine andere Perſon—die Ihres Gemahls. Ich habe ihm hundert Mal geſagt, daß man glimpflicher in dieſen Dingen ſich benehmen müſſe, aber — Sie werden es bereits erfahren haben — er iſt ein Mann von Stahl und Eiſen."

„Mein Herr," erwiederte die Marquiſe verletzt, „ich weiß nicht, welche Beweggründe mein Gemahl hatte, Ihnen dieſe Vollmacht zu übergeben; allein ſo viel erlaube ich mir zu bemerken, daß ich von meinem Gatten niemals eine Sprache vernommen habe, wie die Ihrige lautet. Was haben Sie mir zu ſagen, mein Herr?"

„Ich habe Ihnen eine Urkunde vorzulegen, Madame, welche Sie nach dem Ihnen bereits bekannten Wunſche Ihres Gatten unterzeichnen ſollen. Sie enthält eine Erweiterung der teſtamentariſchen Beſtimmung Ihres Ehevertrags, gemäß welcher Sie ſchon bei Lebzeiten Ihrem Gemahl die freie Dispoſition über Ihr Vermögen übertragen ſollen. Es war ihm zu peinlich, Ihnen dieſe Zumuthung perſönlich zu wiederholen, und da Umſtände den Herrn Marquis, meinen trefflichen Freund, veranlaßt haben, ſich der Dienſte ſeines bisherigen Sachwalters zu entſchlagen, ſo hat er mir dieſes Geſchäft übertragen, welches ſo wenig zu meinem Herzen ſtimmt. Indeſſen bei der großen Sorgfalt Ihres Gatten für Ihr Wohl kann ich Ihnen nur rathen, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen."

Emilie erröthete vor Unwillen und Ueberraſchung. Sie war ſo wenig gefaßt auf ein ſo ſchonungsloſes Verfahren von Seiten ihres Gatten, der ſie erſt mit Zärtlichkeiten überhäuft hatte, daß ſie nicht ſofort Worte fand, um Vatout zu antworten. Wie ſehr ſie auch geneigt war, ihren Gatten zu entſchuldigen, ſo vermochte ſie doch ihre Entrüſtung nicht niederzukämpfen. Sie ſagte daher nach einigem Nachdenken:

„Ich bin ſehr erſtaunt, mein Herr, über Ihren Auftrag, um ſo mehr, da ich meinem Gatten vor wenig Tagen meinen feſten Entſchluß mitgetheilt habe, vor Jahresfriſt einen ſolchen Schritt, wie er ihn mir zumuthet, nicht zu thun. Wäre ich aber je unſchlüſſig

geweſen über das, was ich zu thun habe, ſo würde die wenig zarte Weiſe, in welcher es meinem Gemahl ganz gegen meine Erwartung gefallen hat, mir ſeinen Wunſch auszudrücken, mich gewiß beſtimmen, die Erfüllung deſſelben zu verweigern."

„Sehr wohl geſprochen, Madame," ſagte Vatout, „ich ſagte es ihm gleich, was er zu erwarten habe, und daß es nicht die rechte Manier ſei, ſo mit dem ſchönen Geſchlecht umzugehen, aber er war in einer ſchrecklichen Laune, in welche ihn der Vorfall mit ſeinem Bruder und Neuigkeiten von Paris verſetzt zu haben ſcheinen; ich bin ganz troſtlos, Ihnen ſagen zu müſſen, daß er auf Ihren Widerſtand ſchon gefaßt war und mir zur Bekämpfung deſſelben Aufträge ertheilt hat — Aufträge, gegen welche ſich mein Zartgefühl ſträubt — —"

„Und was ſind das für Aufträge?" fuhr Emilie in Erbitterung fort.

„Sie ſind ſehr grauſam, Madame — meine Zunge ſträubt ſich, ſie auszuſprechen."

„Sprechen Sie, die Ungewißheit über die Geſinnungen meines Gatten iſt für mich weit folternder, als irgend etwas, das Sie mir zu ſagen haben können."

„Der Marquis droht mit dem Prozeß — wenn Sie es durchaus wiſſen wollen."

„Und welches Recht hat denn der Herr Marquis, mir mein Vermögen ſtreitig zu machen?"

„Sie irren, Madame — er will ſich dieſes Recht nicht anmaßen, er beharrt nur auf gewiſſen Punkten des Ehevertrags, z. B. dem §. 7 —"

„Sein Inhalt iſt mir nicht ganz gegenwärtig."

„Er handelt von einem gewiſſen Falle, der im ehelichen

Leben zuweilen vorzukommen pflegt, den aber namhaft zu machen mein Zartgefühl nicht erlaubt."

„Mein Herr," ſagte Emilie, am ganzen Leibe zitternd. „Ihre ganze Miſſion iſt, wie es ſcheint, ſo wenig auf Schonung der Gefühle berechnet, daß wir ſchwer zum Ziele einer Verſtändigung kommen werden, wenn Sie nicht alles Zartgefühl bei Seite ſetzen. Nennen Sie mir den Fall!"

„Es iſt — es iſt — nein, ich vermag es nicht über meine Lippen zu bringen."

„Mein Herr!" ſagte Emilie mit einem flehenden Blicke, „ſpannen Sie mich nicht länger auf die Folter."

„Wohlan — wenn es ſein muß — aber verzeihen Sie mir — dieſer Fall — iſt — der Ehebruch."

Emilie fuhr zuſammen und ſchien plötzlich zu erſtarren. Den Blick auf den Boden geheftet, blieb ſie vor dem Sachwalter ihres Gatten ſtehen, ohne zu antworten. Ein verzehrendes Gift ſchien ihr durch alle Adern zu dringen. Dann ſchoß plötzlich das erſtarrte Blut wieder zum Gehirn und Herzen — ihre Wangen erglühten, ihre Blicke waren voll Feuer verzweifelnder Leidenſchaft. Es handelte ſich um Alles, was das Weib Dauerhaftes beſitzt — um weibliche Ehre. Nie erſchien ſie ihr von ſo unermeßlichem Werthe, als in dem Augenblicke, da ihr dieſer verhaßte Gaſt ihren Verluſt drohte. In dieſem Augenblicke wurde Dr. Destouches gemeldet, den man wegen der Unpäßlichkeit der Marquiſe berufen hatte.

„Eben recht —" ſagte die Marquiſe, „ihn ſendet Gott! — Mein Herr!" fuhr ſie, zu Destouches gewendet, fort, indem ſie ihm bis an die Thüre entgegen trat, „Sie haben auf eine hinterliſtige Weiſe mir eine Erklärung abgenöthigt hinſichtlich der Dispoſition über mein Vermögen. Ich fordere Sie auf, mir die-

ſelbe zurückzuſtellen. Wenn Sie ein Herz im Leibe haben, ſo eilen Sie, bringen Sie mir dieſes Papier zurück, damit ich dieſen Herrn befriedigen kann. Sie tödten mich, wenn Sie mir es verweigern."

Doctor Destouches, an leidenſchaftliche Szenen gewöhnt, ließ ſich jedoch nicht außer Faſſung bringen. Er maß ganz ruhig die lächerliche Geſtalt Vatouts vom Kopf bis zu den Füßen und fragte dann die Marquiſe:

„Wer iſt der Herr, wenn ich frage n darf?"

„Vatout, Sachwalter des Herrn Marquis von Quarin," ſagte Vatout frech, ſich in die Bruſt werfend.

„Man ſetzt Ihnen alſo wieder die Piſtole auf die Bruſt, Madame?" fuhr Destouches fort; „dieſer Herr wenigſtens hat ganz die liebreichen Züge eines Dieners der heiligen Inquiſition, welche Ihr edler Herr Gemahl nicht verfehlen wird, in Frankreich einzuführen."

Emilie ſetzte ſich in einen Stuhl und bedeckte ihr Geſicht.

„Mein Herr — Sie werden Ihre — Injurien vor Gericht — verantworten!" drohte Vatout mit vor Gift ſtockender Stimme.

„Ich werde noch mehr thun vor Gericht," ſagte Destouches an Vatout herantretend, „ich werde den Herrn Marquis von Quarin vor Gericht befragen, wie es kam, daß ſein Bruder in ſeinem Garten verwundet worden, und unterſuchen laſſen in wie fern nicht irgend ein Pariſer Gauner bei dieſem Handel im Spiele iſt. Was Sie betrifft, Madame, ſo rathe ich Ihnen ſich nicht durch ſolche Leute einſchüchtern zu laſſen."

„Madame hat ihren freien Willen, ſie wird zu nichts gezwungen; ſie muß am Beſten wiſſen, was ſie zu thun hat."

„Ihren freien Willen, wir wollen ſehen — antworten Sie mir auf die einzige Frage, Madame, womit bedroht man Sie—?"

„Mit Entehrung, Prozeß, öffentlicher Beſchimpfung!" ſchluchzte Emilie.

„Wie, Marquis Quarin, der edle, großmüthige, der Beſchützer der Wittwen und Waiſen, der barmherzige Samaritaner, und Sie, Madame, wollen ſich durch einen ſolchen Banditenſtreich fangen und plündern laſſen? Ich werde es nicht dulden und eben ſo wenig Herr von Bonval, Ihr Sachwalter, Ihr berufener Mandatar. Was haben Sie noch zu verlieren, da ſolche Leute — Advokaten, Pariſer Pflaſtertreter, mit ihrer ſogenannten Schande bekannt gemacht worden ſind? — Ihre Ehre iſt nicht mehr zu retten, Madame — retten Sie Ihr Vermögen und ſich ſelbſt."

„Ha, ha, ha, prächtiger Stoff zu einem Luſtſpiel!" ſagte Vatout ſich auf einem Beine drehend, „das giebt einen famoſen Prozeß für die Gazette des tribunaux — ich werde 3000 Francs blos von den Zeitungen und der Comédie française verdienen!"

Emilie war einer Ohnmacht nahe.

„Elender!" ſchrie Destouches, „unternimm mit Deinen Spießgeſellen, was Du willſt, aber dieſe da mit ihrer Habe ſteht unter meinem Schutze — Bandit!"

„Mein Herr," ſagte Vatout ganz höflich, „wiſſen Sie, daß Ihnen dieſe Aeußerungen 500 Francs Strafe und drei Monate Gefängniß eintragen werden?"

Emilie, die auf einen Augenblick zur Beſinnung kam, warf ſich auf ihre Kniee und rief:

„Barmherzigkeit, meine Herren, Sie tödten mich!"

Tief ergriffen näherte ſich Destouches der Faſſungsloſen, hob ſie auf und führte ſie an das Sopha.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ ſagte er ſanft zu Batout „wenn Sie Genugthuung haben wollen, ich werde ſie Ihnen geben, die 500 Francs ſtehen zu Ihren Dienſten, Abbitte dazu — aber ſchonen Sie dieſe Dame, welche meiner Obhut anvertraut iſt. Ich bin ihr Arzt.“

Mit einem Entrechat verließ Batout ſchweigend das Zimmer.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte die Marquiſe mit erlöſchender Stimme, „daß Sie mich von dieſem Menſchen befreit haben. Mein Gott, mein Gott, was ſoll aus mir werden?“

„Sie haben keine Energie, Madame,“ ſagte Destouches, „Sie ſind ein Kind, wie können Sie ſich ſo mißhandeln laſſen —!“

„Ach, es ſind die Folgen meiner Unbeſonnenheit!“

„Nein, Madame, es ſind die Folgen der ſchlechten Sorgfalt derjenigen, welchen man Ihre Jugend preisgegeben hat. Man hat Ihr kindlich vertrauendes Herz einem Manne ohne Seele überlaſſen.“

„Ach, ich fühle, daß Sie Recht haben, aber was ſoll ich thun?“ ſagte Emilie händeringend.

„Geduldig das kleinere Uebel tragen, um einem größeren vorzubeugen!“

„Ich habe nicht den Muth dazu!“

„Ich werde Ihnen zu Hülfe kommen. Wollen Sie ſich meiner Führung anvertrauen?“

„Ich will es! Aber wenn Ihnen das Leben eines Menſchen etwas gilt, retten Sie mich vor öffentlicher Schande — ich würde ſie nicht überleben — ich bin entſchloſſen, mein Vermögen zu opfern.“

„Sammeln Sie Ihre Gefühle, unglückliche Frau," ſagte Destouches, indem er ſein Haupt ſchüttelte, „was gewinnen Sie nach dem, was vorgefallen, durch dieſes Opfer? Die Befriedigung Ihres Gatten — des Unwürdigen, der fähig iſt, Sie ſo zu erniedrigen — werden Sie dann nicht jedem Journaliſten in die Hände fallen, der es unternimmt, von Ihnen Geld zu erpreſſen? Verleumdung wird den Fall ausſtatten — Sie werden Ihre Ehre verlieren und eine Bettlerin ſein. Der Marquis wird Sie wie ſeine unwürdige Magd behandeln; faſſen Sie Muth und bieten Sie dem Pöbel Trotz. Sie können ſich vor ihm verbergen, ihm entfliehen, aber der Armuth nicht."

Abermals fühlte Emilie etwas in ſich ſterben — unter ſchmerzlichen Convulſionen. Ein Gefühl triumphirte jedoch über alle andern, das der Rache. Sie beſchloß, ihrem heuchleriſchen Gemahl Widerſtand zu leiſten und ſeine ſchimpflichen Berechnungen zu vereiteln.

Des andern Tages wurde von dem Advokaten Vatout die Klage gegen die Marquiſe von Quarin, geborne Gräfin von Beaumarchais, im Namen ihres Gemahls wegen Ehebruchs vor dem Gerichtshofe eingebracht.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war am Abend eines ſtürmiſchen Regentages, als ein Huiſſier im Schloſſe von Champagny erſchien und die Frau Marquiſe von Quarin zu ſprechen begehrte. Emilie war einer Ohnmacht nahe, als ſie die Vorladung des Gerichtshofes entgegennahm — alle ihre Pulſe ſtockten. Dieſe rohe Grauſamkeit ihres Gemahls wirkte um ſo vernichtender auf ihre ſchwache Seele, je weniger ſie darauf gefaßt war. So wie ihre Schwäche dem Einfluſſe der perſönlichen Liebenswürdigkeit ihres Gatten haltlos unterlag, ſo ward ſie jetzt durch ſeine Härte zu Boden geſchlagen. Eingeſchloſſen in ihren Gemächern, ſich vor Jedermann verbergend, glaubte ſie nicht mehr leben zu können. Sie verſchmähte Speiſe und Trank und ſchloß ſich gegen alle Verſuche, ſie zu tröſten, ab. Mademoiſelle Düval unternahm es vergebens, ihre Theilnahme an den Tag zu legen, die Marquiſe ſtieß ſie mit Abſcheu als eine vermeintliche Bundesgenoſſin ihres Gatten zurück. In ihrem Schlafgemache hinter doppelt verriegelten Thüren und mit dichten Vorhängen verſehenen Fenſtern warf ſich die Unglückliche, gegen ſich ſelbſt raſend, vor dem Bilde des Heilandes nieder, um im Gebete Troſt und Kraft zu finden. Vergebens — der Gekreuzigte ſchien ſich zürnend von ihr abzuwenden. Aus der Erſtarrung des erſten Schrecks erwachte ſie, um in Raſerei ihre Haare auszuraufen, ihre Bruſt zu zerſchlagen und in ein Geſchrei der Verzweiflung auszubrechen. Die unleidlichen Qualen der Reue und Scham machten jedoch bald anderen Gefühlen Platz, welche nicht minder untröſtlich und verzwei-

felt waren. Die zärtliche Stimmung der reuigen Büßerin, welche ihren Gemahl vergötterte, weil er ihre Schuld verzieh, hatte ſich in eine grimmige Wuth gegen denſelben verwandelt. Sie ſtieß Verwünſchungen gegen ihn aus und mit erneuerter Gewalt erwachte ihre Leidenſchaft für Arthur. Er hatte es ihr geſagt, daß ſie ſich einem blutgierigen Tiger vermählt habe; er hatte ſie vor ſeiner gleißenden Falſchheit, vor ſeiner ſchmeichelnden Heuchlermiene gewarnt. Wo ſollte ſie Rettung, Hülfe ſuchen, als am Buſen des Geliebten?

„O mein Arthur!“ rief ſie aus, „wie wenig war ich würdig, von Dir geliebt zu werden! Welche Erniedrigung für mich, mein Daſein an jenes eines verlebten Böſewichts zu ketten, in welchem jedes menſchliche Gefühl erſtorben iſt!“

Mit Ekel gedachte ſie der Zärtlichkeit deſſelben Gatten, in welchem ſie noch vor wenig Tagen das Ideal aller Männlichkeit erblickt hatte. Mit Grauen und Abſcheu dachte ſie daran, daß er wiederkehren, ſeine Rechte auf ihre eheliche Liebe jemals wieder geltend machen könnte. Wie ſie erſt blind war aus Liebe gegen alle Gebrechen Iſidors, ſo übertrieb jetzt ihre Phantaſie alle ſeine üblen Eigenſchaften. Sie ſah nichts mehr in ihm, als einen Auswurf der Schöpfung. Jeder Makel ſeiner Geſichtszüge, ſeiner Geſtalt; die Unnatur ſeiner zwangvollen Anmuth; die Rohheit ſeiner Liebe — Alles erſchien ihr an ihm abſcheulich, haſſenswerth, entſetzlich. Arthurs Argwohn ſteigerte ſich in ihrem exaltirten Gemüthe aufs Aeußerſte. Ein wunderbares Licht erhellte ihren ſo befangenen Geiſt; ſie erinnerte ſich der kleinſten Handlungen und der unmerklichſten Mienen ihres Gemahls, welche jenen Argwohn beſtätigten. Die heuchleriſchen Künſte ſeiner Bewerbungen erſchienen in ihrem wahren Lichte — da war Alles Berechnung: jedes Wort, das er

ſprach, jeder Blick ſeiner ſtudirten Zärtlichkeit, jede leiſe Berührung ihrer weiblichen Schwachheiten, jeder Mißbrauch ihrer kindlichen Unwiſſenheit. Er hatte ihre Phantaſie, ihr Herz eben ſo planmäßig umgarnt, wie ihren unbefangenen Geiſt. Sie zitterte vor Abſcheu, als ſie ſich das Bild dieſes Charakters vollends ausmalte. Ja — das ſind die Blicke eines Mörders, dachte ſie, ſo auf Zehen geht nur Hinterliſt und Grauſamkeit; wie er, ſo ſüß und zugleich beſonnen, ſo aufmerkſam ſich ſelbſt bewachend, ſchmeichelt nur ein fühlloſes Gemüth, eine verruchte Banditenſeele! Sie erinnerte ſich aller Punkte ihres Ehevertrags — ſie zweifelte nicht mehr, daß dieſer Mann ihr Verderben beſchloſſen hatte. Und in Folge aller dieſer Betrachtungen und Gefühle fing ihr an zu grauen. Sie zitterte für ihr Leben — eine unbeſiegbare Todesangſt bemächtigte ſich ihres Herzens; ein unwiderſtehlicher Drang trieb ſie zur Flucht. Obgleich in dem Augenblick fern, konnte er jeden Augenblick zurückkehren; er mußte bald vor dem Gerichtshofe erſcheinen — er konnte ſie neuerdings mit ſeinen Schlangenkünſten verblenden, um ſie deſto gewiſſer zu verderben.

Sie erinnerte ſich in Folge dieſer Furcht der Worte Arthurs in jener ſchrecklichen Stunde, welche die Urſache ihrer Lage war: „Laß uns fliehen!“ Gewohnt, nur den Eingebungen ihrer Gefühle zu folgen und ſich in allen ihren Handlungen von ihnen leiten zu laſſen, gemäß ihrem reizbaren Temperamente, hielt ſie dieſen Gedanken feſt. Von wie vieler Schmach, von welchen Seelenleiden mußte ſie die Ausführung dieſes Gedankens befreien! Konnte ſie denn jemals wieder vor ihrer Umgebung erſcheinen, ohne zu vergehen, ſie, die mit Schmach bedeckte Ehebrecherin! Konnte ſie jemals den giftigen Blicken des Hohnes begegnen, welche ſie erwarteten,

von den Augen ihres Geſchlechts, ohne zu ſterben? Nein — der Tod ſchien ihr der Schmach vorzuziehen. Eine wilde heroiſche Entſchloſſenheit trat an die Stelle ihrer Verzweiflung. Flucht mit dem Geliebten in ferne Länder über das Meer, wo ſie unerreichbar wäre für die europäiſche Läſterzunge; zu den wilden Thieren Aſiens vor jenen wilden Thieren ſogenannter Civiliſationsmenſchen, welche mit ſo giftiger Neugier das Skandal ausſpüren, mit ſo beſtialiſcher Wolluſt die Schwächen ihrer Nächſten ſchamlos entblößen, um die Schmach der eigenen beſſer zu ertragen; ſie ſah darin das Einzige, was ihr zu thun übrig ſei. Im nächſten Augenblick erſchien ihr jedoch dieſe Zuverſicht in die Bereitwilligkeit ihres Geliebten als eine freche Anmaßung. — Wie hoch ſtand ihr jetzt Arthur! Welch edles Herz, welche liebende Aufopferung! Sie hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht, ſeine Gefühle mißhandelt, dem Sterbenden den Balſam liebevoller Tröſtung verſagt. Wie konnte er jemals ihr Unrecht vergeſſen, wie — er, der Edle, Reine — jemals ihr verzeihen, daß ſie ihn unter ihren verworfenen Gatten geſtellt, ihn ſo tief erniedrigt hatte? Ihre Einbildung malte ihr die Stimmung, in der ſich Arthur befinden müſſe, mit übertriebenen Farben aus. Er mußte ſie haſſen, verabſcheuen, verwünſchen. War ſie nicht die Urquelle ſeines Unglücks, war ſeine Liebe zu ihr für ihn nicht der Tod? Hatte er ihr nicht Alles geopfert, ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Beruf, ſeine ganze Zukunft? Nachdem ſie ihn mißhandelt und verhöhnt, ſtand er im Begriff, mit ihr alle Schmach einer öffentlichen Anklage zu theilen, deren zu Grunde liegende Schuld ſeine Liebe zu ihr war. Dieſe Betrachtungen raubten ihr alle Faſſung. In Thränen aufgelöſt, händeringend, ſtürzte ſie auf das Fenſter ihres Gemaches zu. Die

Sonne war bereits untergegangen; undurchdringliche Finsterniß lag vor ihren Augen — das war die Ewigkeit, die sich ihr furchtbar aufthat — von diesen Fenstern ging es zwanzig Klaftern tief in den Schloßgraben. Ein Sprung der Verzweifelnden und sie wäre frei von aller Qual geworden. Keuchend schwang sie sich auf die Brüstung — —

Da schlugen die Töne einer Flöte an ihr Ohr.

Der Marquis Nicolas blies in nächtlicher Einsamkeit eine schwermüthige Melodie; es war dieselbe, welche Arthur so geliebt; der Zufall wollte es, daß seine Liebhaberei für dieses Instrument und diese Weise einen Nachfolger im Schlosse fand; daß der Marquis denselben Flügel des Schlosses bewohnte, wo Arthur so oft seine Gefühle in klagende Flötenlieder aushauchte. Emilie zögerte, horchte, brach in ein heftiges Schluchzen aus und warf sich betend auf ihre Kniee. Sie vertraute wieder Arthurs Liebe — ihr Herz sagte ihr, daß er ihr das Bitterste verziehen habe.

„Zu ihm, zu ihm!" rief sie und wünschte sich Flügel, um schnell in seine Nähe zu kommen. Sie überlegte nicht mehr, sie dachte kaum — sie fing hastig an, Vorbereitungen zu ihrer Flucht zu machen. Die Spannung ihres Gemüths gewährte ihr eine Geistesgegenwart, deren sie sich nie fähig geglaubt. Sie raffte ihre Kostbarkeiten zusammen, Juwelen, Gold, Geld — sie warf einen Sommermantel des Marquis, den sie in dem nahe liegenden Kabinette desselben vorfand, um ihre Schultern, setzte seinen Reisehut auf ihr Haupt, nahm ein Paar ihrer Schuhe in die Hand und versuchte mit unbekleideten Füßen unentdeckt durch das Gemach der Demoiselle Düval zu entkommen. Sie fand sie glücklich im tiefen Schlafe; es gelang ihr, die Thüren zu öffnen, ohne durch Geräusch sich

zu verrathen; ſie erreichte in athemloſer Angſt die Hausflur, die Gartentreppe, den Park — die kleine Gartentreppe, welche aus ihrem Blumengarten ins Freie führte. Kein Lichtſtrahl begleitete ſie und doch wichen ihre Schritte nicht einen Fuß breit ab von ihrem Wege. Inſtinctmäßig fand ſie ſich zurecht — ſelbſt die Hunde des Schloſſes Champagny wurden nicht aufgeweckt von dem geiſterhaften Schritte der Fliehenden. Der Himmel hatte alle ſeine Schleuſen geöffnet; in Strömen ſtürzte der Regen herab — Emilie zagte und ſchwankte nicht. Als ſie die Lichter von Champagny in ihrem Rücken ſah, jubelte ihr junges Herz wieder auf in friſcher Lebenszuverſicht. Das Waſſer, welches der Himmel auf ſie fallen ließ, belebte ihre Nerven — ſie fühlte ſich muthig und voll Hoffnung. Alle Furcht war aus ihrem Herzen gewichen. Sie ſah nicht mehr rückwärts — ſie floh mit der Schnelligkeit eines Rehes den Berg hinab, deſſen Thal ſie in wenig Minuten erreichte. Da glänzten tröſtlich, einladend die Lichter von Floris.

Arthur ſaß grübelnd und fühllos in Folge der Ueberſpannung ſeiner Gefühle vor ſich hinſtierend an ſeinem Schreibpult. Die Lampe brannte düſter und drohte zu verlöſchen — auch in ſeiner Seele war es finſter und öde, wie in dem einſamen Stübchen, das er mit ſeinem Leid bewohnte. Plötzlich erwachte er aus ſeiner Träumerei durch ein Pochen an der Hausthür — er ſchrak zuſammen und horchte. Wenige Minuten darauf klopfte es leiſe, furchtſam an ſeiner Thür. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühle banger Ahnung öffnete er dieſelbe, durch welche ſchon ſo viele ſchlimme Botſchaften hereingetreten waren, daß er immer zu zittern begann, wenn an dieſe Thür gepocht wurde. Heftig athmend trat Emilie mit bedecktem Haupte und ſcheu in die Stube ihres Geliebten. Ar-

thur kannte ſie nicht; ihr bleiches Geſicht war unter dem Männerhute ſo beſchattet, daß ſich ihre Züge nicht ausnehmen ließen. Aber im nächſten Augenblicke ließ ſie, am ganzen Leibe zitternd, Hut, Mantel und eine kleine Schatulle, welche ſie trug, zu Boden fallen. Mit einem Schrei der höchſten Ueberraſchung wich Arthur einen Moment zurück — dann floh er, von einem wilden Aufruhr der widerſprechendſten Gefühle hingeriſſen, in ihre Umarmung. Nie ſchlugen ihre Herzen gewaltiger an einander.

„Iſt es ein Traum? —" rief Arthur, „Sie wagten es — in dieſer Nacht — bei dieſem Wetter! Mein Gott, wie ſehen Sie aus! Sie ſind ganz durchnäßt, Sie konnten den Tod davon haben."

„Ach, Arthur!" entgegnete Emilie, „ich fühlte weder Kälte noch Furcht, denn was konnte mir Schlimmeres begegnen, als das, was mich in Champagny erwartete? Arthur, ich fliehe zu Dir vor meiner Schande, vor der Verfolgung meines Peinigers; ich werde mich nicht vor Gericht ſtellen; laß uns fliehen, ſchütze, rette mich — ich bin Dein eigen für dieſen Preis."

Wild auf leuchtete die Freude in Arthurs blitzenden Augen.

„Alſo, Du liebſt mich noch!" rief er aus, „alſo hatte Destouches Unrecht, mir zu ſagen, daß Du mich nicht liebſt; alſo wollteſt Du mit mir vereinigt einer gegen uns empörten Welt trotzen?"

„Ich will es — bei Gott, ich will es! Ich kann dieſe Schande nicht ertragen; ich würde ſie nicht überleben; laß uns fliehen in ferne Länder, wohin Du willſt; überall werde ich ein Eden finden, wenn ich bei Dir bin."

Und neuerdings umarmten ſich die Liebenden unter Thränen, die Arthur aufküßte von den bleichen Wangen des exaltirten Weibes, welches ihn leidenſchaftlich an ſich preßte und wie ein Kind an ſeinem Halſe hing.

„O mein Arthur!“ ſagte ſie, an ſeiner Bruſt liegend, indem ſie ſeine naſſen Augen küßte, „wie viel haſt Du um mich gelitten? Kannſt Du mir je verzeihen, daß ich Dich ſo gekränkt habe? O, Du kennſt die Zauberkünſte dieſes Heuchlers nicht, wie er mich umgarnte —“

„O, ich kenne ihn, aber wirſt Du auch nun Dir treu bleiben? willſt Du ihm ganz entſagen? wirſt Du nie mehr in Kleinmuth und Schwäche zurückfallen?“

„Nie!“ ſagte Emilie feſt, „niemals! Ich haſſe, ich verabſcheue, ich verfluche ihn. Er hat mich gebrandmarkt vor ganz Frankreich, ich will ihn nicht mehr ſehen, aber laß uns fliehen, weit von hier, wo uns Niemand kennt, wo es keine Zeitungen giebt und keine Zeugen meiner Schande.“

„Aber wie biſt Du unbemerkt in meine Wohnung gekommen?“ fragte Arthur.

„Ich kam mit dem feſten Vorſatz, mich durch nichts aufhalten zu laſſen. Welche Schande konnte mich treffen, die derjenigen gleich käme, der mich mein Gatte preis gab? Glücklicherweiſe hielt mich die alte Schließerin des Hauſes, welche mir ohne Licht öffnete, für Destouches. So gelang es mir, unerkannt hierher zu kommen.“

Inzwiſchen machte die Näſſe auf Emiliens Nerven einen peinlichen Eindruck. Zitternd vor Froſt lag ſie in Arthurs Armen. — Beide wußten noch in dem Augenblicke nichts von dem, was ihre ſeltſame Lage zu thun erfordern würde. Unter

Liebkoſungen und ſchwärmeriſchen Betheuerungen vergaßen ſie alle Verlegenheiten ihrer Situation.

„Mein Gott, wie Du zitterſt und frierſt!“ ſagte Arthur, „Du kannſt nicht in den naſſen Kleidern bleiben, Du wirſt krank werden und wir werden außer Stande ſein, zu fliehen. Soll ich nicht die alte Haushälterin herbeirufen und ihren Beiſtand nachſuchen?“

„Mein Gott, nein!“ ſagte Emilie, „ich würde vor Scham vergehen; wohin ſoll ſich meine Ehre flüchten, als an Deine Bruſt?“

Arthur war entzückt über dieſe grenzenloſe Hingebung.

„Du wirſt alſo die Nacht bei mir zubringen müſſen!“ ſagte er.

Emilie verbarg ihr Antlitz an ſeinem Buſen.

Der Augenblick drängte, alle Rückſichten mußten vor der Nothwendigkeit verſchwinden. Es blieb ihm nichts übrig, als ſeine Geliebte mit eigenen Händen von ihren naſſen Gewändern zu befreien, ihre Füße zu entkleiden und mit ſeinem Hauche zu erwärmen. Willenlos, verſchämt glühend duldete Emilie ſeine Dienſte, — auf ſeinen Armen trug er ſie in ſein Lager. Der Fieberſchauer, der erſt Emiliens zarte Glieder geſchüttelt, ſchien nun ihn zu ergreifen. Die Gluth der Sinne berauſchte die Liebenden in dem bezaubernden Unglück ihrer Lage ſo, daß ſie des kommenden Morgens, der ganzen Zukunft vergaßen, um nur die Glückſeligkeit des Moments zu genießen. Der heiße Samum der Leidenſchaft erwärmte die erſtarrten Glieder Emiliens und das olympiſche Entzücken der Vereinigung weihete die Stunde der Vergeſſenheit alles irdiſchen Leides. — — —

Endlich erwachten ſie. Bereits fing es an zu dämmern. Ar-

thur ſaß nachdenklich, gepeinigt von tauſend plötzlich erwachten Sorgen am Fuße des Lagers. Emilie ſchlummerte ſorglos wie ein Kind, und auf ihren roſigen Wangen ſah man keine Spur ihrer Seelenleiden mehr. Arthur betrachtete ſie mit kummervollen Blicken. Was ſollte er nun beginnen? Fliehen!? Mit welchen Hülfsmitteln, Ausſichten? Wohin? Wie unbemerkt aus dem Hauſe kommen? Wie Legitimationspapiere für Emilien ſich erwerben, wie ſie ſchützen gegen vorausſichtliche Nachſtellungen? Geheim ließ ſich die Flucht nicht ausführen, — öffentlich, — mit welcher Schmach für beide Theile, mit welcher Gefahr für die Rechte Emiliens war ſie verbunden? Arthur war zu ſanft von Natur, um große Energie zu beſitzen. Er war Advokat und ermaß die rechtlichen Folgen des unbeſonnenen Schrittes ſeiner Geliebten. Sein Ehrgefühl ſträubte ſich gegen den ſchmählichen Gedanken, von dem Gelde einer Frau, die er zum Ehebruch verführt, zu leben, und doch gab es für ihn, der ohne Vermögen war, kein Mittel, Emilien und ſich durch die Welt zu führen. Sein Erwerb war auf das kleine Städtchen Floris und ſeine Umgebung angewieſen. Außerhalb dieſes kleinen Bezirks war er ein Bettler, ein Abentheurer! Alle dieſe Betrachtungen zerſtörten mit einem Male den romantiſchen Zauber der Situation. Er ſah ſich in einer Lage, welche eben ſo ſchimpflich für ihn als ſeine Geliebte war, und ſeinem Gegner neue Vortheile in die Hände gab. Mußte man nicht in wenigen Stunden Emiliens Flucht entdecken? War nicht zu erwarten, daß man Nachforſchungen bei ihm anſtellen würde? Mußte nicht die Schließerin durch die Ankunft des Doctors Destouches, der jeden Morgen kam, enttäuſcht werden? Wie war es möglich, Emilien zu verbergen und eine Flucht vernünftig vorzubereiten? Der Augenblick drängte, es mußte ſchnell gehandelt werden, und doch wußte er

keinen Rath. Laut ſeufzend, unruhig ſich bewegend, die Hände ringend, weckte er bald dadurch ſeine ſchlafende Geliebte.

Emilie erwachte und ſah ſtaunend ihren Geliebten mit der unglücklichſten Miene, händeringend, von heftigem Kummer ergriffen. Sie begriff nichts von ſeinem Schmerz.

„Was fehlt Dir, Arthur?“ fragte ſie erſchrocken, „was iſt Dir begegnet? Biſt Du denn nicht glücklich?“

„O, mein Gott!“ war Alles, was Arthur darauf zu antworten wußte. Langſam wurde endlich Emilien die Urſache ſeines Kummers klar. Mit einem faſt grollenden Gefühle bemerkte ſie, daß der Rauſch des Glücks für Arthur vorbei gegangen ſei.

„Ach ich habe Dich durch meine Unbeſonnenheit in große Sorgen geſtürzt!“ ſagte ſie.

Arthur antwortete noch immer nicht befriedigend, aber er umarmte Emilien unter einem Strome von Thränen. Emilie fühlte etwas wie bitteren Unmuth in ſich gegen Arthur erwachen. Wie erſchien er ihr jetzt feig, — ſchwach, weibiſch! War nicht er es, der ſie zur Flucht aufgefordert in jener Stunde? Und jetzt rang er voll Verzweiflung die Hände.

„Es iſt nicht zu verkennen,“ ſagte Arthur endlich, „unſere Lage iſt ſehr peinlich, ohne fremde Hülfe, fremden Rath iſt es unmöglich zu fliehen.“

Emilie erſchrak. Fremde Hülfe, fremder Rath, — ach, ſie hatte geglaubt, eben an der Bruſt ihres Geliebten Zuflucht gegen dieſe fremde Hülfe zu finden, welche ſie mehr fürchtete, als den Prozeß und ſeine vorausſichtlichen Folgen! Welches Intereſſe hatte ſie zu fliehen, wenn ſie nicht dieſe fremde Theilnahme fliehen konnte; wenn ſie mit ihrer Schmach dennoch vor fremde Augen treten mußte?

„Und von wem erwarteſt Du Rath und Hülfe?“ fragte ſie.

„Ich weiß Niemanden, der ſie uns leiſten könnte und wollte als Destouches.“

So peinlich es Emilien war, einen Dritten in ihr Geheimniß zu ziehen, ſo gewährte es ihr doch Beruhigung, auf den Beiſtand eines Mannes zu hoffen, der durch ſeine Einmiſchung in ihre Angelegenheiten wenigſtens Energie bewieſen hatte. Indeſſen war der Ausdruck ihrer Geberden, womit ſie die Worte Arthurs beifällig aufnahm, ein ſolcher, daß Arthur in ihnen einen Vorwurf leſen konnte.

„Ach, Emilie!“ ſagte er, indem er ihre Kniee umfing, „wenn es ſich darum handelte, für Dich zu ſterben, würde ich keines fremden Raths bedürfen.“

„Aber wird Destouches auch unſer Vorhaben billigen?“ fragte Emilie beſorgt, „wird er uns nicht leichtſinnig und unbeſonnen ſchelten? Wird ſein altes Herz begreifen, was zu unſerer Glückſeligkeit gehört? O ich haſſe nun dieſe kalte, rathende, hofmeiſternde Vernunft, — weil ſie die einzige Tugend meines Gatten iſt. Ich habe ſo viele Vernunft aus ſeinem Munde gehört, daß ich nicht zweifle, wollte ich anders der Vernunft und nicht meinem Herzen folgen, er auch jetzt noch mir am Beſten ſagen würde, was für mich am weiſeſten zu thun ſei.“

Arthur vernahm dieſe Rede ſeiner Geliebten nicht ohne Bekümmerniß. Er wußte nicht, daß das weibliche Herz, hat es einmal die Ketten der Vernunft zerriſſen, nicht mehr in ihre Sklaverei zurückkehren will, und daß, wenn ſie jemals wieder dazu gezwungen wird, ſie ihre Leidenſchaften eben ſo vollkommen verläßt, wie die Klugheit vordem. Indeſſen antwortete er:

„Sei ruhig, er iſt ein Mann von edlem Herzen, er wird den unſrigen keinen Zwang auferlegen.“

„Nun, da habe ich auch Ihren Rath," sagte Adolf Wilhelm, „und ich werde ihn befolgen, wenn ich es für gut halte. Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Theilnahme, Herr Doctor, aber ich bedarf Ihrer nicht mehr, und empfehle mich Ihnen bestens."

Der Doctor ging, und Adolf Wilhelm blieb allein zurück. Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß der Doctor ihn für einen Verrückten halte. Als er sich nun wieder allein befand, fing er an, sich ernstlich zu fragen, ob er nicht wirklich verrückt sei. Er hatte sich nie so unglücklich gefühlt, wie in diesem Augenblicke. Er hatte sich nie so verlassen gefühlt. Er hatte sich nie so sehr nach einem treuen Freunde gesehnt, wie jetzt, wo er sich selbst nicht mehr traute. Er hatte sich nie so sehr nach einem treuen Freunde gesehnt, wie jetzt, wo er sich selbst nicht mehr traute. Er hatte sich nie so sehr nach einem treuen Freunde gesehnt, wie jetzt, wo er sich selbst nicht mehr traute.

Mäßigung, ſtrenges Maß und Zielhalten in allen Gefühlen kennen lernen, wenn es oft ſchon zu ſpät iſt."

„Aber was iſt zu thun? — es iſt nun einmal geſchehen," ſagte Arthur, „o, mein Freund, verlaſſen Sie uns nicht in unſerer Noth, verſagen Sie uns Ihren Beiſtand nicht!"

„Wer denkt daran?" entgegnete Destouches unwirſch, „habe ich ſchon Jemanden in der Noth mit Sittenpredigten abgeſpeiſt? Aber was wahr iſt, muß geſagt werden. Ihr jungen Leute habt einen Streich gemacht, der nicht einfältiger gedacht werden kann. Führen Sie mich nur ſchnell zu Ihrer Theuren, — ich werde ihr tüchtig die Leviten leſen."

„Aber bedenken Sie," ſagte Arthur, „die weibliche Schamhaftigkeit, — die Lage, in der ſie ſich befindet, ſie iſt nicht geeignet, Beſuche zu empfangen."

„Flauſen!" ſagte Destouches, in ſeinem Aerger verharrend, „ohne Kleider wird ſie nicht gekommen ſein, und wenn auch, — hat ſie ſich nicht geſchämt, bei Nacht und Nebel wie eine Dirne ihrem Geliebten nachzulaufen und die Nacht bei ihm zuzubringen, ſo mag ſie ſich faſſen in ihrer Lage, auch den Rath eines wohlmeinenden Freundes anzunehmen."

Vergeblich war Arthurs Proteſtiren. — Destouches beſtand darauf, mit Emilien ſelbſt zu ſprechen.

„Ein Mal," ſagte Destouches, „vertraue ich wenig auf Ihre Vernunft, mein Freund, daß ſie meine Rathſchläge goutiren wird; zweitens gebe ich nichts auf die Beredtſamkeit eines Geliebten, der ſeiner Theuren Vernunft beibringen will; drittens iſt es meine Pflicht als Gerichtsarzt des Bezirks, hinſichtlich der angeblichen Giftmiſcherei des Marquis bei ſeiner Gattin mich Raths zu erholen. Ich wette darauf, daß Sie daran die ganze Nacht nicht Zeit gehabt, ſich zu erinnern."

„In der That," sagte Arthur beschämt, „da ich Emilien im Wohlsein fand, glaubte ich unbedingt an die Wahrheit der Angaben des Marquis Nicolas, hinsichtlich seines krankhaften Gemüthszustandes."

„Allerdings," sagte Destouches, „allerdings ist Grund vorhanden, an die Krankheit des Marquis Nicolas zu glauben, — ich habe ihn gesehen und untersucht; er ist eines jener zahllosen Arzneivergiftungsopfer unseres Zeitalters; seine Krankheitsgeschichte, sein habitus, Alles beweist das Vorhandensein einer Merkurialseuche, welche sehr oft jenes delirium mercuriale erzeugt, das schwarze Melancholie, Visionen und oft Narrheit hervorbringt und sich von dem delirium arsenicale nur darin unterscheidet, daß es von minder heftigen Paroxysmen begleitet ist. Dessenungeachtet aber will ich die Marquise sehen, — ich verstehe mich auf Vergiftungssymptome; ich werde sogleich sehen, ob sie einen Atom Gift in ihrem Körper hat, außer jenem, welches ihr die Liebe beigebracht."

Die Schließerin des Hauses erstaunte nicht wenig, als sie Destouches zum zweiten Male in das Haus treten sah. Man nahm sich nicht die Mühe, sie von den seltsamen Zweifeln und neugierigen Verdachtsideen zu befreien, welche in ihr erweckt worden, und begab sich zu der Marquise, die sich in Arthurs Wohnung eingeschlossen hatte. Als plötzlich Destouches vor ihr stand, gerieth sie in die peinlichste Verwirrung.

„Verzeihen Sie, junge Frau!" sagte Destouches theilnehmend, ihre zitternde Hand ergreifend, „mein zudringlicher Besuch hat nicht den Zweck, Sie zu beschämen. Mir ist weder Ihre Situation, noch Ihr Gemüthszustand etwas Außerordentliches. Ich begreife die Verzweiflung Ihres Herzens, welche Sie zu diesem Schritt getrieben hat. Ich komme als Arzt und Freund zu

Man sieht, wie sehr diese Kurvenform von der reiner Sinusform abweicht.

Die Kurve für $\frac{1}{\sqrt{2}}$ ist nach dem Obigen ein Kreis mit dem Radius 1.

Wie verhält sich nun die Kurve $\frac{1}{\sqrt{3}}$ zu dem Kreise?

Wir wissen, daß die Kurve $\frac{1}{\sqrt{3}}$ durch die Punkte $\frac{1}{\sqrt{3}}$ und $\frac{1}{\sqrt{3}}$ geht, und daß sie sich in diesen Punkten rechtwinklig mit dem Kreise schneidet.

Ferner wissen wir, daß die Kurve $\frac{1}{\sqrt{3}}$ durch den Punkt $\frac{1}{\sqrt{3}}$ geht, und daß sie sich in diesem Punkte rechtwinklig mit der Kurve $\frac{1}{\sqrt{2}}$ schneidet.

Es ist also klar, daß die Kurve $\frac{1}{\sqrt{3}}$ innerhalb des Kreises $\frac{1}{\sqrt{2}}$ verläuft, und daß sie sich in den Punkten $\frac{1}{\sqrt{3}}$ und $\frac{1}{\sqrt{3}}$

vom böſen Leumund und von Gerichten, welche Sie in contumaciam verurtheilen müſſen. Ihr Vermögen wäre geopfert, Ihre Reputation dazu."

„Sie iſt es ſchon!" ſagte Emilie.

„Verzeihen Sie, wenn ich anders urtheile," entgegnete der Doctor, „Sie ſind allerdings einem Skandale preisgegeben; die medisance wird Sie vor den Gerichten verurtheilen, aber vor der Hand ſind Sie nur angeklagt, nicht überwieſen. Die öffentliche Meinung wird ſich in zwei Parteien ſpalten, wovon die eine für, die andere gegen Sie ſtimmen wird. Fliehen Sie aber, ſo ſind Sie eine Verurtheilte, eine Proſtituirte!"

Emilie bebte zuſammen, — dieſes Wort war ihr ſchrecklich.

„Sie haben Recht," ſagte Arthur, „aber was iſt zu thun?"

„Den Prozeß abwarten und ſich mit allen Rechtsmitteln vertheidigen. Ihr Gegner hat zwei Zeugen, aber welche Zeugen? Der eine iſt der Bruder des Marquis, ein geiſtesſchwacher Menſch, wie wir mit ſeiner eigenen Handſchrift beweiſen können und daher in beider Hinſicht unfähig, ein gültiges Zeugniß zu geben; der andere, ein Prieſter, der als ſolcher gar nicht vorgeladen werden darf zur Zeugenausſage. Ihr Gegner kann nichts beweiſen, er wird ſeinen Prozeß verlieren. Dieß ſollen Sie ruhig abwarten. Dann iſt es Zeit, auf Scheidung zu klagen, und welchen gültigeren Grund kann es dazu geben, als die öffentliche Beſchimpfung, welche Sie von Ihrem Gatten erfahren haben? Sie werden in längſtens ſechs Monaten frei ſein. Der Marquis wird Rechenſchaft ablegen müſſen über die Verwaltung Ihres Vermögens; Sie werden über Ihre Hand verfügen; eine bürgerliche Ehe mit Arthur eingehen — das Urtheil der Welt wird Ihre Handlungsweiſe nicht unbedingt verdammen und wenn es dennoch geſchieht, werden Sie es verachten können. Das iſt der Weg, die

Erfüllung Ihrer Wünſche zu erreichen, ohne Ihr Vermögen, Ihre Ehre völlig aufzuopfern."

Solche Sprache konnte durch nichts widerlegt werden. Die beiden Liebenden ſahen ſchweigend ein, daß Destouches Recht habe; Arthur gab ſogar ſeine Uebereinſtimmung durch ein ſchwaches Kopfnicken zu erkennen, allein Emilie fühlte ſich deſſenungeachtet durch dieſen Ausſpruch gekränkt, verletzt, herabgewürdigt.

„Ich habe nur Ihr Glück im Auge!" fuhr Destouches fort, „ich wünſche, was Sie wünſchen. Seit ich ſelbſt unglücklich verheirathet bin und erfahren habe, welchen Jammer die Ungleichheit des Alters, — ein zwanzigjähriger Vorſprung, über das Leben zweier Menſchen bringen kann, habe ich zu ſpät erkannt, daß das reifere Alter nur eine Art des Glückes erſtreben ſoll, nämlich die Jugend glücklich zu machen. Es würde mich wahrhaft erfreuen, Sie beide vereinigt zu ſehen. Sie ſind von gleicher Gemüthsart, entſprechendem Alter, Sie theilen ſich in alle Ihre Fehler und Vorzüge, — Sie müßten ein glückliches Paar werden, — aber um ſo mehr wünſche ich, daß Sie nicht Handlungen begehen, welche Sie früher oder ſpäter auf ewig von einander entfernen müßten. Es iſt für Sie unter den obwaltenden Umſtänden nichts zu thun, Madame, als unverzüglich nach Champapny zurück zu kehren und Ihre Abweſenheit, ſo gut es geht, zu rechtfertigen vor Ihrer Hausgenoſſenſchaft."

„Nimmermehr!" ſagte Emilie leidenſchaftlich und flüchtete ſich an Arthurs Bruſt, „wenn ich nicht hier Schutz finde — wo ſoll ich ihn ſuchen?"

„Bei Ihrem guten Gewiſſen, Madame," ſagte Destouches, „bei Ihrem Bewußtſein, welches ſich nichts vorzuwerfen hat, welches ſich erheben kann über die Sitten dieſes Landes, die der Natur oft ſchimpfliche Ketten auferlegen. Laſſen Sie dieſe

hirnloſe Menge ſchmähen und verleumden; laſſen Sie dieſe aufgeklärte Preſſe, dieſe vernagelten Journaliſten ihren jämmerlichen Witz an Ihrer Ehre abſtumpfen; glauben Sie mir, man wird Sie in dieſem Lande, ſo lange Sie nur in Ihrer geſellſchaftlichen Stellung bleiben und ſich nicht ſelbſt proſtituiren, darum nicht mehr und nicht minder achten, als zuvor."

Arthur verhielt ſich bei dieſen Vorſtellungen leidend — er entgegnete nichts, aber ſein Stillſchweigen ſprach deutlich genug für Emilien ſeine übereinſtimmende Meinung aus. Dieſe fühlte darüber einen unſäglichen Schmerz; ſie wäre glücklich geweſen, ihren Geliebten jetzt weniger vernünftig zu finden. Sie rang ſich aus ſeinen Armen los und warf ſich, ihr Geſicht verhüllend, in einen Stuhl, mehr, um ihren Unmuth zu verbergen, als um ihn zu unterdrücken. Destouches fuhr fort:

„Ich wiederhole Ihnen — es bleibt Ihnen kein Ausweg. Entweder Sie opfern und proſtituiren ſich zugleich, oder Sie kehren zur geſellſchaftlichen Regel zurück. Die Welt verzeiht niemals die Verletzung der Dehors. Hinter ihnen begeht ſie ungetadelt alle ſieben Todſünden. Fügen Sie ſich. Ich werde nach Champagny gehen, um mit Mademoiſelle Düval das Nöthige zu verabreden. Wir bedürfen ihres Beiſtandes durchaus — ich habe bemerkt, daß ſie Anhänglichkeit an Ihre Perſon hat und ihr früheres Betragen bereut. Man muß in Champagny entweder Ihre Abweſenheit nicht bemerken, oder einen Vorwand dafür finden. Sie werden längſtens bis zum Abend zurückkehren können, ohne daß es Aufſehen erregt. Die Schließerin hier im Hauſe iſt glücklicher Weiſe halb blind und beſchränkt von Verſtand. Ueberlaſſen Sie Alles mir, aber geben Sie mir Ihre Einwilligung. Nehmen Sie mein Verſprechen entgegen, daß ich nicht raſten werde, bis ich Ihren Gegner entwaffnet, Sie befreit und

ein glückliches Paar gemacht habe, welches mein Alter ſegnen wird."

Emilie kämpfte mit den peinlichſten Gefühlen — ſie harrte vergeblich der Einſprüche Arthurs. Destouches fuhr fort, in ſie zu dringen, ſie mit falſch berechneten Troſtgründen zu beſtürmen, und begehrte ihre Hand zum Zeichen ihrer Einwilligung. Arthur vereinigte endlich ſeine Bitten mit den Vorſtellungen ſeines Freundes, indem er ſeine Augen niederſchlug. Emilie ließ ihre Hand endlich in jene des Doctors gleiten — aber mit abgewendeten Blicken und ohne ein Wort zu ſprechen. Erſt als Destouches aufbrach, um nach Champagny zu eilen, fuhr ſie jäh empor, wie um ihn zurückzuhalten. Dann ſank ſie in ihren Stuhl zurück und verbarg in ihrem Taſchentuche ihre reichlich fließenden Thränen.

Arthur verſuchte ſie zu beruhigen — ſie wendete ſich von ihm ab. Eine peinliche Stunde verging, ohne daß Arthur über dieſe geheimnißvolle Stimmung ſeiner Geliebten etwas vermochte. Zu wenig erfahren, um ſie vollkommen zu verſtehen, verſank er endlich in ſchweigendes Hinbrüten — es ſchien, als ſollten ſich zwei Herzen wieder trennen, welche das Schickſal ſelbſt auf ewig vereinigt zu haben ſchien. Destouches kam bald zurück — er vermochte den Mißton in den beiden Gemüthern nicht wieder umzuſtimmen. Einſilbig, traurig nahm Emilie ſeine Verſicherungen hin, daß er Alles eingeleitet habe, um ihre Abweſenheit zu motiviren. Der Tag verging unter fruchtloſen Berathungen — bei hereingebrochener Nacht brachte Destouches Emilien mit gebrochenem Herzen in's Schloß zurück.

Achtzehntes Kapitel.

„Und nun!“ sagte Destouches, als er von diesem Gang zurückkam, zu Arthur, „nun lassen Sie uns wie kluge Feldherren einen Feldzugsplan gegen diesen Heuchler entwerfen! Er hat uns mehr Blößen gegeben, als wir brauchen, um ihn zu überwinden. Wir müssen die Aussagen seines Bruders, ob sie gleich nur eine Ausgeburt seiner kranken Phantasie sein können, dennoch als ein geschicktes Stratagem benützen. Wenn wir ihn in den Verdacht bringen, daß er seiner Gattin nach dem Leben getrachtet; wenn wir recht auffallend die Tendenz aller seiner Bestrebungen, nämlich sich des Vermögens seiner Gattin zu bemächtigen, hervorheben, so wird die moralische Wirkung der Anklage paralysirt, und das ist die Hauptsache. Zudem habe ich noch eine Waffe gegen diesen Heuchler, welche ganz für den Kampf mit ihm paßt — einen Bundesgenossen, einen verläßlichen Freund, auf dessen Beistand unser Gegner nicht gefaßt ist.“

„Wer ist das?“ fragte Arthur, „wie wird es ihm gelingen, den Gerichtshof zu influenziren?“

„Es ist der Instruktionsrichter selbst,“ sagte Destouches, sich froh die Hände reibend, „mein Bruder maçon seit dreißig Jahren.“

„Wie, Sie wären selbst Maçon?“ sagte Arthur staunend.

„So ist es,“ entgegnete Destouches, „seit fünfzehn Jahren lasse ich es freilich Niemandem wissen; ich besuche keine Loge mehr, ich habe mich von dem Hokuspokus dieser Liebedienerei losgesagt.“

„Dennoch hat dieser Orden ursprünglich edle, heilige Zwecke.“

„Es iſt wahr," ſagte Destouches, „auch war ich in meiner Jugend ein eifriger Maurer. Es gab damals noch mehr redliche Geſinnung, wahren Lebensernſt in den Angehörigen dieſes ſchönen Bundes. Aber, mein Freund, die Zeiten haben ſich geändert. Ich war begeiſtert für die Zwecke des Vereins; aber ſeitdem man in den Orden tritt, um Champagner zu verkaufen; um als Weinreiſender, commis voyageur, Kunden überall zu finden, wo es Maurer giebt; um als Schauſpieler allenthalben von den Brüdern des Ordens gelobhudelt zu werden; um als Schriftſteller ſich gegen das Urtheil, den Giftneid der Kollegen zu aſſecuriren; um ungerechte Prozeſſe zu gewinnen; um ſeinen Nächſten durch Cliquengeiſt und Cameraderie zu verfolgen; um als Gaſtwirth Gäſte, als Sollicitant hohe Beſchützer; als Wucherer Kredit; als Kaufmann ergiebige Verbindungen zu finden; ſeitdem der Orden nur eine Aſſekuranzanſtalt gegen alle die ſocialen Uebel und Calamitäten unſerer Zeit zu ſein ſcheint und es an vielen Orten auch iſt: ſeitdem habe ich alle Genoſſenſchaft mit den Brüdern aufgehoben, ja, ich meide ihren Umgang, weil ich ſicher bin, unter mehr als zwei Dritttheilen nichts zu finden, als ausgelernte Füchſe, welche alle unterirdiſche Gänge dieſes unterminirten Lebens erforſcht haben."

„Ich finde dieß unrecht," ſagte Arthur, „wenn alle Beſſeren ſich allmählig von dem Orden zurückziehen, muß er da nicht tiefer ſinken? Ich denke, die Redlichen ſollten deſto feſter am Bunde halten, je mehr er von der Speculation der Eigenſüchtigen gefährdet wird."

„Sie haben vollkommen Recht; es war von mir leidenſchaftlich, unbedacht, ungerecht. Auch will ich nun gut zu machen ſuchen — ich will ein Mal von meiner Bundesfreundſchaft für eine gute Sache profitiren und verſuchen, ob ich für verfolgte gute

Menſchen nicht eben ſo leicht Beſchützer und Freunde finden werde, als die anderen Brüder oft für ihre guten Freunde und Bekannten, Kinder, Neffen und Weiber. Ich will nun ſelbſt von dieſer Anſtalt profitiren und zwar zu Eurem Beſten, meine Kinder."

Arthur drückte Destouches dankbar die Hand.

„Schutz den Verfolgten, Hülfe den Unglücklichen, Troſt den Kranken, ſo heißen die Pflichten der Maurer!" fuhr Destouches fort; „wohlan, ich will den Bund anrufen, um Euch armen Verfolgten zu helfen gegen die Bosheit; ich will alle Brüder an ihre beſchworenen Schuldigkeiten erinnern, und wer uns nicht beiſteht aus ächter Maurergeſinnung, wird es thun aus Klugheit. Wir werden unſeren Prozeß gewinnen."

„Sie vergeſſen, mein theurer Freund," ſagte Arthur, „daß ja der Marquis ſelbſt Maurer iſt, und daher dieſelben Anſprüche auf den Beiſtand ſeiner Brüder hat."

„Ja," ſagte Destouches, „das iſt es eben, was wieder Maçonfeuer in meine vertrockneten Herzadern bringt; ich will es verſuchen, den alten Geiſt des Ordens zu wecken; ich will in das Maurergewiſſen hineinſchreien, wie die Poſaune des letzten Gerichts, und ſehen, ob die Brüder thun, was ſie ſollen: den von verkehrten Menſchenſatzungen, Vorurtheil und Bosheit Ausgeſtoßenen, Verfolgten ſchützend, liebend in ihre Mitte zu nehmen und ihn zu bewahren vor den Pfeilen der Rache und den Dolchen der blinden, menſchlichen Gerechtigkeit!"

„Ach, Sie ſprechen, als ob unſere Sache ſchon vor den Gerichten verloren wäre!" ſagte Arthur.

„Sie wäre es, ſie würde es ſein, wenn nicht dieſer Doufranc, der Inſtruktionsrichter, mein Jugendfreund, ein Maurer wäre; wenn nicht wenigſtens zehn Maçons im Gerichtshofe ſäßen und

ich nicht ſeit zwanzig Jahren Altmeiſter wäre und auf Verdienſte um den Orden zu zählen hätte, wie wenige Brüder; wenn nicht ſeit fünfzehn Jahren, wo ich die Loge nicht mehr beſuche, dennoch die Brüder täglich auf Handlungen von mir ſtießen, welche ihnen beweiſen, daß ich ein ächter Maurer bin. Ich will nun unter den Brüdern einen Aufruhr gegen dieſen Marquis erregen, der, ich ſtehe Ihnen dafür, nicht ohne Einfluß auf den Prozeß ſein wird. Nicht nur iſt eine große Anzahl von Geſchworenen und Richtern dem Maurerorden einverleibt, ſondern wir haben den Vortheil überdieß, von der Loge aus die öffentliche Meinung zu beherrſchen, und Sie wiſſen, daß die Richter faſt immer nur im Sinne derſelben aburtheilen. Das Geſetz iſt ſo ziemlich illuſoriſch bei uns, wie in anderen Staaten, und man kann alle Juſtizhöfe durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung influenziren. Laſſen Sie uns vor allen Dingen eine Vertheidigung gegen die Anklage ausarbeiten, ich werde ſie zuerſt dem Inſtruktionsrichter mittheilen und ſeine Meinung darüber einholen, dann der Loge publiciren, endlich der Preſſe übergeben. Wir wollen ſehen, ob wir durch unſeren vereinten Witz der Schlauheit und Hinterliſt dieſes Krokodils begegnen können!“

Unter lebhaften Debatten über jedes einzelne Argument, jede Phraſe und redneriſche Figur wurde die Defenſionsſchrift von den beiden Freunden ausgearbeitet, welche der Advokat Miolle dem Gerichtshofe übergeben ſollte. Den Bau der rechtlichen Beweisführung führte Arthur mit rechtskundiger Geſchicklichkeit aus, die redneriſchen Künſte übernahm Destouches. Die Sprache, in welcher er ſeine Clienten vertheidigte, war bald ſarkaſtiſch, bald rührend klagend auf die Empfindſamkeit des Auditoriums berechnet. Pikante Ausfälle auf die ſocialen Uebelſtände des Zeitalters, auf die Geſetzgebung und den Witz der Gerechtigkeit

machten die Defenſion intereſſant für die Zeitungen. Die Beweisführung war logiſch unwiderlegbar, die Diktion feurig, attiſch. Destouches war ganz entzückt von der gelungenen Arbeit.

Voll Freude und auf dem ganzen Wege vor ſich her deklamirend eilte er zu Emilien und theilte ihr die Details der Defenſionsſchrift mit.

„Sie haben nichts zu beſorgen, meine Freundin," ſagte er, ganz hingeriſſen von oratoriſcher Begeiſterung, „wir werden Sie glänzend heraushauen. Miolle hat eine Marsſtimme, er iſt ein ſchöner Mann, er kann eben ſo rührend klagen, als catoniſch wettern; ſeine Beredtſamkeit wird Alles niederſchlagen, was gegen Sie aufgebracht wird. Er wird dem Gerichtshofe mit elegiſchen Klagen die Leiden, die Seelenſtimmungen, den inneren Kampf einer jungen Frau ſchildern, welche durch die geſchickten Täuſchungen und Verführungskünſte eines abgelebten Weltmannes zu einem naturwidrigen Bunde verleitet worden iſt; er wird pſychologiſch ausführen, wie leicht es einem gewandten Geiſte, geſchickter Heuchelei und gelernter Politeſſe werden mußte, das unerfahrene Herz eines Kindes zu bethören, welches noch nicht hinlängliche Verſtandesreife beſaß; er wird es mit glühenden Farben ſchildern, wie dann in dieſem armen Opfer plötzlich Gefühle erwachten, welche ſie grauſam enttäuſchten, wie alle Stimmen der Natur in ihr gegen dieſe unnatürliche Ehe ſchrieen und alle ihre Pulſe für den wohlverwandten Geliebten ſchlugen! Er wird beweiſen, daß der Marquis nur aus niedrigen Abſichten dieſes Kind ehelichte, ihm dann Fallen legte und alles Dieß um ſein Vermögen an ſich zu reißen. Aber alles Dieß wird nur geſagt werden, um günſtige Stimmungen hervorzubringen; um dem Gerichtshofe darzuthun, wie menſchlich, natürlich und entſchuldbar es wäre, wenn eine junge Frau unter ſolchen Umſtän-

den ihren Gefühlen unterläge, allein der Defensor wird keineswegs den stattgefundenen Ehebruch zugeben; er wird sagen, beweist mir ihn, ich habe nicht zu beweisen, daß meine Clientin unschuldig sei, wohl aber habt Ihr zu beweisen, daß sie schuldig ist. Sie hat die Ehe gebrochen, sagt Ihr, wohlan, wer hat es gesehen? Etwa dieser Bruder des Klägers, welcher immer geistesabwesend ist, welcher seinen Bruder selbst anklagt, — wir werden sehen, welcher gräßlichen Absichten, — wohlan, wir lassen diesen Zeugen gelten, aber in diesem Falle werden wir darauf dringen, daß der Marquis in Folge der Aussagen desselben Zeugen verhaftet werde. Etwa dieser Priester Amadee? Er ist unfähig, einen Zeugen abzugeben. Wohlan, es ist also entweder nur ein Zeuge da, der den Kläger zum Hauptschuldigen in dieser Sache macht, oder es ist gar kein Zeuge, gar kein Beweis der Schuld der Beklagten da. Selbst der Schauplatz dieses angeblichen Vergehens ist nicht da. Wo ist denn dieses Zelt, wo angeblich der Marquis seine Gattin im Ehebruch betreten? Der Herr Marquis hat es niederreißen lassen, — mag sein, — wir gestehen, daß er Grund hatte, sich von solchen Reminiszenzen zu befreien, wenn sie je da gewesen; allein dann hat er selbst auf alle Beweismittel, auf den Beweis und die Anklage verzichtet, und es ist ein Gesetz da, welches besagt, wenn der Gatte den Ehebruch einmal verziehen hat, er nicht mehr berechtigt sei, darüber Klage zu führen."

Während dieser ganzen schonungslosen Exposition rieb sich Destouches froh die Hände.

„Wir werden," fügte er hinzu, „den Gerichtshof eben so zu rühren, als mit dem lächerlichen Unglück des Herrn Marquis zu erheitern wissen, — ich freue mich auf Ihren Triumph, Madame. Jedenfalls werden Sie nicht nur alle Herzen, sondern

auch alle Lacher auf ihrer Seite haben. Ihre Schönheit wird das Uebrige thun."

Aber der arme Destouches sollte hier mit seinem wohlgemeinten Eifer den ersten Unfall erleben. Emilie antwortete auf seine Freudenergießungen nur mit Thränen der Scham, des tiefsten Seelenschmerzes, der Wuth. Ihr graute vor diesen Vertheidigern mehr, als vor dem Kläger. Sie antwortete nichts, weil sie in der That nicht wußte, was sie antworten sollte, aber sie brütete über Plänen, um sich von dem ganzen Prozesse zu befreien um jeden Preis. Destouches sah sich zu seinem Verdrusse genöthigt, Abschied zu nehmen, ohne ein Wort, einen Blick des Dankes zu empfangen. Für so viele Dienstleistungen, für so viele aufgeopferte Zeit, für so viel menschenfreundlichen Eifer hatte die Marquise nichts, als eine kalte Verbeugung mit abgewendetem Gesicht, worauf sich Scham und Unwille malten.

„Dumme Empfindelei!" sagte Destouches, als er aus der Thüre getreten war und indem er seinen Hut aufstülpte, „das hat immer Zartgefühl, um seine besten Freunde zu ärgern, aber nie welches, um nicht zum Plaisir tausend dumme Streiche zu machen. So sind sie alle — die schönen Plagen der Schöpfung — sie gehen mit unseren Herzen um, wie die Katze mit der Maus, aber gegen ihre Gefühle und Launen sollen wir vorgehen mit einer Delicatesse, welche es gar nicht möglich macht, ihnen, wie uns selbst zu helfen. Ich habe alte Weiber sterben sehen, weil sie sich schämten, gewisse Hülfen anzunehmen, wobei herausgekommen wäre, was doch alle Welt wußte, daß alle Grazien sie längst verlassen haben."

Indessen tröstete sich Destouches mit den anderen wichtigeren Erfolgen, welche er zu erreichen hoffte. Er begab sich in freudigem Vorgefühle seines Triumphs zum Instruktionsrichter

Doufranc. Dieſer empfing ihn mit kalter Höflichkeit, deren Steifheit ſich nur wenig durch ein wohlwollend ironiſches Lächeln milderte, als Destouches ſich als Bruder Maçon zu erkennen gab. Doufranc war ein alter, hartherziger Geſchäftsmann, der ſich ſeines Jugendfreundes ohne die allergeringſte Emotion entſann. Aus dem cordialen, ſtets fidelen Zechbruder war ein ernſthafter Aktenmann geworden, der nun ſeine Flaſche aus dem Grunde allein zu trinken gewohnt war, weil er nicht für Andere bezahlen wollte, noch von Anderen ſich bewirthen laſſen konnte. Er betrachtete indeſſen Destouches mit einem gewiſſen Intereſſe und hörte ſein Anliegen, ſo wie die Defenſionsſchrift mit großer Neugierde. Aber hätte Destouches in der Hitze ſeines Vortrags irgend etwas beobachten können, ſo würde er bemerkt haben, daß Doufranc nur jene Theilnahme für die Sache hatte, welche ein intereſſantes Skandal aller Welt einzuflößen pflegt. Er lächelte ein Mal über das andere ſehr unmuthig; es beluſtigte ihn höchlich, den alten Destouches ganz Feuer und Flamme zu ſehen für eine junge, ſchöne, proſtituirte Frau, und erinnerte ſich, indem er mit kaum merklichem ſathriſchen Lächeln die Augenbrauen in die Höhe zog, ſo daß er ausſah, wie der Gott der Schadenfreude und der Ironie, daß Destouches ſelbſt noch eine ſehr junge Frau beſaß, welche die Offiziere des in Floris liegenden Cüraſſierregiments für das liebenswürdigſte Weſen in ganz Floris hielten. Als der gute Doctor indeß ſeinen feurigen Vortrag beendet hatte, und Doufranc ſich wieder ſeinen Blicken, welche bisher auf die Defenſionsſchrift gerichtet waren, ausgeſetzt ſah, verſchwand dieſer ſathriſche Geberdenausdruck; der Richter zog ſein Geſicht wieder in ernſte Falten, gab dem Bruder Maçon mit feierlichem Anſtand eine Priſe und ſagte:

„Sie wollen wiſſen, mein Freund — oder vielmehr lieber Bruder — welchen Eindruck dieſe Defenſion auf den Gerichtshof machen wird — vielmehr meine Meinung darüber, nicht wahr?"

„So iſt es — ſie wird mir ein richtiger Maßſtab ſein."

„Darf ich aufrichtig ſprechen?" ſagte der Richter ſchnupfend.

„Welche Frage an einen Mann, wie ich? Kennſt Du mich nicht mehr, altes Haus, aus der alten Zeit? Ich bin noch immer derſelbe — das Herz auf der Zunge, den Verſtand im Herzen."

„Das ſehe ich," ſagte Doufranc faſt ſchmunzelnd, „alſo meine Meinung, lieber Herr Bruder, iſt: Miſchen Sie ſich nicht in dieſe Dinge!"

„Wie, Sie könnten glauben," ſagte Destouches mit ärgerlicher Hitze, „daß dieſe Defenſion ihren Eindruck verfehlen werde; daß die Herzen dieſer Geſchworenen und Richter ſo vertrocknet ſein würden, um davon ungerührt zu bleiben?"

„Ich glaube noch Schlimmeres," ſagte Doufranc, die Naſe ziehend, „ich glaube, die Defenſion wird das moraliſche Gefühl verletzen und der Angeklagten alle Sympathieen rauben. Dieſe raffinirte, boshafte, und wie es ſcheint, gegen den Kläger verleumderiſche Defenſion wird Niemand als ſich ziemend für eine Ehebrecherin anſehen. Zudem iſt die dargelegte Philoſophie ein wahrer Hohn auf alle guten Sitten. Noch ein Mal, Herr Bruder, laſſen Sie ſich in dieſe ſchlimme Sache nicht ein — Ihr guter Ruf wird darunter leiden."

Das war zu viel für die ſchwache Geduld des guten Doctors.

„Ja," ſagte er giftig, „wenn ich ein Advokat wäre, der für Geld arbeitet, oder eine Gerichtsperſon, welche richtet, wie man es haben will, wie man eben geſtimmt und gelaunt iſt,

Ich habe mich auch nach Kräften bemüht, mir die Sprache der Wilden recht bald zu eigen zu machen, und es ist mir auch gelungen, mich ihnen verständlich zu machen. Ich kann jetzt ihre Fragen beantworten und ihnen meine Wünsche kundgeben. Ich habe auch schon einige Worte ihrer Sprache gelernt. Doch sind sie so arm, daß sie für viele Begriffe keine Worte haben. Ich habe mir daher vorgenommen, ihre Sprache zu studieren, um ihnen dann die Lehren Christi in ihrer Sprache verkünden zu können.

Ich habe auch schon einige Kinder getauft, die mir in Todesgefahr zugeführt wurden. Ich habe auch schon einige Kranke durch die Taufe in die Gnade Gottes aufgenommen. Ich habe auch schon einige Kinder in meine Pflege genommen, die ihre Eltern verloren haben

dieſe ſchamloſen Läſterungen einer durch und durch ſittenloſen, den zügelloſeſten Ausſchweifungen ergebenen Generation!

Auf der Promenade begegneten ihm fünf Frauen in ſchweſterlicher Eintracht ſich am Arme führend. Es waren die erſten, welche Madame Doufranc bearbeitet hatte. Als Destouches ſich näherte, ſah er alle dieſe zehn meiſt ſehr häßlichen verloſchenen Augen wie die Geſchoſſe einer Batterie auf ſich gerichtet. Alle dieſe Damen befanden ſich in einem gewiſſen Alter, wo das weibliche Herz nur zu oft die Natur eines wilden Thieres annimmt, zwiſchen 30 — und 50 —; es waren verblühte Grazien, welche ſich an den Männern, die ihnen keine ſchmachtenden Blicke mehr zuſandten, dadurch rächten, daß ſie ihre Ehre zerfleiſchten. Faſt alle Gatten dieſer fünf Damen ſaßen im Gerichtshofe. Da war Madame Gaudin — die ehemalige Maitreſſe eines Seidenhändlers, nun Gattin eines Geſchworenen, eine Dame, welche ſeit ihrer Verehelichung, das iſt, ſeit dem Augenblick, wo ſie anfing, ihrem Aushälter läſtig zu werden, zur Fahne der Tugend geſchworen; da war Madame Loli, die ihr Gatte aus Grund der 20,000 Francs, welche ſie mitbekam, geheirathet hatte, um ſie hinterdrein ihrer boshaften Launen wegen ſehr zu vernachläſſigen; da war deren Schweſter, Madame Griſon, welche während einer zweijährigen Abweſenheit ihres Gatten in Oſtindien das Glück gehabt, zwei Mal in die Wochen zu kommen; da war Madame Fauteuil — ehemals Tänzerin der großen Oper, unfruchtbar in der Ehe und an unheilbaren Gebrechen leidend, eine Patientin Destouches, der ihre ganze Krankheitsgeſchichte kannte, welche mit ihren Erſparniſſen einen jungen Advokaten zur Ehe verleitet und demſelben durch ihren ehemaligen Freund, den Staatsprokurator, zu einer Anſtellung ver-

holfen hatte; da war endlich Madame Sixpence oder vielmehr Vauriol, die Tochter eines Richters, welche von einem Studenten zu Falle gebracht und von dem Vater gezwungen worden war, ihren Verführer zu heirathen — kurz, es war keine unter den fünf Frauen, an deren Lebensgeschichte sich nicht eine skandalöse Erinnerung knüpfte.

„Himmelschreiende Geschichte!" sagte Madame Sixpence, welche man so nannte, weil ihr Gemahl nicht sechs Pfennige in seinem Vermögen hatte und erst durch seine Frau etwas wurde, „diese Quarin'sche, wer hätte in einem so jungen Herzen schon solche Verdorbenheit vermuthet!"

„Sie muß ein sehr leichtsinniges Geschöpf sein!" sagte Madame Gaudin.

„Aber sie hat mehr als einen Freund, der sich ihrer annimmt."

Diese Reden wurden beim Herannahen des Doctors absichtlich so laut gesprochen, daß er sie hören konnte. Als Destouches diese Phalanx gegen sich anmarschiren sah, ergriff ihn eine Art von Furcht, wie beim Anblick eines giftigen Thieres, dessen Schwäche man zwar verachtet, das man aber lieber meidet, als bekämpft. Zu einer anderen Zeit würde er die Flucht ergriffen haben, aber heute war er in der Stimmung, dem Teufel selbst Trotz zu bieten. Er trat den Damen daher herzhaft entgegen, zog seinen Hut und machte ihnen mit einem so hämischen Gesichte seine ironische Reverenz, daß die Klatschschwestern dadurch in nicht geringe Verwirrung geriethen.

„Warum hat der Himmel keine Blitze für diese liebreichen Richterinnen und die Schwachköpfe, welche sich von ihnen regieren lassen?" sagte Destouches für sich, indem er an der Sache seiner

Schutzbefohlenen zu zweifeln begann. Es wäre ihm ein Troſt geweſen, hätte er die Damen begleiten können, bis ſich eine nach der andern verabſchiedete, er würde ſich überzeugt haben, daß die göttliche Gerechtigkeit nie ſchlafe, denn kaum hatte ſich eine der Freundinnen von den übrigen entfernt, ſo fielen die übrigen ſogleich über alle ihre Fehler her. So ſtraften ſie ſich ſelbſt unter einander und die letzte von ihnen, welche allein zurückblieb, ſchien ſich in einer Stimmung zu befinden, wo ſie wie der Skorpion geneigt war, ſich ſelbſt den Stachel der Bosheit ins Herz zu drücken.

Neunzehntes Kapitel.

Des Abends begab ſich Destouches endlich in höchſt aufgeregtem Zuſtande in die Freimaurertaverne. Man kannte ihn daſelbſt nicht mehr, es bedurfte der Explicationen, um alle Anweſenden über dieſe ſeltene Erſcheinung zu belehren. Sogleich lief ein Gemurmel des Erſtaunens durch die ehrenwerthe Verſammlung. Die hier verſammelten Brüder waren, wie an den meiſten anderen Orten, Honoratioren der Stadt, reiche Patrizier, gleichviel, wie ſie es geworden waren und meiſtens keineswegs durch jene Tugenden, welche den Maçon ausmachen. Der Vornehmſte und Angeſehenſte unter ihnen, welcher in der Stadt entweder wegen ſeines Amtes oder ſeines Geldes die beſte Reputation genoß, war

der Vorſtand. Außerdem gab es hier eine Menge junge Lehrlinge, hoffnungsvolle Söhne der alten Maurer, welchen ſie, als ſie ein gewiſſes Alter erreicht, geſagt hatten, daß man Maurer ſein müſſe, um durch die Welt zu kommen und überall gute Freunde zu haben.

Es war ein Jahrestag und nach hergebrachter Weiſe hielten mehrere Mitglieder paſſende Vorträge. Zuerſt trat Herr Charrier, der Kornwucherer, auf und las mit verdrehten Augen und ſingender Stimme einen Aufſatz ab, den ihm ſein Commis gemacht hatte. Er enthielt eine Menge von Gemeinplätzen über Menſchenliebe und Barmherzigkeit, Lobpreiſungen der heiligen Zwecke des Maurerbundes und eine prahleriſche Aufzählung der Wohlthaten, welche der Orden der Menſchheit erwieſen habe. Hierauf traten noch mehrere Brüder auf und hielten Reden, welche einander glichen, wie ein Ei dem andern. Man beglückwünſchte ſich wieder unter zahlloſen Werken der Liebe, ein Jahr zurück gelegt zu haben, man drückte ſich die Hände, man umarmte ſich, man trank ſich zu und vergoß Thränen dabei. Hierauf deklamirten einige jüngere Brüder ſchlechte Gedichte und es wurden neu componirte Maurerlieder abgeſungen. Die Geſellſchaft war in der angenehmſten Laune, man war mit ſich im höchſten Grade zufrieden und kleidete einige neue Lehrlinge ein, indem man ſie ermahnte, tugendhafte Menſchen zu ſein.

Nachdem alle jene Mitglieder geſprochen hatten, welche ſeit Jahren im Vereine das Wort zu führen gewohnt waren, ergriff es zum höchlichen Erſtaunen derſelben Doctor Destouches. Man revidirte die Jahresrechnungen. Man hätte dabei leicht die intereſſante Entdeckung machen können, daß die Zechgelage der Loge mehr gekoſtet hatten, als ihre Werke der Barmherzigkeit. Destouches ſprach in großer Hitze:

„Brüder!

Seit fünfzehn Jahren habe ich dieſe Räume nicht betreten, habe ich mich von der Loge entfernt gehalten und die Gemeinſchaft der Brüder gemieden. Ich halte es für meine Pflicht, mein Benehmen zu rechtfertigen. Nicht Saumſeligkeit, nicht Scheu vor den ſchweren Pflichten des Maurers, nicht ſträfliche Gleichgültigkeit gegen die Zwecke des Ordens haben mich veranlaßt, mich ſelbſt von ſeinen Verſammlungen auszuſcheiden — nein — es war nicht dieß, ſondern wahrer Kummer, gramvolle Beſorgniß darüber, daß der Orden, wie es mir ſchien, ſeine heilige Beſtimmung verfehlte, daß der urſprüngliche Geiſt deſſelben verdorben, das Gewiſſen der Brüder lax und weit umfaſſend, der Pflichteifer nicht nur lau, ſondern in falſche Verſtellungskunſt ausgeartet ſei! Ich fühlte mich zu ſchwach, für mich allein dem täglich allgemeiner werdenden Verfall des Ordens zu ſteuern.“

„Ich geſtehe mein Unrecht ein, nicht mehr Vertrauen in die ewige Nachwirkung der herrlichſten Lehren, welche die Grundſätze des Ordens ausmachen, gehabt zu haben; ich kehre darum zurück, um Buße zu thun, um meine Pflicht zu erfüllen und nachzuholen, was ich verſäumt habe. Ich erhebe demnach meine Stimme zu Euch, Brüder, und rufe Euch auf gegen die Gefahr, welche unſerem Inſtitute droht. Eine Heerde von Heuchlern hat ſich in unſerem Tempel gelagert und ihn zu einem Stall für die gemeinſte, ſtinkendſte Eigenſucht, für die Gefräßigkeit der Schweine Epikurs und die Habſucht der Betrüger und Diebe gemacht. Unſer Tempel (Murren — Beifall unterbrach hier den Redner — die Mehrzahl grunzte unzufrieden), ich wiederhole es, iſt ein Schweinſtall geworden (man ſucht den Redner zur Ordnung zu rufen), in den ſich jede Gemeinheit

flüchtet, unſere rauhen Pflichten, welche uns die härteſten Entbehrungen und Opfer auferlegen, um unſeren Nächſten gerecht zu werden, kein Unrecht, keine Noth um uns zu dulden, deren ſtrenge Erfüllung uns arm und bedürftig machen müßte, dieſe Pflichten des Bundes ſind verwechſelt worden mit einer bequemen knauſerigen Almoſenvertheilung, und unſere Brüder haben, anſtatt nackt zu gehen und der Blößen des gebrechlichen Alters und der leidenden Unſchuld zu gedenken, ſich in den warmen Pelz der Ueppigkeit gekleidet, um der Armuth und dem Verdienſte nur Broſamen von ihrem Tiſche und elende Lumpen zuzuwerfen. Unſere Ordenspflicht gebietet uns, unſere Werke der Barmherzigkeit zu bergen; ſie gebietet uns, muthig dem Verfolgten beizuſpringen und die Unſchuld mit unſerer Bruſt zu decken: ſtatt deſſen prahlen wir mit oſtenſiblen Wohlthaten, ſtatt deſſen haben wir uns ſcheu zurückgezogen, wo Gefahr uns begegnet, wo das Schwert der Ungerechten und der Szepter der Willkür uns bedrohen und die in unſeren Schooß fliehenden Bedrängten den Zorn der Mächtigen auf uns laden könnten. Wir ſollen die Gefangenen, welche ſchuldlos leiden, erlöſen; ſtatt deſſen begnügen wir uns, ſie mit leerem Troſte zu ſpeiſen; wir ſollen den Kranken beiſpringen, ſtatt deſſen ſchicken wir ihnen unſere Aerzte und Almoſen, welche nur dazu dienen, ihre Leiden zu friſten, aber nicht ſie zu heilen, nicht deren Quelle zu verſtopfen, und Niemand von uns geht an die Quellen alles Jammers des Jahrhunderts. Würden wir uns um dieſe gemäß unſeren Pflichten bekümmern, wir würden ſie finden in der Gewiſſenloſigkeit der Reichen und Gewaltigen, in dem Mangel an ſittlichem Glauben und Menſchenliebe, in grauſamen Geſetzen gegen die Armuth, in Strafloſigkeit der Vornehmen, in Verwilderung der Niedrigen — kurz, in dem Verfalle aller jener heiligen Lehren,

Gefühle und Regeln, welche eben der Orden aufrecht zu halten ſich zur Pflicht gemacht hat. (Starkes Murren — ſchwacher Beifall.) Warum tritt Keiner von uns hin zu dem Geldbieb, Börſenſpieler und Wucherer, und ſagt zu ihm: Herr, du biſt ein ungerechter Wirthſchafter, du friſſeſt das Brod den Armen und verſchlingſt davon mehr, als zur Nahrung von Vielen hinreicht; kehre zurück zum redlichen Erwerb, zur Arbeit, ſonſt werden ſich die Brüder gegen dich verbinden mit dem Armen und ihn mit Geldkraft verſehen in Körperſchaft gegen deine Geldkraft, die nur im Betruge beſteht. Warum ſchießen denn unſere reichen Brüder nicht zuſammen, um Banken zu ſtiften für die Handwerker, um Fabriken zu errichten, deren Gewinn dem Arbeiter zufließt? Warum thun unſere reichen Brüder nichts, gar nichts — weniger als nichts? Weil ſie mit betrügen und ſtehlen!"

Hier wurde der Redner durch einen Sturm des Unwillens unterbrochen.

„Brüder, wollt Ihr Euch beſchimpfen laſſen?" rief der Wucherer Charrier, „wie lange werdet Ihr geduldig dieſen Läſterer anhören?"

„So lange!" ſchrie Destouches unter dem jauchzenden Beifall — der Mehrzahl ſogar — „ſo lange es Wucherer giebt, welche die Produkte der Landwirthſchaft zuſammenkaufen von den elenden Sklaven, welche man Bauern nennt, um die Lebensmittel zu vertheuern, um der Nation mit der Piſtole auf der Bruſt zu ſagen: Gieb mir Alles, was du haſt, für dein täglich Brod, oder ich laſſe dich verhungern; ſo lange es noch Menſchen giebt, die nicht wahnſinnig genug ſind, es in der Ordnung zu finden, daß ein elender Schuft durch einen einfältig

einfachen Kunſtgriff eines gelernten Diebes uns die Eingeweide aus dem Leibe reiße, um in unſerem Blute wollüſtig zu baden und unſer Fleiſch ſeinen Jagdhunden vorzuwerfen."

„Das ſind Uebertreibungen!" rief der Weinhändler Nicol, der ſchon zwei Mal in fiscaliſcher Unterſuchung geweſen, und überführt war, durch Bleizucker aus ſchlechtem Wein Deſſertweine gemacht zu haben, aber mit einem guten Stück Geld ſich abgefunden hatte.

„So wenig Uebertreibungen," fuhr Destouches fort, „als es Uebertreibungen ſind, wenn man behauptet, daß wir täglich einige Male vergiftet werden, damit einige Galgenvögel von Weinhändlern ſich bereichern; ſo wenig Uebertreibungen, als wenn man behauptete, daß es keine Juſtiz mehr giebt für Giftmiſcher und Fälſcher."

Zu nicht geringer Beluſtigung der Brüder ſchwiegen die Betroffenen, um ſich nicht lächerlich zu machen, allein der Korporationsgeiſt war beleidigt; es erhoben ſich alle Jene im Aufruhr gegen Destouches, welche ein gutes Gewiſſen zu haben glaubten. Der Bruder Vauriol, Präſident des Juſtizhofes und der angeſehenſte und älteſte Maçon, pochte mit ſeiner goldenen Tabatiere heftig auf den Tiſch und ſchmetterte Destouches mit folgenden Worten nieder:

„Mein Herr Destouches — denn Bruder kann ich einen Mann nicht mehr nennen, der den Orden athemlos mit Schmähungen überhäuft, wenn Sie, wie es ſcheint, den Verſtand verloren haben, ſo laſſen Sie uns den unſerigen. Vergeſſen Sie nicht, wo Sie ſind und daß Sie hier die angeſehenſten Perſonen des Departements beiſammen ſehen — Männer, erhaben über jeden Vorwurf und jeden Tadel. —"

Art. 111. Wenn [illegible] Gemeinschaft eines [illegible] [illegible] [illegible]

der gelehrteſte Speichellecker, welcher durch Kriechen und Heucheln ſich zu einer Juſtizperſon emporgeſchwungen, — mit einem Worte, Maurer! — wenn Ihr nicht mehr meine Brüder ſein wollt, — die meiſten unter uns ſind Heuchler, und wenn Ihr ſie vollkommen kennen lernen wollt, ſo ſehet diejenigen, welche über meine Reden zornige Geſichter ſchneiden; was aber mich betrifft, ſo ſage ich Euch, daß ich nach dem, was ich heute geſehen und gehört habe, lieber in einer Wolfshöhle Beiſtand und Gerechtigkeit für die verfolgte Unſchuld und Schwachheit ſuchen will, als in der Freimaurerloge, und daß ich lieber" —

Der Aufruhr unter den Maurern erreichte jetzt den höchſten Grad; die Meiſten forderten Stillſchweigen des Redners; Einige wollten ihn mit Gewalt entfernen; noch Andere riefen ihm Beifall zu und forderten ihn auf fortzufahren. Destouches vergaß ganz und gar den Zweck ſeines Hierſeins, — es drängte ihn, ſein Herz vollends auszuſchütten und Alles zu ſagen, was er fünfzehn Jahre aus leidiger Klugheit in ſeine Bruſt verſchloſſen hatte.

Die nachdrückliche Forderung der Aelteſten der Loge, welche nach den Statuten und Regeln darauf antrugen, daß Bruder Destouches ganz gehört werde, wogegen es ja dem Orden freiſtehe, ihn zu richten, und wenn er ſich an ihm vergangen, ihn feierlich auszuſchließen, unter den üblichen Formalitäten, verſchaffte ihm neuerdings Gehör, wiewohl unter lebhaften Aeußerungen des Unwillens.

„Maurer!" fuhr Destouches eifrig fort, „ich ſehe mit Freuden, daß es noch Einige unter Euch giebt, in welchen das Bewußtſein der Bundespflichten, das Maurergewiſſen nicht völlig

erloſchen iſt. Allein es iſt hohe Zeit, den Bund zu retten, — er iſt in Gefahr, ein Bund von Ehrloſen zu werden, welche jedwede höhere Pflicht mit Füßen treten, eine ſchändliche Clique, eine Kaſte zur Unterdrückung aller dem Bunde nicht Angehörigen, Maurer. Nicht wir unter uns, nein, alle Menſchen ſind Brüder; wir ſollen ihnen zu Hülfe kommen; wir ſollen nicht die Hofmeiſter und Aufſeher, nicht hochnaſige Wohlthatenſpender und freigebige Zöllner und Phariſäer, nein, wir ſollen die Knechte der Menſchheit ſein. Unſer Bund ſoll nicht ſein eine Auszeichnung, ein Vorzug derjenigen, welche ſich für die Beſſeren halten; nicht ein ſtolzer Verein von wohlhabenden Patriziern, ſondern er ſoll ein Bund von Menſchen ſein, welche für die Befreiung ihrer Brüder, der Menſchen, nicht der Maurer allein, aus Noth und Elend, Sklaverei und Sittenloſigkeit arbeiten. Was berathſchlagt Ihr, wer Eures Bundes würdig ſei? Wenn es unter Euch nichts zu finden giebt, als Laſt und Beſchwerde; wenn Eure ſchweren Aufopferungen und Eure leidende Entſagung Euch allein auszeichnen; wenn der Reiche unter Euch, der den Erwerb ganzer Klaſſen in Händen hat, unter Euch nichts gewinnen kann, als die Pflicht der Sorgfalt für jene Hunderte; wenn ihm nicht blos auferlegt wird, eine Tantieme zu bezahlen, die ihn kaum beläſtigt, dann wird man Euren Bund nicht ſuchen, man wird ſich nicht zu Euch drängen, ſondern Ihr werdet die ſeltenen tugendhaften Menſchen aufſuchen müſſen, welche ſich Euren Pflichten unterziehen wollen. Maurer, was iſt aus Euch aber geworden, was ſeid Ihr und was ſolltet Ihr ſein? Was könntet Ihr ſein? Die Zuflucht der leidenden Menſchheit, ihr Troſt, ihr Stolz. Euer Beiſpiel müßte Tauſende fortreißen, Eure Handlungen könnten den Nationen vorleuchten. Statt deſſen vermehrt Ihr die Zahl jener furchtbaren

Kaſten, welche durch Ihren Korporationsgeiſt die Menſchheit unterjochen. Wie die Juden haltet Ihr nur an einander, um durch einen ſchmachvollen Austauſch gegenſeitiger Dienſtleiſtungen Euch in Vortheil zu ſetzen gegen Eure Mitmenſchen. Ihr ſtrebt nur nach Stärke des Bundes durch Reichthum, nicht durch Tugend. Ihr habt die ehrwürdigen Satzungen des Alterthums zu einem Poſſenſpiel herabgewürdigt. Der Ruhm des Ordens iſt dahin — verſpottet durch ſinnloſe Gaukeleien und Geheimnißkrämerei ſcheint Ihr Euere Myſterien nur zu bewahren, um die Welt zu hintergehen. Nur ein Mittel der Rettung giebt es für den ſchönen Bund: die Oeffentlichkeit. Ohne ſie und ihr Gericht über jedes einzelnen Maurers Pflichttreue wird der Orden bald nichts mehr ſein, als eine menſchheitgefährliche Verſchwörung gegen das Allgemeine. Dixi."

Ohne ſich weiter ſeiner urſprünglichen Abſicht zu entſinnen, verließ Destouches ſeinen Platz. Mit grimmigen Blicken verfolgten ihn die Getroffenen — einige ältere Brüder aber drückten ſeine Hände, nahmen ihn in ihre Mitte und geleiteten ihn aus der Loge.

In heftiger Aufregung kam Destouches zu Arthur.

„Nun, wie ſind die Brüder gegen den Marquis geſtimmt? Haben Sie Ihren Zweck erreicht bei den Geſchwornen?"

„Ach, mein Freund!" ſagte Destouches verwirrt, „ich fürchte, ich habe die Sache verkehrt angefangen. Meine unſelige Hitze hat mich fortgeriſſen. Aber, hole mich der Teufel, ich konnte nicht anders. Doch laſſen Sie den Muth nicht ſinken — ein deus ex machina wird Alles gut machen — ich

habe ein ſtarkes Vertrauen in diejenige Macht, welche uns da regiert, ohne daß wir es merken und indem wir uns alle für große Geiſter halten.“

Pater Amadee an die hochwürdige Frau Marquiſe von Vilain, Aebtiſſin des Kloſters der barmherzigen Schweſtern in Paris.

„Theure Freundin!

Tief und im Innerſten erſchüttert bin ich, indem ich dießmal Ihnen ſchreibe, um mein banges Herz zu erleichtern. Könnte ich Ihnen die Gefühle alle ſchildern, welche mich in dieſem Augenblick beſtürmen, Sie würden begreifen, daß Andacht und Seelenleiden zum Dichter machen können und daß es den Heiligen zuweilen begegnet iſt, die Inbrunſt und Schwärmerei ihrer Andacht in Verſe ausſtrömen zu laſſen. Allein, da mir der Himmel die Gabe der Poeſie verſagt hat, ſo wird es genügen, Ihnen zu ſagen, daß ich niemals das Unglück derjenigen, welche vom Pfade der Tugend abgewichen, tiefer mitgefühlt habe, daß dieſe ſehnſüchtige Klage der Schwachheit niemals ſo ſehr mein Herz zerriſſen hat, als ſeitdem ich das Innere dieſes unglücklichen Weibes erforſcht, von deren Leichtſinn und Irrthum ich Ihnen geſchrieben habe. Ich meine die Marquiſe Quarin, die Gemahlin meines Freundes.

Der Marquis hat die mir unbegreifliche Grauſamkeit gehabt, gegen ſeine Gattin die Klage auf Ehebruch zu erheben. Ich ſchrieb Ihnen ſchon ein Mal, wie ich bemerkt, daß er

am rechten Ort auch hart zu ſein im Stande ſei. Aber hier, bei Gott, ſcheint es mir am rechten Orte nicht zu ſein. Ein nervenſchwaches, liebreizendes, herrliches, naives Kind, welches ſich, von Sinnengluth verzehrt, in einem unbewachten Moment vom Pfade der Pflicht entfernte; deſſen Schuld er ſelbſt ſo verzeihlich fand, das er durch nichts zu beſtrafen wagte, vor ganz Frankreich an den Pranger zu ſtellen und zur Verzweiflung zu treiben — mag ſein, daß er vor Gott Recht hat dazu — aber ich vermag es nimmer menſchlich zu finden. Ich werde faſt irre an dieſem ſeltenen Manne. Er muß große, edle Urſachen zu dieſer Härte haben — noch zweifle ich, daß er wirklich das gewollt, was ſein Bevollmächtigter aus blindem Eifer vielleicht gethan — genug, ich kann es weder begreifen, noch entſchuldigen. Das Einzige, was ich bedenke, iſt: daß der Marquis nicht Schuld hat, daß eine ſolche Klage in unſerer geſegneten Civiliſation ſchon eine ſchreckliche Strafe für Diejenigen iſt, welche zarter empfinden. Das ſind die Wohlthaten unſerer ſchändlichen Preſſe, das die Segnungen der Oeffentlichkeit! Sparta hatte keine ſo ſtrengen Gerichte, ſelbſt in den Zeiten der Inquiſition war es unerhört, daß die Schwachheit eines Weibes, welches in einer verführeriſchen Minute beſtürmt von Schmeicheleien und befangen von dem elektriſchen Magnetismus der ſinnlichen Wolluſt ihre Beſinnung verloren, an den Pranger ſolcher Oeffentlichkeit geſtellt wurde. Die Elenden! Jeder nichtswürdige Tagedieb, der in ein Feuilleton müßige Artikel ſchreibt, macht den Richter, den Büttel, den Henkersknecht zugleich! Jeder Correſpondent ſendet Steckbriefe aus, jedes Journal errichtet einen Pranger und ſtellt auf daſſelbe das Zerrbild der armen Sünderin! Vierzig Millionen Men-

ſchen nehmen Theil an dem die Menſchheit herabwürdigenden Skandal und ein Jeder dieſer Millionen wirft einen Stein auf dieſes Opfer. Iſt das die Gerechtigkeit der Freiheit, iſt das der Segen ſogenannter Volksrechte, o dann, Fluch ihnen und möge der barmherzige Himmel die Menſchheit bald von dieſer Freiheit befreien!

Als vor Chriſtus die Ehebrecherin auf den Knieen lag und ihre Schuld in Thränen bekannte, da ſprach er zu dem boshaften neugierigen Volke: wer von euch ſich rein weiß von jeder Schuld, der werfe den erſten Stein auf ſie! Und ſiehe — ſie ſchlichen beſchämt davon. Und es ſoll das der Geiſt des Jahrhunderts der Humanität ſein, welcher heute ruft: Herbei, herbei — ſteinigt ſie! Wer von euch Ehebrechern, wollüſtigen Weibern und ſittenloſen Jungfrauen, die ihr alle das Brandmal der ſchmutzigſten Laſter auf der Stirn tragt, einen Stein hat, werfe ihn hierher auf dieſes Opfer. Wer von euch Speichel unter der Zunge hat, ſpeie auf ſie! Weſſen Hände von Kothe triefen, der beſudle ſie! Ihr feilen Zeitungsſchreiber, die ihr im Solde der Parteien Lügen ſpinnt und Bosheiten brütet, ihr Diebshehler und Kuppler, ihr Marktſchreier und Poſſenreißer, bemächtigt euch dieſes Opfers, entkleidet es und ſtellet ſchamlos ſeine Blößen aus, verrichtet Henkersdienſte und peitſcht es aus mit Schmähungen, bedeckt es mit Lügen und Verdammungsſprüchen und jubelt auf, wenn es blutet, weint, vergeht, wenn ihr es langſam getödtet!

Kurz nach der Abreiſe des Marquis ward ich zu ſeiner Gattin berufen. Ich fand ſie mit entzündeten Augen, ganz erſchöpft von Thränen und Schlafloſigkeit in einer nervöſen

Aufregung, welche mich zittern machte für das Leben dieſes zarten Geſchöpfes. Sie warf ſich zu meinen Füßen und bat mich mit herzzerreißender Stimme um Schutz und Rettung vor Schmach. Alles, was ich aus ihren unzuſammenhängenden, von Schluchzen unterbrochenen Reden entnehmen konnte, war ungefähr Folgendes:

Der Marquis forderte von ihr gewiſſe Vollmachten hinſichtlich der Verwaltung ihres Vermögens. Sie verweigerte ihm, von den Rathſchlägen ihres Verführers und eines gewiſſen Doctors Destouches, der hier die Reputation eines excentriſchen, aber ſehr rechtlichen Mannes genießt, geleitet, dieſe Vollmachten; darüber entſteht Spannung, Zerwürfniß; der Marquis will ſeinen Hausfrieden geſichert ſehen, indem er ſeiner Gattin die ihr verderbliche Freiheit, welche hauptſächlich aus ihrem Vermögen entſpringt, beſchränkt; er droht ihr mit Proceß, mit Klage wegen Ehebruchs und überläßt ſie ſich ſelbſt. Verzweifelt — ſo geſtand mir die Marquiſe mit kindlicher Offenherzigkeit und bußfertiger Reue — entflieht die Unglückliche und ſucht Schutz bei ihrem Geliebten. Allein dieſer — wie es ſcheint, ein berechnender Advokat — räth ihr, zurückzukehren und das Geſetz nicht gegen ſich herauszufordern. Wer dringt in die geheimnißvollen Tiefen des menſchlichen Herzens? Es ſcheint, daß dieſer beſonnene, wahrhaft verſtändige Rath ihres Geliebten ihre Gefühle für ihn ausgelöſcht habe! Unter den eifrigſten Betheuerungen ihrer Reue beſchwört ſie mich, um ſie mit ihrem Gatten auszuſöhnen, ihn zu bewegen, daß er die infamirende Klage zurücknehme. Sie bekennt, daß nur ein ſchriftliches Verſprechen, ihrem Verführer gegeben, ſie abhalte, den Wunſch ihres Gatten zu erfüllen. Sie ſtellt es nun ihm anheim, wie

er die Rechtskraft dieſes Verſprechens aufheben könne. Dann bricht ſie aber wieder in Klagen gegen die Falſchheit und Hinterliſt, die kalte Schlauheit und Unbarmherzigkeit ihres Gatten aus und bittet mich aufs Neue, ſie von ihm zu befreien. Kurz, ſie weiß nicht, was ſie will und — ſoll ich es geſtehen — ich war anfangs ſo außer mir durch den Eindruck, den dieſes reizende, unglückliche Weſen auf mich machte, daß ich ſelbſt nicht wußte, was ich ihr rathen ſollte. Ach, meine Freundin — welch ein Schauſpiel war es für ein empfindſames Herz, ſolche kindliche Jugend, ſolche ſeltene Reize des Körpers und einer edlen Seele von den bitterſten und heftigſten Leidenſchaften des menſchlichen Lebens umhergeworfen zu ſehen, gleich einer ſchwachen Gondel, welche auf hoher See vom Sturme ergriffen wird! Es gehörte alle meine ſtoiſche Kraft dazu, um beim Anblick dieſes lieblichen Kindes, das ſich zu meinen Füßen in heftigſten Schmerzen wand, meine Kniee umſchlang und meine Hände mit Küſſen und Thränen benetzte, nicht innig ergriffen und vom Ausbruche leidenſchaftlicher und zum Theil gewiß ſträflicher Gefühle nicht tiefer gerührt und vielleicht getäuſcht zu werden, als es ſich für einen Prieſter ziemte. Sie hat mich beſchworen, ihre ſchwache hin- und herſchwankende Seele nicht zu verlaſſen, denn ihr graut eben ſo ſehr vor der Hülfe, welche ihr jener verruchte Verführer und ſein Helfershelfer anbieten, als vor ihres Gemahls Härte. Ich ſehe ſehnſüchtig ſeiner Rückkunft entgegen und hoffe, dieſes edle Herz werde ſich leicht verſöhnen laſſen, wiewohl ich fürchte, daß er zu dem, was er für gerecht hält, mehr Seelenkraft beſitzt, als ich begreifen kann.

Ich bin überzeugt, daß dieſer edle Charakter Alles zum Guten zu führen weiß, — ich wage es daher nicht, ihm aus ſeinem Verfahren gegen ſeine Gattin einen Vorwurf zu machen. Gewiß, nichts kann Frankreich retten, als eben jene gewaltige Herrſchaft über falſche Gefühle und ſträfliche Schwachheiten, welche der Marquis in ſo hohem Grade beſitzt. Gleicht nicht dieſe junge Ehebrecherin mit ihren ſelbſtverſchuldeten Leiden der heutigen Menſchheit? Ach ſie büßt nur für ihre Sünden und Schwachheiten, — es iſt Grauſamkeit, ſie in ihren wohlthätigen Leiden durch ein empfindelndes Mitleid tröſten zu wollen. Man muß ſie vielmehr dadurch zu beruhigen ſuchen, daß man die Größe ihrer Schuld ihr vor Augen ſtellt; daß man ihr begreiflich macht, ſie büße nur ihre Sünden ab, und kaufe mit ihren Schmerzen dauerhafte Seligkeiten. Das war auch der Weg, den ich bei dieſer Sünderin einſchlug, um ihr Gemüth zu beruhigen. Es iſt voll irdiſcher Begehrlichkeiten. Ich ermahne ſie täglich zur Buße und zum Gebete; zwar iſt mir dieſer Destouches dabei ſehr im Wege. Aber dennoch bemerke ich, daß er mich in vielen Dingen ſekundirt. Er iſt ein Feind des Marquis und ſucht ihm ſeine Gattin zu entreißen. Aber er pflichtet mir in allen Dingen bei, welche das von der Unglücklichen jetzt zu beobachtende Betragen betreffen. Zwar macht er ſich nichts aus dem Sakramente der Ehe, aber er hält mit eiſerner Feſtigkeit an Ehre und Sitte.

Dieſes Prototyp einer redlichen Revolutionsgeſinnung iſt mir merkwürdig. Sein wilder, ungeſchlachter Eifer, ſein Republikanerzorn, ſelbſt ſeine Flüche und Verwünſchungen, welche er in leidenſchaftlichen Momenten ausſtößt, ſie verletzen mich nicht, ſie reizen mich nicht, ſie kränken mich nicht. Wie kommt dieß bei ſo entgegengeſetzten Anſichten? Er iſt Philoſoph und Rationaliſt, ich orthodox und ſtreng am Glauben haltend; er

ein Lobredner der Freiheit, ich ihr Gegner! Und doch ſind wir mit einander einig, wir lieben uns, wir verſtehen uns. O gäbe es nur ſolche Republikaner wie er, und ſolche Altgläubige wie ich, wir würden uns bald verſtändigen! Gäbe es doch nur abſolute Herrſcher, welche das Rechte auf ihre Weiſe wollen, und nur Demokraten, welche daſſelbe wollen! Sie würden ſich bald in die Arme ſinken. Aber eben, weil dieß nicht der Fall iſt, darum liegt Alles an der Form. Es frägt ſich, in welcher weniger Unheil möglich iſt? In der demokratiſchen, wo jeder Böſewicht mit regieren, und durch ſein Veto das Gute hindern kann, oder in der abſolutiſtiſchen? In der philoſophiſchen Denkweiſe, wodurch jeder Dieb ſeinen Diebſtahl zu rechtfertigen weiß, oder in der religiöſen, welche uns klare und beſtimmte Gebote auferlegt? Ach, wäre die Welt voll ehrlicher Leute, — man könnte Jeden glauben und thun laſſen, was er wollte! Darum hat die Macht unrecht, die Meinungen zu verfolgen. Man ſtelle nur ein Reich Karls des Großen her, welches die Barbarei und das Laſter knechtet, die Tugend verherrlicht, den Geiſt und das Wiſſen verehrt, den Künſten Tempel und der Gottheit Altäre baut, und dieſe Republikaner von redlichem Herzen werden bewundernd auf ihre Kniee ſinken und bekennen, daß es nichts Herrlicheres giebt, als die Herrſchaft eines Weiſen und Gerechten!

Destouches hält den Marquis für einen argen Heuchler, und was bei ihm eins und daſſelbe iſt, für einen Jeſuiten. Der Verblendete! Iſt ihm vielleicht der edle, erhabene Diſſimulationsgeiſt, wodurch das Heilige vor dem Profanen erſcheinen muß, Heuchelei? So nimmt er die ihr entgegengeſetzteſte Tugend für dieſes Laſter. Die Tugend ſieht ſich genöthigt, das Schmutzkleid der Welt anzuziehen, um ihre Reinheit zu bewah-

ren. Mit der Maske weltlicher Gesinnungen bergen wir den stacheligen Gürtel jenes Heiligen unter den Kleidern. Wäre es nicht so, — ich würde dieses Kleid zerreißen, welches ich trage, als eine Livree des Teufels und seiner Heerschaaren."

Ende des ersten Bandes.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

1830.

Zweiter Band.

Digitized by Google

1830.

Roman

von

A. J. Groß-Hoffinger.

Zweiter Band.

Leipzig,
in Commiſſion bei B. Hermann.
1848.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Auf dem Schloſſe Champagny herrſchte tiefes Schweigen. Die Marquiſe war für Jedermann unſichtbar. In ihren Appartements eingeſchloſſen, ließ ſie Niemanden zu ſich, als den Doctor Destouches, der ſie täglich beſuchte. Der Tag, wo die Gerichtsverhandlungen beginnen ſollten, nahte heran, der Marquis war noch immer fern, obgleich Vatout deſſen ſchleunige Rückkehr angekündigt hatte. Die Sache war wegen ſeiner Abweſenheit zweimal vertagt worden. Vatout ſpielte indeſſen den unumſchränkten Herrn auf Champagny mit einer Rohheit und Anmaßung, welche Jedermann empörte. Allmählig war es ruchbar geworden, welche ſchändliche Beweggründe der Marquis hatte, um ſeine Gattin mit ſolcher Schmach zu überhäufen — man ſprach laut überall ſeine Mißbilligung aus. Nur der Pfarrer Amadee nahm ſeine Parthie und ſuchte Vatout's Klage als einen Mißbrauch ſeiner Vollmachten darzuſtellen. Arthur von Bonval verhielt ſich auf den Rath des Doctors Destouches völlig zurückgezogen, um am entſcheidenden Tage gegen die Kläger mit furchtbaren Inzichten aufzutreten. Allein vergeblich waren alle Bemühungen, Nicolas wieder zum Sprechen zu bringen. Er verharrte feſt auf ſeiner Ausſage. Er zeigte in der That eine ſo au-

ßerordentliche moraliſche Schwäche, daß Destouches allmählig ſelbſt an ſeine Geiſteszerrüttung glaubte.

Da erſchien plötzlich der Marquis auf Champagny in Vatouts mit ſchäumenden Roſſen beſpanntem Reiſewagen. Er war Tag und Nacht gereiſt, wie ſeine Dienerſchaft ausſagte. Vatout empfing ihn an der Treppe und ſchweigend begaben ſich der Marquis und ſein Sachwalter auf das Bureau des erſteren.

„Eh bien," ſagte der Marquis, „ich bringe Dir Deckung für Deine Forderung."

Vatout ſah ihn mit großen Augen an.

„Du zweifelſt, wohlan, ſieh hier einen Wechſel von einem Herrn Vatout acceptirt pr. 100,000 Francs. Hier einen zweiten zu 50,000 Francs, hier ſechs andere, jeden zu 25,000 Francs. Nimm, wir ſind quitt."

Vatout ſah den Marquis verſteinert an.

„Du biſt alſo der Teufel!" ſchrie er endlich, „wie kommſt Du zu meinen Wechſeln? Du haſt mir alle meine finanziellen Operationen über den Haufen geworfen."

„Du biſt neugierig, zu erfahren, wie ich das angefangen? So höre — ſehr einfach. Ich wußte wohl, daß Du mir nicht mit der Galeere drohen würdeſt, wenn Du nicht ſelbſt in der Tinte ſäßeſt, und ſchloß daraus, daß Dir das Waſſer in den Mund läuft. Daher reiſete ich nach Paris und erkundigte mich ſogleich, ob nicht ein Wechſel von Dir proteſtirt worden ſei. Ich erfuhr von Martin auf der Börſe, daß ſich ein ſolcher, auf Dich lautend, in ſeinen Händen befinde. Er wollte wiſſen, wo Du wärſt, da der Verfallstag herannahe. Ich hütete mich wohl, ihm zu ſagen, daß Du mein Gaſt und ließ ihm merken, daß Du inſolvent ſeiſt. Das Gerücht verbreitete ſich ſogleich über ganz Paris und 24 Stunden nach meiner Ankunft kaufte ich 300,000 Francs in Wechſeln, auf

kurze Sicht von Dir ausgestellt, für 25,000 Francs baares Geld und ich hätte 600,000 kaufen können, wüßte ich nicht, wie es um Dich steht."

„Elender!" schrie Vatout, „Du hast mich also ruinirt — ich kann nicht nach Paris zurückkehren."

„Wie's beliebt," sagte der Marquis und ergriff ganz ruhig eine Reitpeitsche, „ich rathe Dir aber, ehestens nun mein Schloß zu verlassen, welches nicht gemacht ist, gemeine Schwindler Deiner Façon zu beherbergen."

„Ist das der Dank," wimmerte Vatout, „dafür, daß ich hier gegen Deine Gattin eine Rolle gespielt habe, welche — —?"

„Welche sehr zu Deinem Nachtheil endigen wird," fiel der Marquis ein, „wie, Unverschämter, Du forderst Dank für Deine plumpe Ungeschicklichkeit? Die ganze Gegend hält mich für einen Räuber, der seine junge, reiche Frau nur geheirathet hat, um sie in Versuchung zu führen und sie auszuplündern! Habe ich Dir nicht ein allmähliges Verfahren empfohlen? Aber ich kannte Dich — ich wußte wohl, Du würdest aus Begierde, zu Deinem Gelde zu kommen, mit der Thüre ins Haus fallen und Alles verderben. Ich weiß Alles. Die Marquise, empört über ein so schonungsloses Verfahren, weigert sich standhafter als jemals. Du solltest ihr nur aus der Perspective mit meinem Unwillen drohen und die Möglichkeit eines Prozesses andeuten. Ich werde Dich für die Ueberschreitung meiner Aufträge exemplarisch bestrafen müssen. Meine Ehre erfordert es, ich muß Dich desavouiren, und das auf eine etwas eclatante Weise. Allons Monsieur Vatout, versuchen Sie, wie schnell Ihre alten Beine noch laufen können. — Sie haben die Wahl, entweder mit der Reitpeitsche oder mit dem Degen aus dem Hause gejagt zu werden. Allons, va-t-en Vatout!"

Bei diesen Worten nahm der Marquis gelassen einen Degen,

zog ihn aus der Scheide und drang ſo, in der Rechten den blanken Stahl, in der Linken die Reitpeitſche, auf Vatout ein. Dieſer wußte, daß der Marquis nicht der Mann ſei, leere Drohungen zu machen, und ſuchte durch gütliche Vorſtellungen ihn von ſeinem Vorſatz abzubringen.

„Wie, mein alter Freund und Bruder, — Du wollteſt —“ und er machte das Hilfszeichen der Maçons.

„Schalksnarr!“ ſagte der Marquis lachend, „Du biſt in guter Laune fürwahr mir mit ſolchen Faxen zu kommen, ich bin ja gar nicht böſe, mein guter Vatout. Du biſt bloß ein Opfer der Nothwendigkeit; es handelt ſich nur um Aufführung einer luſtigen Comödie, wobei Du freilich eine etwas traurige Figur ſpielen wirſt; ich werde Dir nichts zu Leide thun, mach' es aber kurz; wähle zwiſchen Degen und Reitpeitſche. Von letzterer würde ich nur dann Gebrauch machen, wenn Du Dich weigerteſt, Deine Beine in Bewegung zu ſetzen: Alſo ſchnell, mache fort; es iſt immer ehrenvoller für Dich, vor einem gezückten Schwerte als vor einer Peitſche zu entfliehen.“

Bei dieſen Worten öffnete der Marquis mit einem heftigen Fußtritt die Thüre, ſchwang die Reitpeitſche in der Luft und brüllte mit der Stimme eines Mars:

„Hinaus, Elender, der Du meine Vollmacht mißbraucht haſt, fort mit Dir, elender Spekulant, oder ich ermorde Dich!“

Sofort kamen mehrere Diener herbeigelaufen; das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; die Marquiſe wagte es mit klopfendem Herzen zwiſchen einer Luke der Fenſtergardinen in den Hofraum des Schloſſes zu blicken. Vatout ſah, daß hier alles Proteſtiren zu ſpät ſei, und beeilte ſich, ſchimpfend und fluchend in großen Sprüngen die Treppe hinab in den Hofraum zu eilen. Der Marquis folgte ihm mit den Geberden eines Raſenden; ſeine

Lippen ſchäumten, ſeine Haare flatterten in der Luft, ſeine wuthheiſere Stimme ſchrie unaufhörlich: „Du mußt ſterben von meiner Hand, Elender, — Dein Blut will ich ſehen, Schurke —!“

Die zahlreichen Domeſtiken fielen, wie der Marquis wohl erwarten konnte, dem Marquis in den Arm, um ihm den Degen zu entreißen und einen Mord zu verhindern, aber der Marquis ſchleuderte ſie mit Rieſenkraft von ſich, er war ganz raſender Roland und mit ſeltſamen Gefühlen ſah die Marquiſe, wie ihr Gatte im Begriff ſtehe, eine fürchterliche Rache an dem Manne zu nehmen, der — in ſeinem Auftrag — ihre Ehre getödtet hatte. Blitzſchnell erfaßte ſie den Gedanken, daß Vatout ſeine Aufträge überſchritten habe, ſie ſah dieſe grenzenloſe Wuth ihres Gatten, ſie wollte ein Unglück verhüten und das Leben eines Menſchen retten — in wenig Augenblicken flog ſie die Treppe hinab, warf ſich zwiſchen Vatout und ihren Gatten, der noch mit den Domeſtiken rang.

„Gnade, — Barmherzigkeit für einen Elenden — überlaſſen Sie ihn ſeinem Gewiſſen und der Rache des Himmels!“

Der Degen entſank dem Marquis. Er warf einen Blick voll Verzweiflung und Theilnahme auf ſeine Gattin und rief dann:

„Dieſe Fürſprache allein rettet Dir das Leben!“

Das ganze Haus war voll Schreck und Beſtürzung — Vatout wurde in aller Eile in ſeinen eben bereit ſtehenden Wagen gebracht und nach Floris geſchafft, von wo ſich in wenig Minuten das Gerücht von dem Vorgange reißend ſchnell über die ganze Gegend verbreitete. Der Marquis führte ſeine halb ohnmächtige Gemahlin auf ihr Zimmer und blieb mehrere Stunden bei ihr. Es gelang ſeiner Beredſamkeit, ſie zu überzeugen, daß Vatout gegen ſeinen Willen gehandelt. Er habe ihm allerdings aufgetragen, ſie auf alle Punkte ihres Ehevertrags aufmerkſam zu

machen, wozu er in ſeinem Rechte ſei. Er habe allerdings ihn erſucht, ihr die Möglichkeit eines Rechtsſtreites vor Augen zu ſtellen, da er außer Stande ſei, von ſeinem Rechte abzuweichen und die Zügel der häuslichen Gewalt aus ſeinen Händen zu laſſen. Er ſei durch ihre beharrliche Weigerung, ihm dieſe Gewalt zu übertragen, genöthigt worden, Vatout auf die zarteſte Weiſe mit den beklagenswerthen Vorfällen bekannt zu machen, welche einen Bruch des Ehevertrags bildeten und ihm Rechte gewährten, welche er geltend machen müßte, ſofern ſie auf ihrem ſtrengen Rechte beharren wollte. Aber er habe ihn weder zur Klage, noch zur indiscreten Veröffentlichung ihm anvertrauter Familiengeheimniſſe autoriſirt. Zu dieſem Extreme habe ſich Vatout nur durch das unberufene Dazwiſchentreten dritter Perſonen — ſchlechter Rathgeber der Marquiſe — vielleicht durch den Umſtand verleiten laſſen, daß er eine in dem Augenblick getilgte namhafte Summe an ihn zu fordern hatte. Nach dieſen Vorſtellungen verließ der Marquis ſeine Gattin, die nun Zeit zum Nachdenken gewann.

In dem Städtchen Floris machten dieſe Vorfälle nicht geringes Aufſehen. Die ſchimpfliche Vertreibung Vatouts, ſeine ſchleunige Abreiſe, welche darauf folgte, der Widerruf ſeiner Vollmachten und die Rücknahme der Klage bei den Gerichten waren Gegenſtand des allgemeinſten Geſprächs. Jedermann pries wieder den Edelmuth des Marquis; die öffentliche Meinung kehrte die giftigen Waffen der Läſterung und Verleumdung gegen Arthur von Bonval; gegen Destouches, der ſich in Alles miſchte, gegen die Marquiſe, welche durch ihren Leichtſinn ihre Schande ſelbſt verſchuldet hatte. Destouches ſah ſich vollkommen entwaff-

net, Arthur gab ſich einer ſinnloſen Verzweiflung hin. Nur ein Gedanke beherrſchte ihn, der an Rache, blutige Rache an dem Marquis. Ohne Destouches zu Rathe zu ziehen, begab ſich Arthur, bloß den Eingebungen ſeiner Leidenſchaft folgend, nach Champagny und begehrte eine Unterredung mit ſeinem Nebenbuhler. Er fand ihn in ſeinem Cabinete ſcheinbar in großer Aufregung. Als Arthur ungeſtüm eintrat, ohne die Antwort des anmeldenden Kammerdieners abzuwarten, fuhr der Marquis wild auf und rief:

„Mein Herr, ich erſtaune über Ihre Frechheit. Was ſuchen Sie noch hier in meinem Hauſe, das Sie muthwillig beſchimpft haben? Was wollen Sie von einer Familie, gegen welche Sie mit ſolchem Uebermaß von Ehrloſigkeit gehandelt haben?"

„Genugthuung!" ſchrie Arthur außer ſich, „ich fordere Genugthuung für mich und das unglückliche Opfer Ihrer Hinterliſt und Ihrer bewieſenen Heuchelei."

„Genugthuung — ich Ihnen — wahrlich das iſt neu — doch iſt es mir angenehm, in Ihnen noch einen Reſt von Ehrgefühl zu finden. Welche Genugthuung fordern Sie?"

„Eine blutige, — einen Kampf auf Leben und Tod!" ſagte Arthur.

Alsbald veränderte der Marquis ſeinen Ton und ſeine Haltung. An die Stelle ſeiner affektirten Wuth trat eine ruhige Politeſſe.

„Mein Herr Ritter," ſagte der Marquis im Tone eines echten Kavaliers aus der Zeit Heinrichs IV., „ich fühle mich geſchmeichelt durch die Ehre eines Kampfes, welchen Sie mir anbieten. Niemand kann mehr als ich den weichen und feigen Sitten unſeres Jahrhunderts abgeneigt ſein. Es iſt mir erfreulich, daß Sie meinen Geſchmack für die Gottesurtheile des

ſchönen Mittelalters theilen; damals herrſchte noch Kraft — nur der Schwächling, nur der Feigling unterlag. Heute aber ſehen wir die mattherzigſten Feiglinge an der Spitze der mächtigſten Stellungen. Geben wir dieſem Zeitalter ein Beiſpiel echt ritterlicher Geſinnung — kämpfen wir um unſere Dame und ſchämen wir uns, das koſtbarſte aller Güter ohne Kampf und ohne Preis zu beſitzen."

Arthur wußte nicht, wie ihm geſchah. Dieſe Art des Empfanges — er mußte es ſich geſtehen — war edel, obgleich es faſt ſchien, daß der Marquis ſeinen Scherz mit ihm treibe. Allein der ruhige Ernſt, womit der Marquis ſprach, bewies, daß er wirklich ſo dachte, wie er ſprach, und ernſtlich auf einen Zweikampf einzugehen geſonnen ſei. Dennoch wollte Arthur ſich noch mehr davon überzeugen und ſagte daher:

„Mein Herr Marquis, wenn Sie den Zweikampf nicht als ein Poſſenſpiel, ohne Gefahr und beſchränkt durch läſtige Bedingungen, aufnehmen, ſo erweiſen Sie mir in der That einen großen Dienſt, denn ich fühle, daß ich in dieſer unentſchiedenen Lage nicht zu leben vermag. Wenn Sie dagegen hoffen, daß ich mich dazu hergeben könnte, eine jener elenden Poſſen des Bois de Boulogne zu ſpielen, ſo würde ich bedauern — —!"

„Dar su vita por sa dama!" unterbrach ihn der Marquis mit verſtecktem grimmigem Hohn, „ich verſtehe Sie vollkommen und eben das iſt es, was ich ſelbſt wünſche. Allein ich geſtehe, daß ich nicht ohne Bedingungen mich in einen Kampf begebe —"

„Bedingungen!" ſagte Arthur höhniſch und zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„Hören Sie mich zu Ende, mein Herr Ritter. Ich bin vollkommen mit Ihnen darin einverſtanden, daß es ein ernſtes Spiel werde, daß derjenige nicht leben ſolle, der nicht leben könne, ohne

ſich zu entehren; daß der Beſitz eines ſolchen Schatzes erkämpft werden muß. Sie machen mir meine Dame ſtreitig — ich beſitze ſie zwar nach den Geſetzen und Gewohnheiten unſeres Landes rechtmäßig, ich bin durch nichts genöthigt, Ihnen Rechenſchaft zu geben, allein ich begebe mich aus Grundſätzen der Ehre meiner Rechte, ich räume Ihnen das Recht eines Wettkampfes ein, in welchem entſchieden werden ſoll, welcher von uns der Würdigere dieſes Beſitzes ſei. Wenn ich aber von Bedingungen ſpreche, ſo ſind es ſolche, welche den Ernſt des Spieles nur vermehren ſollen. Ich zweifle jedoch nicht an Ihrem ritterlichen Geiſte — ſie werden Ihnen gewiß willkommen ſein."

„Wenn Sie ſo berechnet ſind, wie Sie ſagen—dann gewiß," ſagte Arthur muthig und freudig.

„Eh bien, ſo hören Sie gefälligſt meine Anſichten vom Zweikampf. Das Duell, als ein albernes Würfelſpiel, welches der Zufall entſcheidet, iſt eine Thorheit. Es erinnert an das Duell zweier Apotheker mit einer vergifteten und einer nicht vergifteten Pille. Der Zweikampf ſoll und muß ein derartiger ſein, daß dadurch der Werth und die Kraft der Kämpfenden erprobt und abgemeſſen wird."

„Vollkommen einverſtanden," ſagte Arthur, „aber mit welchen Waffen wollen Sie dieſes Ziel erreichen?"

„Mit einer Waffengattung unmöglich," erwiederte der Marquis, „denn es kann recht gut geſchehen, daß ein tapferer Mann von einem Feigling durch einen Piſtolenſchuß erlegt wird oder daß er ungeübt ſein Ziel verfehlt; der Degen erfordert mehr Geſchicklichkeit als Kraft, der Säbel mehr phyſiſches Uebergewicht, Körperlänge — kurz, es giebt keine einzige Waffengattung, durch welche alle Eigenſchaften der Kämpfer erprobt werden. Meiner

Ansicht nach muß daher ein Kampf, der dem Besseren den Sieg bringen soll, sich in allen Waffengattungen versuchen."

„Seltsam — aber ich habe nichts dagegen!" sagte Arthur.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren guten Willen, — aber das ist noch nicht Alles. Ich schlage mich nur mit einem Manne, der mir in allen Uebungen gewachsen ist. Es wäre ein Kinderspiel, einen Mann im Degenkampf zu entwaffnen, der diese Waffe nie geführt hat. Hoffentlich haben Sie die Erziehung eines Edelmannes erhalten und verstehen sich auf den Gebrauch einer jeden Waffe."

„Vollkommen, ich habe den Gebrauch einer jeden Waffe kennen gelernt."

„Sie sind hoffentlich — verzeihen Sie meine vielen Fragen — ein Reiter?"

„Zu dienen."

„Sie haben außer Hieb und Stoß — dem Gebrauch des Feuergewehrs — auch die edle Kunst des Ringkampfes geübt?"

„Mit Vorliebe, Herr Marquis!"

„Dann — mein Herr!" sagte der Marquis höchst anmuthig lächelnd, „dann fühle ich mich sehr glücklich, den Mann gefunden zu haben, mit dem ich mich, ohne meiner Ehre etwas zu vergeben, messen kann. Mein Herr, ich hoffe, Sie werden meine Idee billigen — wir werden Frankreich ein schönes Beispiel geben. Die Nation, welche in weichliche Gewohnheiten versunken ist, muß stolz sein, noch Männer unserer Art zu besitzen. Wir werden von uns sprechen machen, und der Unterliegende wird den schönsten Tod sterben, den sich ein ritterliches Herz wünschen kann."

Arthur konnte sich eines kleinen Mißbehagens über diese wenig ernste Erwähnung des Todes eines der Kämpfer erwehren, aber

ta ser ao Pai. Ao mesmo tempo, Jesus distinguiu-se claramente de Deus, o Pai, e de Si mesmo, o Filho, ao dizer: "Ninguém sabe quem é o Filho senão o Pai, nem quem é o Pai senão o Filho e aquele a quem o Filho o quiser revelar." (Lucas 10:22) Jesus não disse: "Ninguém sabe quem sou eu senão Eu mesmo."

Jesus também disse: "Ninguém pode vir a mim se o Pai, que me enviou, não o atrair." (João 6:44) Jesus não disse: "Ninguém pode vir a mim se eu não o atrair." Jesus também disse: "Ninguém pode vir a mim se não lhe for concedido pelo Pai." (João 6:65) Jesus não disse: "Ninguém pode vir a mim se não lhe for concedido por mim." Jesus também disse: "Ninguém pode arrebatar-nos da mão de meu Pai." (João 10:29) Jesus não disse: "Ninguém pode arrebatar-nos da minha mão."

Jesus também disse: "Ninguém pode subir ao céu senão o que desceu do céu, o Filho do homem." (João 3:13)

Jesus não disse: "Ninguém pode subir ao céu senão o que desceu do céu, eu sou Deus e vim descer ao Céu ao Mundo." Jesus também disse: "Ninguém pode ver a face de Deus e viver." (Êxodo 33:20) Jesus não disse: "Ninguém pode ver a minha face e viver."

Jesus também disse: "Ninguém pode ser discípulo meu se não amar-me mais do que pai, mãe, esposa, filhos, irmãos e irmãs." (Lucas 14:26) Jesus não disse: "Ninguém pode ser discípulo meu se não amar-me mais do que a si mesmo."

nähern — Jeder feuert, wann es ihm beliebt — der Schauplatz meine große Reitbahn vor dem Schloſſe. Bleiben wir Beide unverwundet, werden die Säbel zur Hand genommen."

„Einverſtanden."

„Krumme, ordinäre Huſarenſäbel — wir machen damit nur einen Gang."

„Gut, mein Herr!"

„Bleiben wir Beide auch nach dieſem Kampf kampffähig, ſo ſitzen wir ab und machen einen Gang mit den Degen."

„Sehr gut!"

Der Marquis geſtattete ſich abermals eine Pauſe, während welcher er den muthigen Gegner ſtaunend betrachtete. Endlich ſchloß er:

„Fließt abermals nicht hinlängliches Blut, ſo werfen wir die Degen von uns und ringen. Jede Waffe iſt hier erlaubt — jede Liſt. — Die Kampfregeln hören auf und der Kampf wird erſt beendigt, wenn Einer von uns erwürgt oder genöthigt iſt, um ſein Leben zu bitten. Für dieſen letzten Kampf iſt uns Beiden der Gebrauch eines italieniſchen Dolches von zehn Zoll Länge geſtattet."

Arthur bebte zuſammen — ſein Herz klopfte vernehmlich — aber er antwortete — allerdings mit leiſer Stimme:

„Ich bin auch mit dieſer barbariſchen Bedingung einverſtanden."

Oſinsky lächelte ſeltſam — doch nicht beleidigend.

„Mein Herr," ſagte er, „Sie ſind ein wahrer Kavalier!"

Arthur war unfähig, zu antworten. Obwohl von verzweifeltem Muthe, zu ſterben, durchdrungen, vermochte er ſich doch eines leiſen Schauders nicht zu erwehren, als ſeine Phantaſie die Schreckniſſe eines ſolchen Kampfes ihm vor Augen führte. Die

ganze Scene ſchien ihm ein böſer Traum — ſeine Seele zögerte, an deſſen Wirklichkeit zu glauben. Der Marquis ſah mit triumphirendem Lächeln ſeine Gemüthsbewegung und ein Blick der tiefſten Verachtung ſtahl ſich aus ſeinen Augen, als Bonval vor ihm bebend die Augen niederſchlug.

„Mein Herr," fuhr er mit großer Ruhe fort, „ich hoffe, Sie werden bekennen, daß ich nicht mehr thun kann, um Ihnen Genugthuung für eine Beleidigung zu geben, welche Sie mir zugefügt haben. Ich gebe Ihnen das Recht, an meiner Würdigkeit zu zweifeln, eine Dame von ſo großen Vorzügen zu beſitzen. Der Kampf, den ich Ihnen vorſchlug, iſt ganz darauf berechnet, dieſe meine Würdigkeit einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen. Mein ganzes Trachten zielt dahin, Ihren ſtrengen Forderungen an meinen Werth zu entſprechen. Daher habe ich auch ein Recht zu fordern, daß der Preis des Siegers ein würdiger ſei. Ich habe deßhalb an Sie noch einige Bedingungen zu ſtellen."

„Sprechen Sie."

„Es iſt denkbar, daß dieſer ernſte Kampf wohl mit dem Unterliegen des einen Theils endige, ohne daß jedoch Einer von uns ſein Leben verliert. In dieſem Falle ſoll noch ein letzter Wettkampf der Gefühle und unſerer beiderſeitigen Tugenden ſtattfinden. Die Dame unſeres Herzens ſoll entſcheiden, wer von uns Beiden der Würdigere iſt, ſie zu beſitzen — ſei er Sieger oder Beſiegter, gleichviel. Denn wer giebt uns ein Recht, dem Herzen eines Weibes Vorſchriften zu machen, welche Tugenden ihr ſchätzbarer erſcheinen mögen?"

Staunend blickte Arthur ſeinen Nebenbuhler an.

„Sie zweifeln an meinem Ernſt," fuhr der Marquis fort, „nun, wenn Sie keine andern Bedenklichkeiten haben, ſo betrachte ich die Bedingung als angenommen. Es wird meine Sorge ſein, die Sache ſo einzuleiten, daß das weibliche Zartgefühl nicht auf

zu harte Proben geſtellt wird. Doch ſoll es unwiderruflich beſchloſſen ſein, daß derjenige von den Kämpfern, welcher nach dieſem Duell von ihr verworfen wird, ſich auf ewige Zeiten aus ihrer Nähe verbanne. Wenn Ihnen das genehm iſt, ſo wollen wir die Kampfbedingungen niederſchreiben und verſiegelt in die Hände von Männern von Ehre niederlegen."

„Es ſoll nach Ihrem Willen geſchehen," ſagte Arthur ſeufzend.

„Geben Sie mir alſo Ihre Hand, junger Mann, und empfangen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung. Ich hoffe, der Ihrigen mich würdig zu zeigen, denn Sie haben große Vortheile vor mir voraus. Sie ſind jung — von großer Energie — ich befinde mich am Abhange des Lebens."

„Sie ſind dafür kaltblütiger —"

„Das iſt wahr und auch ein Vortheil. Sie geſtehen alſo, daß die Parthie vollkommen gleichſteht?"

„Ja, Herr Marquis."

„Gut, ſo iſt das Geſchäft beendigt. Wann ſoll der Kampf ſtattfinden?"

„Nach Ihrer Wahl!"

„Alſo morgen nach Tagesanbruch auf der Reitbahn vor meinem Schloſſe."

„Welche Zeugen?"

„Ohne Zeugen — ein Kampf dieſer Art iſt außer der Regel. Niemand wird es wagen, uns zu ſekundiren."

Arthur nickte zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes. Der Marquis aber öffnete ſein Schreibpult und entwarf einen förmlichen Kampfvertrag. Nachdem er den Aufſatz vollendet, las er ihn mit der Ruhe eines Pächters ab, der einen Kaufvertrag aufgeſetzt hat. Er lautete wie folgt:

„Wir Endesunterzeichnete geloben und verſprechen auf männliches Ehrenwort, in den Morgenſtunden des — — auf der Reitbahn vor dem Schloſſe von Champagny einen Zweikampf auszufechten zu unſerer gegenſeitigen Genugthuung, und unterwerfen uns folgenden Bedingungen:

(folgen die Kampfbedingungen.)

Derjenige von uns, welcher in dieſem Kampfe unterliegt, ſoll aus der Nähe des Siegers, wenn er den Kampf überlebt, ſich auf Lebenszeit verbannen, dergeſtalt, daß er wenigſtens fünfzig Lieues vom Wohnorte des Siegers ſich entfernt hält."

Champagny den ..... 1830.

Gezeichnet: der Marquis von Quarin.
Arthur von Bonval.

Die Urkunden wurden ausgefertigt und verſiegelt. Jeder Theil behielt eine Abſchrift, um ſie in die Hände eines Freundes niederzulegen. Die beiden Gegner verabſchiedeten ſich unter Höflichkeitsbezeugungen und beide Theile gingen an die erforderlichen Vorbereitungen zu dem ſeltſamen Zweikampf.

Zweites Kapitel.

Die Morgenröthe beleuchtete im Schloſſe von Champagny ein reizendes Stillleben im Schlafgemache der unglücklichen Marquiſe. Sie lag auf ſeidenem Lager in himmliſcher Ruhe hingegoſſen, ein Bild der bezauberndſten Jugendſchönheit. Erſchöpft von Gemüthsſtürmen, hatte ſie auf mehrere Stunden in den erquickenden Armen eines ſanften Schlummers Troſt gefunden.

Roſenſchimmer lag auf ihren Wangen und dem entſchleierten Buſen, und der Bau ihrer anmuthigen Glieder trat in der leichten Drappirung, welche ſie bedeckte, nur deſto reizender hervor. Sie träumte von Arthur — einen beglückenden Traum. Sie ſah ſich mit ihm vereinigt, ſie lag an ſeiner klopfenden Bruſt und das Bild des Marquis war völlig ihrer Seele entwichen. Auf leiſen Zehen ſchlich ihr Gemahl zu dem Lager der Grazien und betrachtete lächelnd die Reize ſeiner Gattin. Dann trat er vorſichtig zu dem Fenſter, lüftete den Vorhang und begab ſich wieder zu ihrem Lager.

„Wurali!“ ſagte er, „göttliches Wurali!“ — und er ſalbte wieder die Stirn und Schläfe Emiliens. Sie erwachte.

Ihr erſter Ausruf war „Arthur!“ Sie ſtreckte ihre Arme aus und umfing den Marquis. Beim Anblick der plötzlich ſich verfinſternden Stirn des Marquis ſank ſie mit einem „Ach“ in die Kiſſen zurück und ſchloß ihre Augen, um fortzuträumen.

„Erwachen Sie, meine Liebe!“ ſagte der Marquis, ſeine flüchtige Uebellaune bekämpfend. „Ihr Gatte bittet Sie, ihm in dem wichtigſten Augenblicke ſeines Lebens einen Theil Ihrer ſchönen Träume zu opfern. Ich bin im Begriff, Ihnen zu beweiſen, daß es für mich kein Leben giebt ohne Ihr Vertrauen, Ihre Freundſchaft, Ihr Glück, welches mir theurer iſt als Alles, was ich beſitze und noch dem Leben abzuringen vermag.“

„Was wollen Sie damit ſagen, Marquis?“ fragte Emilie, ſich aufraffend, „welchen neuen Schrecken hat mir Ihre unermüdliche Zärtlichkeit bereitet! O Marquis — Sie kommen zur böſen Stunde für Ihre Hoffnungen. Ich fühle in dem Augenblicke ſtärker als jemals, wie glücklich ich wäre, hätte ich Sie niemals geſehen!“

„Sie ſind ungerecht, meine Liebe,“ erwiederte der Marquis

ſanft, „was hätten Sie mir vorzuwerfen? Wer war mehr vom Gefühle meines Unwerthes durchdrungen als ich? Habe ich Sie nicht wie ein Vater gewarnt vor den trügeriſchen Gefühlen, welche Sie beſtimmten, mir Ihre Hand zu geben? Wer hat mehr gelitten durch die Unbeſtändigkeit Ihres Herzens als ich? Haben Sie mich nicht elend gemacht, indem Sie mir die Leidenſchaften der Jugend opferten, um ſich dann mit ganzem Herzen ihnen deſto mehr hinzugeben? O Emilie — ich verdiene Ihre Vorwürfe — am wenigſten in dem Augenblicke, wo ich im Begriff ſtehe, mein Leben der Rache Ihres Verführers preis zu geben."

„Was ſagen Sie?" ſchrie Emilie, tödtlich erſchreckt, „Sie wollen ſich mit ihm ſchlagen? Sie wollen ihn alſo tödten? O, er entgeht Ihrem kalten Muthe nicht. Er wird ein Opfer ſeiner Verzweiflung werden. Er wird ſein hoffnungsvolles Leben unter Ihren Mörderhänden ausathmen, für mich, die ihn elend gemacht, ſterben — weil er für mich nicht leben kann. O Marquis — und Sie könnten hoffen, als ſein Mörder mir jemals ein anderes Gefühl einzuflößen, als Abſcheu und Verzweiflung? O mein Gott — mein Gott, was habe ich ſo Schreckliches verbrochen, um ein ſolches Uebermaß von Jammer zu verdienen!"

Weinend verbarg die Unglückliche ihr Haupt in den Kiſſen. Der Marquis ließ ihrem Schmerz eine Weile freien Lauf, dann ſagte er:

„Sprechen Sie — befehlen Sie, was fordern Sie von mir in dieſer Lage? Arthur von Bonval hat mich gefordert. Ich darf ihm die geforderte Genugthuung nicht weigern, er würde mich beſchimpfen, und wer ſteht dafür, daß er in der Stimmung, worin er ſich befindet, kann er ſeine Rache nicht im ehrlichen Zweikampf kühlen, nicht zu einem Meuchelmord oder Selbſtmord ſchreitet? Ich nehme den Kampf nur an aus Liebe zu Ihnen,

um Arthur vor ſich ſelbſt zu retten, um Sie vor Verzweiflung zu behüten. Was könnte Ihr Schickſal ſein, wenn Arthur als Mörder den Gerichten in die Hände fiele?"

Nach dieſen Worten überließ er ſeine Gattin den eigenen peinlichen Gedanken. Erſchüttert kämpfte ihr Herz mit allen Qualen der Todesangſt. Sie begriff, daß es abermals ihr Gatte war, bei dem ſie allein Troſt finden konnte; abermals war es jene ihr nun verhaßte Großmuth des Marquis, an welche ſie allein appelliren konnte, um ihren Geliebten von den Folgen ſeiner ſinnloſen Verzweiflung zu retten.

„Wann ſoll der Zweikampf ſtattfinden?" fragte ſie tonlos.

„In einer halben Stunde."

„O Gott — o Gott," rief Emilie aus, indem ſie beide Hände an ihr erſtarrendes Herz legte, „ſo werde ich ſterben, denn Sie werden ihn tödten!"

„Ich werde ihn nicht tödten!" ſagte der Marquis, „ich will ihn retten!"

„Wie vermögen Sie das in der Hitze des Kampfes — und hoffen Sie denn, daß ſeine Verzweiflung mit Ihnen ein Spiel treiben wird? Er wird Ihnen keine Wahl laſſen — wenn Sie ihn nicht tödten, ſo wird er Sie tödten!"

„Er wird mich nicht tödten," ſagte der Marquis verächtlich, „eben ſeine Knabenhitze iſt meine Sicherheit!"

„Und wo ſoll der Schauplatz des Kampfes ſein?" fragte Emilie athemlos.

„Vor dem alten Schloſſe, auf dem ehemaligen Turnierplatze Ihrer Väter — unter Ihren Augen, denn ich mache dieß zur Bedingung der Schonung Ihres Geliebten. Weigern Sie ſich — oder ſtören Sie den Kampf nur mit einem Laute — ſo muß ich ihn tödten."

Ausdruck, daß die Stadt Wien, welche „die Liebe des Kaisers zu ihr" nicht kenne, sich nicht mit Ruhm bedecken werde, wenn sie ihn nicht ehre, und daß sie ihn ehren müsse, wenn sie nicht ihre Ehre verlieren wolle. Ferner sagte er, daß Wien, wenn es ihn nicht ehre, sich selbst nicht ehre, und daß es ihn ehren müsse, wenn es sich selbst eh

ich weiß, daß Ihr Herz erbebt bei jedem Streiche, den ich gegen Arthur führe, wird ihm kein Haar gekrümmt werden — denn ich weiß, daß ich Sie tödte, wenn ich ihn tödte. Aber wenn der Kampf entfernt von Ihnen ſtattfindet, dann kann ich für Nichts ſtehen. Die Regeln der Klugheit und die Gebote der Selbſterhaltung werden dann allein meinen Arm beherrſchen."

Händeringend machte Emilie ſtumme Geberden ihres Abſcheues. Ihr Herz pochte ſo heftig, daß es ihr die Sprache raubte. Kalter Schweiß trat an ihre Stirn — ihre Thränen brachen wieder unaufhaltſam hervor und ſchluchzend preßte ſie endlich die Worte heraus:

„Sie ſind ein Unmenſch, Marquis — begreifen Sie denn nicht, daß es — mir nicht genug — iſt, ſein Leben geſchont zu wiſſen — mein Gott, was — wird aus mir, wenn Sie ein Opfer werden? — Welche Schmach — welche Zukunft für mich — es wird mich vernichten, mein Gewiſſen wird mich umbringen."

Der Marquis lachte laut auf.

„Kindiſche Beſorgniß!" rief er aus, „er mich tödten? Mein Kind — ſolche Knaben tödten den Mann nicht, der in Schlachten unverſehrt geblieben iſt. Ich bringe einen Schutzgeiſt mit in den Kampf, der ihn mir zum Spiele macht: das kalte Blut des geprüften Soldaten. Ich fürchte den Tod nicht, Marquiſe — aber das Leben hat für mich immer ſo viel Werth — weil ich weiß, daß es nicht zwecklos iſt — um nicht mit dieſer Zuverſicht Schonung Ihres Freundes zu verſprechen — wenn ich es nicht ohne Gefahr für mich ſchonen könnte. Zudem — faſſen Sie ſich, das zu ertragen, was nicht zu ändern iſt — Sie haben keine Wahl — wenn Sie nicht ſo viel Seelenkraft beſitzen, um zur Verhütung eines Unglückes eine vorübergehende Angſt auszuſtehen, welche Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, ſo iſt mein und Arthur von

Bonvals Leben ein Spiel des blinden Zufalls. Nur Ihre Gegenwart vermag mich so zu beherrschen, daß ich vollbringen kann, was ich verspreche."

„Ich werde es nicht zugeben," rief Emilie und sprang vom Bette auf, „ich werde dem Maire es anzeigen — das Duell muß gehindert werden."

„Besinnen Sie sich, meine Liebe," sagte der Marquis, „der Maire wohnt zwei Stunden von hier. Innerhalb derselben ist Alles entschieden."

„Ich werde Ihre Leute zusammenrufen"—

„Sie werden Ihren Befehlen nicht gehorchen—ich werde dann mit Arthur einen andern Platz aufsuchen."

„So giebt es kein Mittel, das Unheil zu verhüten?" jammerte Emilie.

„Keines als Ergebung—Muth — bedenken Sie, es sind die Folgen Ihrer eigenen Unbesonnenheit. Ich kann sie nur mildern— nicht ganz abwenden. Gehorchen Sie mir, so stehe ich dafür, daß Arthur eine heilsame Lehre empfängt, ohne sie mit seinem Blute zu bezahlen. Es wird sein heißes Blut abkühlen, seine Seele umstimmen und ihn belehren, daß kein Mensch dieser Gesellschaft bestehen kann, ohne Selbstbeherrschung, ohne das Recht der Familie und fremden Hausfrieden zu respektiren. Solche Grundsätze und Sitten, wie die seinigen, würden die Gesellschaft auflösen, die Menschen zu wilden Thieren herabwürdigen, alle Bande des Blutes und der Ehre zerreißen. Und Sie, meine Liebe — für Sie wird sie nicht minder heilsam sein, diese Feuertaufe der Seelenqual, welche Sie zu bestehen haben. Sie werden dieses furchtbare Erlebniß stets im Gedächtniß behalten, es wird Sie lehren, Ihr Herz und seine Empfindungen zu bewachen und zu bemeistern, und die peinigenden Folgen eines leichtsinnigen Augenblicks

werden Sie vor Wiederholung und Rückfällen beſchützen. Es iſt für uns Alle heilſam — Marquiſe — für mich ſelbſt am meiſten — denn wir tragen Alle einen Antheil an der Schuld, welche geſühnt werden muß."

Der Eindruck dieſer Worte war entſcheidend. Obwohl vom Angſtfieber geſchüttelt, kleidete ſie ſich doch ſchweigend an, um dem Marquis zu gehorchen.

„Sie werden auch den Troſt einer Geſellſchaft bei dieſer prüfenden Szene entbehren müſſen — Ihre Dienerinnen dürfen nicht geweckt werden — eine Stunde vor ihrem Erwachen iſt Alles beendigt. Faſſen Sie Muth — zwanzig Minuten werden hinreichen, die Sache zu Ende zu bringen."

„Machen Sie aus mir, was Sie wollen," ſagte Emilie, „ich habe keinen Willen — Gott iſt die einzige Zuflucht meiner Gedanken. Ich werde ihn bitten, daß er Sie in ſeine Obhut nehme!"

Auf einer Seitentreppe verließ Emilie zitternd am Arme ihres Gatten ihr Schlafgemach, um auf einem verdeckten Wege in den entlegenen Theil des Gebäudes zu kommen, welcher nur bei Feſtſpielen von den Einwohnern des Schloſſes beſucht ward. Emilie wurde in eine Art Loge hoch über dem Schauplatz gebracht, von wo ſie dem Kampfe zuſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

„Muth, Muth!" ſprach der Marquis, „und hüten Sie ſich, den Kampf zu ſtören. Bedenken Sie, daß jede Störung Einem von uns den Tod bringen kann. Warten Sie nur ruhig den Anfang des Zweikampfes ab — Sie werden bald Zuverſicht und Vertrauen in mich gewinnen!"

Und raſch, ohne eine neue Gegeneinwendung abzuwarten, eilte der Marquis hinweg, ſich gewaltſam von den Armen Emiliens losreißend und ſie Höllenqualen fühllos überlaſſend. Ehe ſie ſich

Rechenschaft geben konnte über die Gewalt, welche dieser Mann auf ihren Willen ausübte, öffnete sich bereits geräuschlos der Kampfplatz — dann hörte sie Pferde schnauben und im nächsten Momente erschien der Marquis mit zwei nackten Remontepferden, welche wild aufstiegen und den Kampfplatz mit ihrem Gewieher begrüßten.

„Schnell aufgesessen!" sagte der Marquis zu Arthur, der jetzt langsam auf dem Schauplatz vorschritt, „wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Mit einem Sprunge hatte der Marquis sein Pferd bestiegen und tummelte es nun in wildem Lauf um die Manege. Arthur hatte Mühe, seinem Beispiel zu folgen.

„En avant!" schrie der Marquis, indem er sich gegenüber am anderen Ende der Reitbahn aufstellte. „Die Sache muß schnell gehen — die Gefahr wird dadurch verringert."

Es schien, als gelte es ihm bloß ein Pferd zu dressiren.

Die Sonne schien über die Loge hinüber auf die beiden Gegner und beleuchtete ihre stolzen, muthigen Gestalten. Arthur war bleich — der Marquis völlig unverändert.

„Sehen Sie sich vor — schießen Sie nicht gegen die Sonne — nicht zu hoch," rief der Marquis, „und nun — vorwärts!"

Arthurs Pferd bäumte sich hoch auf. Ohne alle Dressur, an keinen Zügel gewöhnt, vereitelte es in tollen Sprüngen alle Bemühungen Arthurs, es in geregelten Gang zu bringen, während der Marquis sein Pferd ganz in seiner Gewalt hielt.

„Lassen Sie dem Pferde Luft," rief der Marquis, „vorgesehen — ich schieße — es gilt Ihrem Hute!"

Im nächsten Augenblick pfiff eine Kugel über dem Haupte Arthurs — der Hut flog weit weg in den Sand.

Wüthend über dieſen Hohn machte Arthur eine gewaltige Anſtrengung, um ſein Pferd gegen den Marquis zu treiben, in wilden Sätzen jagte es hin und Arthur zielte auf die Bruſt des Marquis. Aber dieſer, ſeinen Blick beobachtend, riß ſein Pferd in die Höhe, ſo daß er gedeckt war, und ſchoß das zweite Piſtol ab mit den Worten:

„Vorgeſehen — es gilt Ihr Pferd!“

Arthurs Schuß ging in die Luft — aber ſein Pferd brach, in die Bruſt getroffen, zuſammen.

„Sie haben noch einen Schuß!“ ſagte der Marquis, „zielen Sie — ſo nur zu hoch — pchiou — wie das ſauſ't!“

Arthur hatte ſeinen zweiten Schuß entladen, aber der Marquis warf ſich im Augenblick des Abdrückens ſo herum, daß die Kugel klafterhoch über ſeinem Haupt in die Holzwand ſchlug.

Emilie athmete aus einer Ohnmacht auf — ſie hatte keine Furcht mehr.

„Allons — aux armes!“ rief der Marquis, indem er vom Pferde ſprang und in einem Augenblicke beide Pferde aus der Manege brachte.

Er ſchien Reit- und Fechtſchule zu halten — Arthur ſchäumte.

Jetzt wurden die Säbel ergriffen — in einer Sekunde hatten ſich die Kämpfer ausgelegt, Arthur eröffnete dieſen neuen Kampf mit einem raſenden Ausfall — ſein Säbel flog ſogleich hoch in die Luft.

„Basta!“ rief der Marquis, ohne ſeinen Gegner eines Blicks zu würdigen, „zu den Degen, vielleicht ſind Sie damit glücklicher!“

Arthur hatte alle Beſinnung verloren. Mit dem Geheul eines wilden Thieres warf er ſich auf ſeinen Gegner mit wohlberechnet tödtlichem Stoß — ein kurzer Kampf —

„Decken Sie Ihre Bruſt!“ ſchrie der Marquis, „sacristie —

bald hätte ich Sie durch und durch gerennt, ohne es zu wollen. Verflucht sei Ihre Hitze — fort mit dem Degen; sonst muß ich Sie tödten."

Abermals flog Arthurs Degen weit hinweg.

Das Herz Emiliens schlug fast nicht mehr — so sehr hatte sie die Gewandtheit des Marquis sicher gemacht — sie glaubte den Kampf beendigt, als sie aber sah, daß sich die beiden Gegner nochmals und zum schrecklichsten der Gänge anschickten, als sie Dolche in ihren Händen blinken und sie neuerdings auf sich losstürzen sah, entrang sich ein Schrei ihrer Brust —

„Sie sind ein Unsinniger!" schrie der Marquis, als Arthur getroffen im Herzen von diesem Ausruf sich eine Blöße gab, „fast hätten Sie sich wieder das Messer in den Leib gerennt. Fort damit!"

Mit diesen Worten warf er seinen Dolch von sich, während Arthur den seinigen behielt — umklammerte Arthurs schmächtige Gestalt an seine Riesenbrust pressend, so daß er seine Hände nicht gebrauchen konnte, warf ihn in den Sand, entriß ihm seinen Dolch und setzte ihm diesen an die Brust mit den Worten:

„Nun, Knabe — ist's gefällig zu sterben?"

„Stoß zu, Klopffechter!" schrie Arthur, „ein Entehrter lebt nicht!"

„Ein Entehrter!" sagte der Marquis hohnlachend, indem er Arthur höflich die Hand bot, um ihn aufzurichten „warum entehrt? Weil ich stärker und geschickter bin als Sie? Welche Begriffe haben Sie von der Ehre? Entehren kann man sich nur durch niedrige Handlungen. Gehen Sie — Sie sind nicht entehrt — aber besiegt."

Arthur erhob sich, um beschämt, vernichtet von dannen zu gehen, als der Marquis ausrief:

„Halt, noch fehlt die Erfüllung der letzten Bedingung! Vielleicht iſt es jetzt der Dame unſeres Herzens möglich, Ihre getheilten Gefühle zu ſammeln und ſich beſtimmt und für Lebenszeit für Einen von uns zu entſcheiden!“

Eine Pauſe des Stillſchweigens — man hörte nur laut ſchluchzen.

„Mag ſie entſcheiden, wie ſie will — ein Elender nur widerſetzt ſich ihrer Wahl. Nehmen Sie dieſen Degen — ſtoßen Sie mich nieder, wenn ich es thue, wenn die Wahl auf Sie fällt.“

Ein Geräuſch von nahenden Schritten und im Fluge rauſchenden Gewändern, lautes Weinen und Emilie lag an der Bruſt des Marquis — bedeckte ſein Antlitz mit heißen Küſſen — dann warf ſie ſich auf ihre Kniee und umklammerte die ſeinigen.

„Verzeihung! Verzeihung — mein Gatte, mein Geliebter, mein Alles!“

Der Marquis ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. Arthur bebte — aber ein Gefühl von Ehrfurcht vor ſeinem Ueberwinder ſpiegelte ſich in ſeinem Antlitz. Der Marquis reichte ihm die Hand mit liebreicher Geberde.

„Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen euch und mir — ich bin nicht beſſer bei Gott. Ihr ſeid Kinder und ich bin ein Mann. Laßt uns das Vergangene vergeſſen und verzeihen, und Sie, Arthur von Bonval, zürnen Sie mir nicht und ehren Sie den Frieden meines Hauſes!“

Des andern Tages reiſte der Marquis mit ſeiner Gattin nach Paris — verſöhnt. Aber Emilie trug den Keim des Todes in ſich.

Wieder lag Arthur auf dem Krankenlager. Destouches hatte ihm dießmal keinen Troſt zu bieten. Er ſaß niedergeſchlagen neben dem Patienten, das Haupt in die Hände geſtützt, in gedankenloſes Hinbrüten verſunken.

„Er wird ſie tödten!“ ſagte Arthur, „und ich kann ſie nicht retten. Er iſt mir überlegen an Kraft und Intelligenz. Sie liebt ihn — er übt einen unbegreiflichen Zauber über ſie aus. Ich verzweifle an Allem, an mir, an ihr, an Gott.“

Destouches antwortete nicht, aber er fing an ſeine Gedanken zu ſammeln.

„Vergeblicher Kampf!“ ſagte er endlich, „vergeblicher Kampf gegen das böſe Prinzip. Ich habe es ſo oft erfahren — die Bosheit iſt allmächtig. Aber dennoch treibt es mich immer wieder, ſie zu bekämpfen. Was ſoll ich Ihnen rathen? Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir — ich ſelbſt war zeitlebens unglücklich dadurch, daß ich den Böſen immer in den Weg trat. Thun Sie es nicht, wenn Sie glücklich ſein wollen. Suchen Sie Ihr Glück da, wo alle Uebrigen es ſuchen. Erſticken Sie alle Ihre beſſeren Empfindungen, ſein Sie gefühllos, hart, ohne Mitleid, lieben Sie nur ſich ſelbſt und Sie werden glücklicher ſein als ich es je geweſen. Was werden Sie thun?“

„Was ich nicht laſſen kann,“ ſagte Arthur, ſich wieder aufraffend mit Feuer, „ich werde ihn aufſuchen, ich werde ihm folgen wie ſein Schatten, ich werde ihn entlarven — und ſollte es mich mein Leben koſten. Es iſt mir gleichgültig, ich habe es bereits verloren. Hat er mir nicht Alles getödtet, was das Leben ausmacht? Ich hatte eine Ehre, er hat ſie mir zertreten, er hat mich dem Hohn und der Verachtung preis gegeben, ich hatte ein Herz, er hat es mir erdrückt, ich habe nichts mehr als meinen Leib, einen Leib ohne Seele — er iſt

mir nichts werth, ich werde ſein elendes Daſein von mir werfen wie eine Bürde. Ich will ihm nach — nach Paris — dem Sumpf, wo die Ungeheuer ſeiner Art laichen und die Welt mit ihrer Brut anfüllen."

„Sie haben Recht — gehen Sie nach Paris, Sie werden dort Zerſtreuung finden."

„Ich werde ihn finden, das iſt mir genug — ich lebe nur für ihn — ich bin ſein Verhängniß — ich will es in Erfüllung bringen."

Wenige Tage ſpäter brachte Arthur ſeinen Vorſatz in Ausführung. Er trennte ſich mit Schmerz von dem einzigen Freunde, den er beſaß — von Destouches, der ſein ganzes Weſen verändert hatte. Dieſer war muthlos, zerſchlagen, er fühlte das Gewicht ſeiner Jahre und einer Zeit, deren Elend er nicht mehr faſſen konnte. Er billigte den Vorſatz Arthurs, ohne ihn zu ermuntern, und als er ſich von ihm verabſchiedete, ſagte er im bangen Vorgefühle:

„Mein Freund, die Welt liegt im Sterben — der jüngſte Tag bricht heran — man möchte ein Schwärmer werden über dieſe Zeichen, welche die Propheten verkündet haben. Ueberall triumphirt das Böſe — im Staat, in der Geſellſchaft, in der Familie. Niemand und Nichts iſt zu retten. So gehen Sie denn mit Gott und erfüllen Sie Ihre Beſtimmung, wie ich die meinige — wir werden uns nie wiederſehen."

Drittes Kapitel.

„So wäre denn die Karte gemiſcht — das Spiel mag beginnen!" ſagte der Marquis, indem er ein Dokument entfaltete, wodurch ſeine Gattin ihm die freie, unverantwortliche

Verwaltung des Vermögens auf Lebenszeit und deſſen Erbſchaft im Fall ihres Todes zuſprach.

„So hätte ich mir denn den Beweis geliefert, daß der Menſch der Herr ſeines Schickſals iſt. Welchen unerhörten Lauf habe ich hinter mir! Das Vermögen der Beaumarchais iſt mein. Durch alle Wildniſſe und Oeden eines gemeinen Schickſals hindurch habe ich mir Bahn gebrochen bis zu den höchſten Höhen der Menſchheit. In wenig Tagen werde ich Pair von Frankreich ſein. In drei Monaten werde ich Millionen unter meinen Händen haben. Was hindert mich noch weiter zu gehen? Wahrlich die erſten Stufen zu erklimmen war gefährlicher, als es die letzten ſind. Der Dinge Wechſel iſt außerordentlich. Das Scepter Frankreichs liegt ſchon auf der Erde. Wenn es mir gelänge, mich dem Haufen bemerkbar zu machen? Oder eine die Einbildungskraft bezaubernde Fabel zu erfinden? Der Zufall, das Glück, die Volkslaune können mich noch zum Herrn dieſes Landes machen, wenn auch ein Anderer ſeine Krone trägt. Was liegt an dem leeren Titel? Was an dieſem Purpur, in welchem ſich die Schwäche verbirgt? Als Richelieu das Ruder des Staats führte, lag Frankreich zu ſeinen, nicht zu des Königs Füßen. Wohl mir, daß ich mir ſagen kann, ich bedarf keiner Krone, um ein König zu ſein. Schon habe ich die Fäden in meiner Hand, welche die Zügel leiten — bald, bald, Iſidor, — fällt kein Sperling vom Dache in dieſem Paris, womit Europa nicht fertig zu werden weiß, ohne meinen Willen. Ich habe das Geheimniß dieſes wunderbaren Volkslebens, ich kenne den Braukeſſel der Partheiſucht — ich werde mich zum Meiſter dieſer Werkſtätte machen, wo ſo viele Staatsſtreiche, Komplotte, Miſſionen und Projecte geſchmiedet werden.“

Mit einem triumphirenden ſtolzen Lächeln ſchloß Oſinsky die Augen und träumte von ſeiner Größe.

Da öffnete ſich die Thüre und ein Laquai trat verwunderungsvoll, den Kopf ſchüttelnd, herein. Er trug in der Hand einen Blumenſtrauß von kleinen weißen Blümchen.

„Seltſam!“ ſagte er, „dieſer Blumenſtrauß wurde ſo eben hier beim Portier abgegeben. Ein kleiner munterer Knabe brachte ihn und ſagte, er gehöre für den Herrn Marquis. Als man ihn fragte, von wem er komme, ſagte er, „der Herr Marquis wiſſe es ſchon“ und entſprang.“

„Ein Scherz wahrſcheinlich von einer Dame,“ ſagte der Marquis, indem er nachläſſig nach dem Bouquet griff, um es zu betrachten. Seine Kurzſichtigkeit ließ ihn nicht gleich die Blumen erkennen.

„Was ſind das für Blumen — alle weiß?“ ſagte er.

„Ich bin eben nicht ſtark in der Botanik,“ erwiederte der Laquai, „kenne auch die lateiniſchen Namen nicht, aber in der gemeinen Sprache nennt man dieſe zierlichen weißen Blüthen: Weißes Vergißmeinnicht! Der Name ſtammt, ſo viel ich weiß, aus Deutſchland.“

„Weißes Vergißmeinnicht!“ ſchrie Oſinsky auf, und brachte die Blumen näher an ſeine Augen.

„So iſt es, Herr!“

Der Marquis erbleichte und ſank erſchöpft in ſeinen Stuhl zurück. Einige Minuten vergingen, ehe er ſeiner Gemüthsbewegung Herr wurde. Endlich ſagte er zu dem erſtaunten Bedienten mit erzwungenem, nachläſſigem Tone: „Thue mir den Gefallen, Georges — und wirf die Blumen auf den Miſt!“

Georges ging und ſetzte die Blumen, welche ihm ſehr gefielen, in ein Glas mit Waſſer.

ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΟΙΟΥ ΕΣΤΙ ΤΟ ΕΥ ΖΗΝ
Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Ἐν τούτοις ἐστὶν ἡ ἀρετὴ καὶ τὸ εὖ ζῆν, ἐν τῷ τὰ μὲν ποιεῖν τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, καὶ ὀρέγεσθαι καὶ ἐκκλίνειν τὰ μὲν τὰ δὲ μή, καὶ ἐν τῷ ἔχειν τὰ ἀγαθὰ ἢ ἐπιτηδείως ἢ μὴ ἐπιτηδείως. Ἐπιτηδείως μὲν οὖν ἔχει τὰ ἀγαθὰ ὅταν ἐν τῷ ἔχοντι ὑπάρχῃ ἃ ἐστὶν ἀγαθὰ τῷ ἔχοντι· ἐπιτηδείως δὲ ἔχειν λέγω τὸ καὶ ἐν ποσῷ καὶ ἐν ποιῷ καὶ ἐν πρὸς τί καὶ ὅτε καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα προσδιορίζομεν.

Lady, Lady, I know not how, but we are so
Lady, Lady, I know not how, but we are so
Lady, Lady, I know not how, but we are so

Auch die Stadt Ostpreußens, die ihr Name, wie kaum ein anderer, mit dem Deutschtum verbindet, die Stadt, die Jahrhunderte lang Hüterin deutscher Kultur und deutschen Geistes im Osten war, die Stadt, die nach dem Weltkriege unter schwersten Opfern ihr Deutschtum bewahrte, sie ist heute russisch. Königsberg, die Stadt Kants, ist heute Kalinin. Wie ein Hohn klingt es, daß der Name des Mannes, der in seinem Werke „Zum ewigen Frieden" die Grundlagen für den Völkerbund schuf, heute der Name einer Stadt ist, die Sitz der Sowjetregierung ist, die Sitz der Regierung eines Staates ist, der sich mit allen Mitteln gegen den Völkerbund wehrt.

Wir Deutschen sind ein Volk, das sich gern selbst kritisiert. Wir sind uns unserer Fehler bewußt, wir wissen, daß wir nicht vollkommen sind. Wir wissen auch, daß wir Deutschen nicht immer gut regiert haben. Aber

Endlich kam man ins Freie. Bei dem Schein einer matt leuchtenden Laterne ſah Bonval den Marquis — nein — ſeine Geſtalt bloß, übrigens ein ihm ganz fremdes, bärtiges Geſicht mit buſchigen Brauen in das Haus treten, welches wir ſo eben beſchrieben haben.

Als Arthur ſich nach ſo mühevoller Beobachtung ſo bitter getäuſcht ſah, konnte er ſeinen Irrthum nicht begreifen. Wie war es möglich, daß er ſich täuſchte, da Niemand in demſelben Augenblick das Theater verließ wie der Marquis? Da Niemand ſich in einem Wagen entfernte wie er? Da es Arthur unglaublich ſchien, daß er bei geſteigerter Aufmerkſamkeit ſeiner höchſt aufgeregten Sinne den Wagen des Marquis aus dem Geſicht verloren haben könnte? Alle dieſe Fragen ſteigerten ſeinen Unmuth, aber auch ſeine Hartnäckigkeit. Obſchon im Voraus ohne Hoffnung, auf dieſem Wege des Irrthums nun noch etwas zu erfahren, hatte er doch die Geduld, zwei Stunden in der Straße die Rückkunft des Fremden zu erwarten und ihn dann feſt ins Auge zu faſſen. Seine Geduld wurde einigermaßen belohnt, denn nach zwei Stunden verließ derſelbe Fremde, welchen Arthur hatte eintreten geſehen, das Haus — aber es war nicht der Marquis. Arthur hatte ſich ſo geſtellt, daß er den Fremden im Lichte der Laterne am Hausthore ſehen mußte. Er hatte keine Aehnlichkeit mit dem Marquis. Aber mechaniſch ſeinen Schritten folgend, glaubte Arthur zu bemerken, daß der Fremde eine auffallende Aehnlichkeit mit der Figur, dem Gange und der Haltung des Marquis hatte. Der Fremde ſchlug diesmal einen andern Weg ein, als den er gekommen war. Arthur folgte ihm auf dem Fuße bis ins Quartier des Pantheon. Hier pochte der Fremde drei Mal leiſe an ein Hausthor. Man öffnete ohne Licht — der Fremde verſchwand. Da allem Anſcheine nach hier die Wohnung

und Bruder — und so ging Alles weiter und weiter, bis Alle, Alle, Alle,

zeitigen — Beſuches verſchafft? Haben Sie eine unruhige Nacht gehabt?"

Arthur zitterte vor Verlegenheit und wußte nicht den rechten Ton zu finden, um ſich mit einer Perſon dieſer Gattung zu unterhalten.

„Mein Kind," — ſagte er endlich gepreßt „ich komme Sie um einen Dienſt zu bitten." —

„Auf die Kniee dann," — antwortete Ninon ausgelaſſen, „ich empfange Bitten von Männern in keiner anderen Weiſe."

„Es handelt ſich," fuhr Arthur erröthend fort, „bloß um eine kleine Auskunft, welche Ihnen nichts koſtet und welche ich gerne mit — "

„Sie wollen mich wohl beſtechen," unterbrach ihn das Mädchen furios, „zu einer Indiskretion an meinen Freunden verleiten?"

„Nicht ſo eigentlich," erwiederte Bonval herzhaft, da er einſah, daß hier ohne Umſchweife geſprochen werden müſſe, „aber wenn auch — was verſchlägt Ihnen das — wenn ich Ihr Ja oder Nein mit funfzig Francs bezahle?"

Dabei legte er zwei Goldſtücke — auf den Tiſch: die Hälfte ſeiner Habe.

Ninon betrachtete Bonval mit einer boshaften Neugierde.

„Ah, Sie ſind wohl der Abgeſandte irgend einer eiferſüchtigen Dame?" fragte ſie, ihn groß betrachtend, „ſchade für ſo einen hübſchen Jungen, daß er ſich dazu hergiebt. Haben Sie denn kein Herz im Leibe?"

„Sie irren, mein ſchönes Kind," erwiederte Bonval, „es handelt ſich um weit Wichtigeres, als Eiferſucht — es handelt ſich vielleicht um das Schickſal einer edlen Dame."

„Alſo doch um eine Dame — nun, mein Herr, die Audienz

हे अनुवादित. तसे केले नाही तर अनुवाद अपूर्ण होतो.

अनुवाद करताना मूळ लेखकाचे विचार, भावना, शैली, आशय, अर्थ, संदर्भ, संकल्पना, उद्देश, हेतू, परिणाम, प्रभाव, वाचकांवर होणारा परिणाम, वाचकांची प्रतिक्रिया, वाचकांचा प्रतिसाद, वाचकांचा अभिप्राय, वाचकांचा दृष्टिकोन, वाचकांचा दृष्टिकोन, वाचकांचा दृष्टिकोन

„Beiſtehen? Es iſt die Frage. Aber wenigſtens werde ich nicht die Hand Ihren Feinden bieten. Nun fragen Sie immerhin —"

„Mit einem Worte — dieſe Frage iſt nur eine Vorbereitung — kennen ſie einen Marquis mit einem Namen, deſſen Anfangsbuchſtaben Q. und D. ſind?"

„Aufrichtig — ich kenne keinen Marquis," ſagte Ninon lachend, „aber beſchreiben Sie mir ſeine Perſon, ſeinen Charakter und vielleicht finde ich unter meinen Carls, Leopolds, Ferdinands, Emils den Mann, den Sie ſuchen."

„Ich ſah geſtern Abend einen Mann in Ihr Haus gehen, der ſehr viel Aehnliches mit ihm hat —"

„Iſt es dieſer?" fragte Ninon raſch und mit leichtem Erröthen; „ein Marquis, ſagen Sie — mit Q und D — erzählen Sie — was wiſſen Sie von ihm?"

„Nichts, mein Engel," entgegnete Arthur, „nicht ein Mal ob er es iſt — aber ſeine Geſtalt, ſeine Haltung hat er."

„Nun und worin unterſcheidet er ſich?"

„Er hat keinen Bart, keine Aehnlichkeit mit ſeiner Phyſiognomie — allein es giebt Künſte —"

„Falſche Bärte et cetera," fiel Ninon ein; „Ihre Sache fängt mich an zu intereſſiren. Zwar iſt der Mann, der mich geſtern beſuchte, kein Marquis, ſondern — kurz ein Mann, der Sie ganz und gar nichts angeht — aber ich entſinne mich eines Freundes, der Ihr Mann ſein könnte. Fahren Sie fort, mir ſeine Perſon zu beſchreiben und vor Allem ſeinen Charakter — ich werde desgleichen thun — wir vergleichen dann die Züge und tauſchen unſere Geheimniſſe aus, das iſt ein ehrlicher Handel."

„Alſo — hochgewachſen — ſtark in den Vierzigen —"

„Das trifft ein —" ſagte das Mädchen voreilig. „Aber ſein

Ausführung. Es ist zu unterscheiden zwischen einer Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 UStG und einer Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 2 UStG.

Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 UStG. Eine Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 UStG liegt vor, wenn ein Unternehmer Lieferungen oder sonstige Leistungen im Rahmen seines Unternehmens ausführt.

Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 2 UStG. Eine Ausführung i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 2 UStG liegt vor, wenn ein Unternehmer Gegenstände in das Inland einführt. Wie Einfuhr, Einfuhr i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 4 UStG, Einfuhr i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 5 UStG, Einfuhr i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 6 UStG, Einfuhr i. S. v. § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr.

Eine Pauſe unterbrach das Geſpräch. Ninon betrachtete Arthur mit großem Intereſſe. Ihre großen lichtvollen Augen ſchienen ſich das Bild ſeiner Erſcheinung genau aufzufaſſen. Dann erhob ſie ſich vom Divan und ſagte:

„Mein Herr, Sie ſehen, wir ſind am Ziele unſerer Nachforſchungen. Der Mann, den Sie ſuchen, gehört ſicher nicht zu meinen Bekanntſchaften.“

„Sind Sie deſſen ganz gewiß?“ wagte Arthur nochmals zu fragen, indem er ebenfalls ſich erhob, „ich will mein halbes Vermögen drum geben — es iſt zwar klein genug — um Gewißheit und Auskunft über gewiſſe Dinge zu erhalten.“

„Es thut mir leid — unendlich leid!“ ſagte Ninon ſich moquirend unter zahlloſen Verbeugungen „einem ſo artigen Kavalier nicht beſſer dienen zu können. Wenden Sie ſich mit Ihrem Gebet an die große Göttin der Liebe, vielleicht hilft ſie Ihnen zu Ihrem Ziele, denn ſie iſt die Beſchützerin der unglücklichen Liebe. Adieu — ſchöner Ritter gekränkter Ehefrauen! Ich werde Ihr keuſches Andenken in meinem kleinen Herzen bewahren.“

Damit gab das muthwillige Kind Arthur den Abſchied. Wie mit Blut übergoſſen, voll Scham und Entrüſtung entfernte ſich dieſer, indem er kein Wort weiter hervorbrachte. Verfolgt von dem ausgelaſſenen Gelächter Ninons ergriff er die Flucht, um nicht Zeugen des Skandals auf ſeinen Wegen zu finden, welche nicht verfehlt haben würden, der Scene eine andere Bedeutung zu geben, als diejenige war, welche ſie hatte. Er war um nichts klüger geworden. Seine Zweifel waren nicht gelöſt, es blieb ihm faſt nichts übrig, als an des Marquis allgemein anerkannte Ehrlichkeit zu glauben.

Viertes Kapitel.

Kaum hatte Arthur das Haus des weißen Vergißmeinnichts verlaſſen, als Ninon wie toll in ihrem Stübchen umherſprang und ſich einer lebhaften Freude ganz und gar hingab. Marguerite, die Haushälterin, kam neugierig aus der Küche herbei, um ſchnell zu erfahren, was der Beſuch zu bedeuten gehabt, wurde aber ſofort von Ninon ergriffen und unter ausgelaſſenem Geſange gezwungen, eine Galoppade zu tanzen, wobei einige Stühle und Geräthſchaften in ſolche fatale Gleichgewichtsverhältniſſe kamen, daß die beiden Bacchantinnen mit ihnen zugleich zu Boden fielen. Keifend und ſchimpfend kroch Marguerite unter der Barrikade hervor, während Ninon, ergriffen von einem Lachkrampfe, liegen blieb und ſich am Boden wälzte.

Die Urſache dieſes ungewöhnlichen Vergnügens war eine Entdeckung, welche ſie im Geſpräche mit Arthur gemacht hatte.

„Sagt' ich's Dir nicht immer," rief Ninon endlich aus, nachdem ſie ſich ſatt gelacht hatte, „ſagte ich nicht immer, ſein Bart iſt falſch?"

„Weſſen Bart denn?" fragte Marguerite, kämpfend mit Neugierde und Zorn.

„Nun — der Bart des Columbus. Ich weiß, wer Er iſt."

„Wirklich — nun, wer iſt er denn?" entgegnete die Haushälterin, indem ſie Ninon von der Erde aufhob und ihre Kleider in Ordnung brachte.

„Ein Gauner iſt er, ein Erzgauner, ha, ha, ha! Er täuſcht und betrügt alle Welt."

„Ha, wenn's weiter nichts iſt," brummte die Alte, „ich denke, das iſt nichts Neues, das wiſſen wir ja längſt."

„Du verſtehſt mich nicht; wenn ich ſage, ein Gauner, ſo meine ich, daß er ein vornehmer Herr iſt.“

„Nicht möglich — alſo doch —“

„Ha, ha, ha, darum läßt er ſich alſo nicht am Barte zupfen und wird ganz böſe darüber — der Erzſchelm — und, wie geſagt, verheirathet iſt er auch und hat ein junges, ſchönes Weib zu Hauſe.“ Dieſe Worte ſprach Ninon mit einer Art von befriedigtem Stolze.

„Ja, einen Narren hat er an Ihnen gefreſſen — das iſt wahr!“ ſagte Marguerite, „ich glaube nicht, daß er irgend Jemanden auf der Welt liebt, als Sie.“

„Aber ein Schelm iſt er doch, mich ſo zu betrügen! Ich könnte ein Buch ſchreiben über alle die Lügen, welche er mir vorgemacht hat.“

„Aber wie heißt er denn?“

„Das weiß ich noch nicht genau — einſtweilen genügen die Anfangsbuchſtaben. Man nannte mir zwei — alſo muß er zwei Namen haben. Du kennſt ganz Paris, Marguerite; ſage mir, kennſt Du nicht einen Marquis, deſſen Namen mit O. und D. anfangen? So viel ich weiß, giebt es wenige Namen, die mit O. anfangen.“

„Vielleicht Ouabiou?“ ſagte die Alte nach einigem Nachſinnen.

„Aber, wo bleibt das D?“

„Das iſt wahr — ſeltſam, in dieſer Zuſammenſetzung kann es wohl nur einen Namen geben! Ohnehin weiß ich außer dem genannten mit O. keinen zweiten zu nennen.“

„Denke nach — beſinne Dich — er muß in der St. Antoine wohnen und ein ſehr vornehmer Herr ſein, denn er iſt gar zu ſehr an das Befehlen gewöhnt. Dieſes herriſche Weſen lernt man nur in der

Ich Narcissus, Ich bin meiner Schönheit müde — ich bin
meiner Liebe müde — ich bin meiner Qual müde — ich bin
meiner Lust müde —

„Des Grafen Beaumarchais!" wiederholte Ninon mit Andacht.

„Der Nichte des Grafen Lambord, Pairs von Frankreich, künftigen Miniſters —"

„Ah — was Du ſagſt — und iſt er es denn wirklich — mein Columbus — mein vielgeliebter Spitzbube, dieſer Erztaugenichts, den ich ſo liebe — ſo liebe — daß ich von Sinnen bin zuweilen —"

„Bei alle dem wiſſen wir noch nichts Gewiſſes," ſagte die Alte, „wir müſſen ihm etwas beweiſen können — er wird leugnen —"

„Ja, Du haſt Recht — er wird mir Alles ableugnen — wie der lügen kann —! ich ſage Dir, er hat mir einmal geſagt, daß er erſt dreißig Jahre alt ſei — ich lachte ihm ins Geſicht, er wurde böſe und wußte mich ſo herumzukriegen, daß ich ihn einen Augenblick ganz verdutzt glaubte — als er aber ſah, daß ſein Zweck erreicht war, lachte er mich aus wegen meiner Leichtgläubigkeit. Ich ſage Dir, er hat eine Art zu lügen, welche mir vorkömmt, wie wenn ein Strauchdieb mit der Piſtole auf der Bruſt la bourse ou la vie begehrt. Wer es wagt, zu zweifeln, iſt in Gefahr, von ihm erwürgt zu werden. Und doch liebe ich ihn."

„Weil Sie eine Närrin ſind. Man muß die Männer nicht lieben, ſondern ſich von ihnen lieben laſſen. So wie ein ſolcher Unhold ſieht, daß er geliebt wird, treibt er ſein Spiel mit Einem — aber wie wollen wir ihn überweiſen, daß er der Marquis ſei? Man muß vorſichtig ſein — man muß bedenken, daß wir in Gefahr ſtehen, ihn zu verlieren, wenn wir es ungeſchickt anfangen."

„Gut — laß mich nur machen, Marguerite — ich will die Sache einfädeln, daß er weder zürnen, noch ausweichen kann. Und wenn er zürnt, ſo wird er doch Zeit haben, ſich abzukühlen."

Eilig ſetzte ſich Ninon an ihren Toilettenſpiegel und ordnete

Sie ist dem Verfasser nicht bekannt und wird auch kaum mehr zu finden sein. Sie ist wohl nicht viel anders gewesen als die Ausgabe von 1555.

Die Ausgabe von 1555 ist in Quart gedruckt und hat 4 Bogen mit den Signaturen A—D. Auf dem Titelblatt steht: Ein new Lied, Wie es Hans Sachs gedicht hat. Mit 5 Personen zu singen. Gedruckt zu Nürnberg durch Hans Guldenmund. 1555. Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein Holzschnitt, der 5 Personen darstellt, die um einen Tisch sitzen und singen. Die 5 Personen sind: Der Wirt, Der Gast, Der Bauer, Der Pfarrer, Der Schulmeister. Auf der Rückseite des letzten Blattes ist ein Holzschnitt, der einen Bauern darstellt, der auf einem Esel reitet. Die 5 Personen singen abwechselnd je eine Strophe. Die 4 ersten Strophen sind 4zeilig, die letzte ist 5zeilig. Der Reim ist: aabccb. Die Ausgabe von 1555 ist in Quart gedruckt und hat 4 Bogen mit den Signaturen A—D. Auf dem Titelblatt steht: Ein new Lied, Wie es Hans Sachs gedicht hat. Mit 5 Personen zu singen. Gedruckt zu Nürnberg durch Hans Guldenmund. 1555. Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein Holzschnitt, der 5 Personen darstellt, die um einen Tisch sitzen und singen. Die 5 Personen sind: Der Wirt, Der Gast, Der Bauer, Der Pfarrer, Der Schulmeister. Auf der Rückseite des letzten Blattes ist ein Holzschnitt, der einen Bauern darstellt, der auf einem Esel reitet. Die 5 Personen singen abwechselnd je eine Strophe. Die 4 ersten Strophen sind 4zeilig, die letzte ist 5zeilig. Der Reim ist: aabccb.

ihn liebe, obwohl er ein Gauner iſt — bloß wegen ſeiner Männlichkeit und Kraft, ſo möchte ich gar nicht länger leben als er lebt, denn er füllt mein Herz aus — ohne ihn wären mir alle dieſe einfältigen Jungen, mit welchen ich ſpiele — eine gar zu fade Tändelei!"

„Sie ſind ein närriſches Kind — ich begreife nicht, was Sie an dem alten Taugenichts ſo bezaubert. Ihn ſchröpfen, das laſſe ich mir gefallen — er hat immer alle Taſchen voll Geld — aber ihn lieben, iſt ungereimt. Ich für meinen Theil zöge die Jugend immerhin vor. Sie iſt flatterhaft, taugt nicht viel, das iſt wahr, aber immerhin hat ſie Wahrheit der Gefühle. Aber ſo ein alter Wüſtling, deſſen Herz längſt verdorrt iſt, verdient nicht, daß man anders an ihn denkt, als um ihn zu betrügen."

„Betrügen, Marguerite — ach wie gerne möchte ich ihn betrügen! Aber eben daß er ſich nicht betrügen läßt, gefällt mir an ihm, ich mag noch ſo ſchmeicheln, er durchſchaut mich; ich ſage Dir, es iſt großartig, er ſagt mir alle meine Gedanken, meine Verſtellungskünſte ſind alle an ihm verloren, er läuft mir nicht nach, faſt muß ich ihn immer ſuchen, wenn ich ihn ſehen will — ich möchte ihn zum Manne haben, denn er iſt ein Mann. Mag ſein, daß er durch und durch ein Taugenichts iſt, aber er hat doch Charakter und ſteht daher in meinen Augen höher als diejenigen, welche eben ſo große Taugenichtſe ſind und keinen Charakter haben. Ich würde mich von ihm ſchlagen laſſen wie ein Kind und ihn doch lieben; wenn er mich davon jagte, würde ich zehnmal wiederkommen — das macht, weil er ein Mann iſt."

„Ich aber glaube, das macht, weil Sie ein Kind ſind," ſagte Marguerite. „Nehmen Sie ſich in Acht — Männer ſeiner Art laſſen nicht mit ſich ſpaßen."

Inzwiſchen war die Toilette Ninons vollendet. Ohne zu

antworten, warf ſie ihre Mantille um die Schultern und ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen.

„Was wollen Sie thun, kleine Leichtſinnige?“ fragte Marguerite beſorgt.

„Ich will zu Lupin dem Bären — ich will ihm ſchmeicheln, um durch dieſen Spürhund Gewißheit zu erhalten. Er ſelbſt iſt neugierig zu wiſſen, wie es ſich mit Columbus verhält. Man darf ihm nur eine Spur angeben, um des Wildes ſicher zu ſein. Er wird ſich nicht täuſchen laſſen. Iſt Oſinsky mein Columbus, ſo wird ihn Lupin erkennen und wenn er drei fingerdicke Masken trüge.“

Vergebens waren alle Bemühungen Margueritens, Ninon abzuhalten — ſie ging, ſie fand Lupin, den ſie ſuchte, und noch vor Abend brachte ihr dieſer Gewißheit von der Identität der Perſon des Columbus und des Grafen Oſinsky. In Folge dieſer erfreulichen Entdeckung — welche ſie ſich jedoch hütete Margueriten mitzutheilen, erlaubte ſie ſich den Schwank mit dem Blumenſtrauß, der den Marquis ſo entſetzte. Was ſie vermuthet hatte, geſchah — Columbus kam dieſen Abend noch eine Stunde vor ſeiner gewöhnlichen Zeit. Sein Aeußeres war bis in die kleinſten Details ſo entſtellt, daß es unmöglich war, ihn zu erkennen.

„Nun, kleine Katze, was machſt Du?“ ſagte er mit fremdartiger, verſtellter Stimme.

„Ei ſieh da, gnädiger Herr Columbus,“ ſagte Ninon zurückweichend nach den erſten Begrüßungen, „was ſehen Sie mich denn heute ſo ſtrenge an? Sie ſuchen wohl eine gewiſſe Frau Marquiſe in mir, welche Ihnen, wie man ſagt, ſehr wohl gefällt?“

„Alſo iſt der Blumenſtrauß richtig von Dir?“

ſagte Columbus mit einem ſo ſchrecklichen Ton, daß Ninon zitternd auf ihre Kniee fiel und ſagte:

„Ach Gott, wie Du zornig biſt — verzeih mir den kleinen Scherz, ich wußte nicht, daß er Dich ſo böſe machen würde. Ach es machte mich ſo glücklich zu wiſſen, daß Du ein vornehmer Herr biſt. Kein Menſch weiß davon, ich ſchwöre es Dir außer Lupin, der Dich erkannt hat."

„Und wie kam Lupin auf dieſe Spur?" ſagte Columbus in gleich ſtrengem Tone.

„Durch mich — ach ich wußte ja nicht, daß es Dich ärgern würde."

„Und wer brachte Dich auf dieſe Vermuthung?"

„Ein junger Mann — der mich heute beſuchte und der Dir eines Abends auf dem Fuß gefolgt zu ſein ſcheint."

„An welchem Abend — wie ſah der junge Mann aus?"

Ninon erzählte nun — immer auf den Knieen liegend, Alles, was ſie wußte, und beſchrieb Arthur ſo genau, wiederholte alle ſeine Aeußerungen mit ſolcher Präciſion, daß Columbus nicht zweifeln konnte, er ſei durch Bonvals rachſüchtige Nachſtellungen in Gefahr gerathen, entlarvt zu werden. Der Eindruck, welchen dieſe Entdeckung auf Columbus machte, war fürchterlich. Eine ſchreckliche Wuth, durch keine nothwendige Rückſicht gezähmt, brach mit aller Wildheit einer beſtialiſchen Natur hervor und kehrte ſich Anfangs gegen das weiße Vergißmeinnicht, welches er mit einem Fauſtſchlag zu Boden warf und mit Füßen trat, bis ſie alle Beſinnung verlor. Dann zertrümmerte er faſt alle Mobilien der kleinen Stube und warf ſich endlich ſchnaubend und Flüche athmend, auf das Lager Emiliens, um ſein kochendes Blut vollends ausgähren zu laſſen. Marguerite war außer dem Hauſe und die Nachbarn dieſes armen Stadtviertels waren mit Szenen

dieſer Art — durch Elend und ſchlechte Leidenſchaften hervorgebracht — ſo ſehr vertraut, daß Niemand ſich um den Lärm im Hauſe des weißen Vergißmeinnichts bekümmerte. Die Gemißhandelte erholte ſich bald, kroch auf allen Vieren langſam zu ihrem Lager, ſtieg auf das Bette, warf ſich auf Columbus und bedeckte ihn ſo lange mit Küſſen und Thränen, bis er ihre Liebkoſungen duldete und beruhigt mit ihren Locken zu ſpielen begann.

„Alles wohl erwogen," ſagte er, „biſt Du zwar ein ſehr vorwitziges, aber doch ein gutes Kind — Du haſt mir im Grunde einen großen Dienſt erwieſen. Ich bin Dir dankbar dafür, wenn Du aufrichtig biſt. Du haſt alſo dieſem hübſchen Fremden, der Dir doch ſo wohl gefiel, keine Gunſt erwieſen."

„Dam — der Lümmel!" ſagte Ninon, „glaubſt Du denn er kümmerte ſich um mich? Nicht die Probe. Mochte ich auch die Augen verdrehen und ihn anſchielen — er ſah es nicht, ich ſage Dir, er iſt ein Eiszapfen."

„Und Du ſagteſt ihm nichts, was ihn auf die Spur bringen konnte?"

„O ich ſagte ihm gar viel, welches ihm beweiſen mußte, daß er ſich auf unrechter Fährte befinde. Ich werde wohl ſo einer eiferſüchtigen Kokette von einer Hochgebornen — auf die Spur helfen? Ich habe ihn gehörig nach Hauſe geſchickt. Ich wette darauf, daß er dümmer ging, als er gekommen war, denn er muß Dich ſehr genau betrachtet haben."

„Und Marguerite weiß auch nichts?"

Ninon ſtockte. Das war eine Gewiſſensfrage. Gerne hätte ſie ihm die Wahrheit geſagt, aber ſeine furchtbaren Blicke belehrten ſie, daß ihre Aufrichtigkeit neuerdings üble Folgen haben könne.

„ — Die alte Plaudertaſche! werde mich wohl hüten!“ ſagte Ninon.

„Nun denn, ſei nicht böſe darüber, daß ich Dich ſchlug,“ ſagte Columbus, „Du verdienteſt wohl eine Züchtigung.“

„Das mag ſein,“ ſagte Ninon nachſchluchzend wie ein Kind, „aber man ſtößt nicht mit Füßen, das iſt unartig, weiſt Du.“

Und ſie trocknete ihre Thränen und putzte ihr Näschen mit der ſeidenen Schürze.

„Nun ich werde es gut machen.“

„Aber ſage!“ fuhr Ninon neugierig fort, „ſo biſt Du denn wirklich ein großer Herr — ein Pair, was man ſagt — “

„Wenn Du mich gut haben willſt, ſo ſprich nicht davon,“ ſagte Columbus unmuthig.

„Na ich will ſtill ſein davon — ſelbſt mein Bijou, der Vertraute aller meiner Geheimniſſe, ſoll nichts davon wiſſen. Aber weißt Du, Columbus, daß Du für einen großen Herrn ſehr geizig biſt? Habe ich doch in drei Monaten nicht 100 Francs von Dir geſehen. Pfui!“

„Ich wollte Dich's nicht merken laſſen, mein Kind — ich werde nun ſchon mehr für Dich thun. Du ſollſt 300 Francs Nadelgeld von mir monatlich haben.“

„300 Francs!“ ſagte Ninon, froh in die Hände klatſchend, „ich werde dann nur Dich ſehen.“

„Das kannſt Du halten, wie Du willſt,“ ſagte Columbus.

„Du liebſt mich alſo nicht ein wenig — es iſt Dir nicht von Werth, mich ganz zu beſitzen?“

„Ja doch, närriſches Kind — aber ich meine es ja gut mit Dir.“

„Ich will es nicht beſſer haben,“ ſagte Ninon, „mit 300 Francs kann man ſchon auskommen.“

„Ich will auch mit Dir eine Reiſe machen," ſagte Columbus, „wie Du ſchon ſo oft wünſchteſt."

Jetzt waren Schläge, Vorwürfe, Alles vergeſſen. Ninon ſprang wie närriſch wieder im Zimmer herum.

„Eine Reiſe, eine Reiſe, o wie ſchön, wie ſchön!" rief ſie.

„Mit Extrapoſt und einem blaſenden Poſtillon," ſagte Columbus.

„Mit einem blaſenden Poſtillon!" wiederholte das Kind, „ach, wie machſt Du mich glücklich! Dafür kannſt Du mich noch ein Mal ſchlagen." Unter tauſend Poſſen, welche Ninon ſpielte, verging der Abend. Columbus kehrte beruhigt in das Hotel Quarin zurück.

Es war 24 Stunden nach dieſer Szene. Eine Poſtchaiſe hielt vor dem Hauſe des weißen Vergißmeinnichts, welches ſchon reiſefertig am Fenſter ſtand und die Minuten zählte. Aufſpringend ſtürzte Ninon die Treppe hinab, um Columbus zu empfangen.

„Du ſiehſt, mein Engel," ſagte er, ſie umarmend, „ich halte Wort."

Marguerite ſtand auf der Treppe und zitterte am ganzen Leibe. Vergeblich waren alle ihre Warnungen.

„Denke nur," hub Ninon an, indem ſie Columbus an ſich drückte, „dieſe garſtige Perſon plagt mich mit ihren unheilvollen Ahnungen."

Columbus warf dem Weibe einen furchtbaren Blick zu. Seufzend brachte Marguerite den Reiſekoffer herbei und flüſterte Ninon in's Ohr:

„Gehen Sie mit ihm an keinen einſamen Ort — ich beſchwöre Sie. Er ſieht nicht aus wie Einer, der zum Vergnügen eine Reiſe macht."

„Laſſe Dir nicht die Freude verderben," ſagte Columbus, „ſolche alte Raben krächzen immer, wenn Anderen die Sonne ſcheint. Was haſt Du zu fürchten an meiner Seite, unter meinem Schutze, bei dieſem heiteren Himmel, der uns einladet, froh zu ſein?"

„Pah — ich fürchte nichts, mein guter Columbus, laß uns eilen, die Stunden des Vergnügens ſind koſtbar — laß uns keine vergeuden!"

Unter tauſend Schwänken und Liebkoſungen ward die Reiſe angetreten — Marguerite weinte. Die arme Frau liebte das Kind wie ihr eigenes, ihr bangte unſäglich, denn es war das erſte Mal, daß ſie ſich von Ninon trennte.

„Laß es gut ſein, Marguerite," beſchwichtigte ſie Ninon, „ich bringe Dir viel Schönes aus London mit — adieu, meine Mutter!"

Fort raſſelte die Poſtkutſche — der Poſtillon blies ein luſtiges Stückchen. Die Nachbarn riſſen die Augen weit auf und ſahen der Glücklichen neidiſch nach. Columbus war ganz Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit gegen Ninon. Das weiße Vergißmeinnicht fühlte alles Vergnügen einer erſten Reiſe in die Welt. Jeder Baum, jedes Haus, jeder Bach, jede Heerde, jede Blume ſelbſt, die am Wege blühte, machte ihr Vergnügen. Die Reiſe bis Calais war für ſie eine ununterbrochene Luſtbarkeit. Sie zankte mit den Poſtillons, welche zu raſch fuhren und belohnte diejenigen aus Columbus Reiſekaſſe, welche ihre Pferde ſchonten. Als man endlich nach Calais kam, jauchzte ſie beim Anblick des Meeres laut auf. Es war — wie Columbus ſagte — kein Vergnügen, mit dem Dampfboote zu reiſen. Man miethete daher ein kleines Fahrzeug, um über den Canal zu fahren wie auf dem Rücken eines Schwans, der ſeine Flügel ausſpannt.

„Wollen wir nicht ein Bad nehmen, ehe wir die Reiſe über

ha bruit autour : c'est le cri qu'ont fait[illegible] sur le Mont-Cenis, en passant la frontière.

Le 15 au matin, nous avons été à Suse, petite ville du Piémont, à 6 lieues de Turin.

Les cabarets, logements, alcôves, ont bien peu d'apparence. Les femmes sont fort belles, et ont un air de propreté que l'on ne voit pas ailleurs en toute la route.

Les rues ressemblent assez à celles de Grenoble. Quelques-unes sont pavées.

Le 16 au matin, nous avons été à Turin, à 6 lieues de Suse. Nous avons passé la rivière de Doire, qui est fort rapide, et qui va se jeter dans le Pô, à 2 lieues de Turin.

Nous avons passé dans le Pô, dans le Tanaro et le Pô, qui sont fort rapides.

Turin est une belle ville, bien bâtie, bien percée, bien pavée. Nous y avons été bien traités. Nous avons vu le palais du roi, qui est fort beau, et la bibliothèque, qui est fort belle. Nous avons vu aussi le cabinet de curiosités naturelles, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de médailles, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de peintures, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'armes, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de machines, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'antiquités, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'histoire naturelle, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de minéralogie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de zoologie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de botanique, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de chimie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de physique, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de mathématiques, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de géographie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de chronologie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de généalogie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de blason, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de numismatique, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de médailles, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de peintures, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'armes, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de machines, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'antiquités, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet d'histoire naturelle, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de minéralogie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de zoologie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de botanique, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de chimie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de physique, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de mathématiques, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de géographie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de chronologie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de généalogie, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de blason, qui est fort beau. Nous avons vu le cabinet de numismatique, qui est fort beau.

gen zu haſchen, aber Columbus ſtieß ſie unter dem Waſſer mit den Füßen fort, warf vollends Alles durch einander, ſo daß krachend die Bretter ſich löſten — dann ſchwamm er, Hülfe ſchreiend, dem Ufer zu. Der weiße Körper Ninons tauchte einige Male empor — dann verſchwand er. Sogleich ſtachen fünf bis ſechs Boote in die See — ein geübter Taucher ſprang in's Meer, ergriff Ninon bei ihren langen, aufgelöſten Haaren und rettete ſie in ein Boot.

„Verdammte Geſchicklichkeit!" brummte Columbus, der, bedeckt mit einem Segeltuch, am Ufer ſtand.

Man brachte das arme Kind, welches ohnmächtig war, in ein Segel gewickelt, in die Cajüte eines vor Anker liegenden Schiffes. Columbus folgte, fluchend über die ſchlechte Befeſtigung der Bäder. Als Ninon die Augen aufſchlug, ſtand er bereits angekleidet vor ihr und überhäufte ſie mit Liebkoſungen. Sie reichte ihm zärtlich die Hand und ſagte:

„Ach Marguerite wußte wohl, daß mir ein Unglück zuſtoßen würde!"

„Gott Lob, daß es ſo abgelaufen iſt, ſagte Columbus — Du haſt doch nicht Schaden genommen?"

„Ich glaube nicht — obwohl ich ganz zerſchlagen bin."

„Man muß einen Arzt holen — Du kannſt ein Bein gebrochen haben."

„Nein, Columbus —"

„Oder eine Rippe —"

„Nein, Columbus —"

„Dein Gehirn iſt vielleicht erſchüttert — ſtürzte doch Alles über Dir zuſammen!"

„Nein — mein Columbus — ängſtige Dich nicht, ich bin unverſehrt."

Columbus verbiß eine Bewegung des Unmuths.

„Welche Gefahr!“ ſagte Ninon, indem ſie ſeine Hand drückte, „und Du haſt mich gerettet!“

„Ich — Du irrſt — ich war ſelbſt dem Ertrinken nahe. Hier dieſen wackern Leuten danken wir das Leben.“

„Gieb ihnen, was Du haſt, Columbus — “

„Hier ſind zwei Louis — “

„Zu wenig,“ ſagte Ninon.

„Alſo drei — “

„Gieb ihnen funfzig Louis, wenn Du mich liebſt.“

„Fünfzig Louis — wo denkſt Du hin?“ flüſterte Columbus mürriſch — aber ein Blick auf die Matroſen, welche mit finſteren argwöhniſchen Blicken ihn umringten, belehrte ihn, daß er in Gefahr ſei, ſich zu verrathen. Er warf daher eine Börſe mit Gold hin. —

„Da, es iſt ungezählt, theilt Euch darein, wackere Leute!“

„Laß uns nun nach Paris zurückkehren, ich habe einen Schrecken vor dem Meere.“

Columbus antwortete nicht. In wenig Augenblicken hatte ſich Ninon ſo weit erholt, daß ſie in das Hotel zurückkehren konnte. Bald war der Schreck überwunden, jugendliche Heiterkeit trat an die Stelle deſſelben. In einer Stunde lachte ſie über den Vorfall. Eine gute Mahlzeit, ein Becher Weins machten ihre Geneſung vollkommen. Von der Rückkehr nach Paris war keine Rede mehr. Friſcher Landwind begünſtigte die Fahrt. In voller Pracht prangten das Meer und der Himmel. Delphine tanzten im Sonnenſchein auf den Wellen, welche alle Farben des Regenbogens abſpiegelten. Nach allen Seiten flogen von friſchem Wind geblähte Segel — die Fahrt war herrlich und glücklich. Aber kurz vor der Ankunft in Dower erkrankte

Ninon an dem Seeübel. Man brachte ſie mit Mühe in ein Hotel — Columbus wich nicht von ihrem Lager und bereitete ihr eigenhändig einen Heiltrank. Aber das Uebel wollte nicht weichen. Schreckliche Krämpfe zerriſſen die Eingeweide der Leidenden. Ihr lautes Schmerzgeſchrei nöthigte Columbus, einen Arzt herbeizuholen. Dieſer fand Ninon faſt ſterbend.

„Sie hat die Seekrankheit," ſagte Columbus zu dem Arzt, „aber merkwürdig heftig."

Der Arzt ſchüttelte beim Anblicke der Krankheitsſymptome bedenklich das Haupt.

„Ich werde Mühe haben, ſie zu retten," ſagte der Arzt, „ſtirbt ſie aber unter meinen Händen, ſo iſt es ein gerichtlicher Fall! Er müßte unterſucht werden — mein Eid gebietet das."

Columbus erbleichte. Die Natur und die Arzneien des Arztes ſiegten aber über die Wirkungen des Giftes, welches Columbus der Kranken beigebracht hatte. Dieſer fand es nicht rathſam, weiter zu gehen. Es gelang ihm leicht, den Arzt zu überzeugen, daß die ſchwache Complexion des Mädchens, welches er ſeine Tochter nannte, ſo wie der ausgeſtandene Todesſchreck in Calais die Zufälle der Seekrankheit ſo gefährlich geſteigert hatten. Nach acht Tagen genas Ninon und war im Stande, die Reiſe nach London fortzuſetzen.

„Dieſe Reiſe iſt ſehr unglücklich," ſagte Ninon, „Marguerite hatte wohl Recht. Aber ich bin bei Dir, Columbus. Ich fürchte nichts."

In der That zeigte auch Columbus ſo viele väterliche Zärtlichkeit. Sie konnte in keinen beſſeren Händen ſein, als in den ſeinigen. In London zerſtreuten ſie bald tauſend nie geſehene Merkwürdigkeiten. Columbus führte ſie in alle Theater, zu allen öffentlichen Luſtbarkeiten. Er lebte nur ihrem Vergnügen.

Eines Morgens trat er vor Tagesanbruch an ihr Lager und weckte ſie.

„Wir wollen heute eine Landpartie machen," ſagte er „nahe beim Dorfe Clifton befinden ſich große Naturmerkwürdigkeiten. Laß uns aufbrechen, damit wir die Sonne aufgehen ſehen!"

Ninon dankte ihm mit einem zärtlichen Blick.

„Wie beſorgt Du biſt, mir Vergnügen zu machen — ich koſte Dir mehr Geld, als ich ſchwer bin."

„Das iſt nicht viel, kleines Geſchöpf!" ſcherzte Columbus, indem er ſie auf die ſich wieder röthenden Wangen küßte. „Zudem iſt heut der letzte Tag unſeres Vergnügens."

„Alſo reiſen wir wieder nach Paris — o ja, ich freue mich wieder — Marguerite wird ſchon bange ſein. — Ich habe ſchon große Sorge —"

„Sorge? Du! — um wen?"

„Ach, um meine Kanarienvögel — um den kleinen Bijou — ich habe ja ſonſt nichts!" ſagte die Kleine traurig.

„So laß uns eilen, den Becher der Freude zu leeren."

Die Reiſe wurde angetreten.

„Aber wo iſt unſer Gepäck?" fragte Ninon erſchrocken, als ſie die Stube leer ſah.

„Es iſt ſchon im Reiſewagen," erwiederte Columbus, „er wartet auf uns an der Heerſtraße — wir fahren in einem Fiacre nach Clifton."

Beruhigt ſtieg Ninon in den Wagen — plötzlich fuhr ihr die Erinnerung an Marguerite's Warnung in den Kopf. „Es iſt wohl ſehr einſam in Clifton?" fragte ſie.

„Ich denke, wir werden Geſellſchaft finden!" ſagte Columbus nachläſſig. „Fürchteſt Du Dich, wenn ich bei Dir bin?"

„Ach nein — Du biſt ſo gut, ſo zärtlich, ich habe Dich nie

ſo gekannt. Ich werde Dir ſtets dankbar ſein für das Vergnügen, welches Du mir machſt."

London lag noch im tiefen Schlafe. Grauenhaft war die Oede der Straßen, durch welche man fuhr. Vor Froſt und unheimlichen Gefühlen zitternd lehnte ſich Ninon an Columbus, der ſchweigſam und unempfindlich für ihre Zärtlichkeit in Gedanken verſunken ſchien. Endlich erreichte man das Freie. Einer jener ſchauerlichen Leichenwagen, welche täglich aus den Hoſpitälern fahren, um die Leichen der Armen in Haufen auf die Kirchhöfe zu bringen, war die einzige Begegnung. Unwillkürlich erbebte Ninon. Columbus, der den peinlichen Eindruck dieſer Begegnung auf das arme Kind bemerkte, begann ein luſtiges Lied zweideutigen Inhalts zu ſingen. Aber Ninon lachte nicht, — ihre Munterkeit war dahin.

„Was iſt Dir?" fragte Columbus, „Du biſt ſo einſylbig."

„Ach ich weiß nicht," ſagte Ninon, in Thränen ausbrechend, „mir iſt ſterbensbange."

„Pah!" ſagte Columbus, „Deine Nerven ſind etwas angegriffen, — es wird ſich geben, — ſei nur guter Dinge! Die Reiſe iſt kurz."

Ninon fuhr fort zu weinen.

„Teufel!" ſchrie Columbus zornig, „Du biſt launenhaft, Du weißt, ich haſſe das, — ſei fröhlich, ſage ich Dir!"

Dabei ergriff er ſie heftig beim Arm. Das arme Kind zwang ſich fröhlich zu ſcheinen.

„Sing mir ein Lied!" herrſchte Columbus.

Ninon gehorchte und ſang mit gebrochener Stimme einen Gaſſenhauer.

Endlich erreichte man Clifton.

„Du wirſt ſehr überraſcht werden!“ ſagte Columbus, „wir müſſen nun zu Fuße gehen.“

„Wohin führſt Du mich?“

„Zu dem berühmten Rieſenloch! Eine große Naturmerkwürdigkeit!“

Nahe beim Dorfe Clifton erhebt ſich unmittelbar über dem Fluſſe ein 300 Fuß hoher, ſteil abgeriſſener Fels, der St. Joſephsſtein genannt. An ſeinem Gipfel befindet ſich eine beinahe vollkommen runde Oeffnung von 80 — 100 Fuß Tiefe, die gewöhnlich von allen Reiſenden beſucht wird. Hierher führte Columbus das weiße Vergißmeinnicht, welches mit kindiſcher Neugierde an ſeiner Seite der Naturmerkwürdigkeit zuhüpfte.

„Ach wie bin ich glücklich!“ rief ſie wieder fröhlich aus, „daß Du mir ſo viel Vergnügen machſt. Ich bin nie aus dem garſtigen Paris herausgekommen. Wie erfreut mich Gottes ſchöne Natur. Ich bin ſehr glücklich!“

Columbus lächelte ſeltſam und ſchwieg. Man näherte ſich mehr und mehr dem merkwürdigen Abgrunde. Endlich erreichte man das Geländer.

„Tritt doch näher!“ ſagte Columbus.

„Ach mir bangt ſo!“ — ſagte das weiße Vergißmeinnicht zitternd und Margueritens gedenkend.

„Kindiſch!“ murrte Columbus ärgerlich, „was ſoll das Zieren?“

„Ich ziere mich nicht, Columbus, — mich friert ſo.“

„Du wirſt mich im Ernſt böſe machen. Thue ich Dir nicht Alles zu gefallen? Sind wir drei Meilen hierher gefahren, und eine Meile auf ſchlechten Wegen gegangen, damit Du nichts ſiehſt? Sieh doch, wie nah ich trete, — das Geländer iſt feſt

— das bricht nicht unter meiner Laſt, viel weniger unter der Deinigen. Komm nur — näher — immer näher!" —

Zögernd näherte ſich das weiße Vergißmeinnicht, — ſie wagte es nicht umzublicken, ob Jemand in der Nähe ſei, um ihre Furcht nicht zu verrathen, — endlich ſtand ſie am Geländer, — ihre Kniee brachen. —

Auf einmal ergriff Columbus die Unglückliche um den Leib und bemühte ſich, ſie in den Abgrund zu ſtürzen. Entſetzt klammerte ſich das Opfer aus allen Kräften an das Geländer und ſtieß ein jämmerliches Geſchrei aus. „Um Gottes willen laß ab von dem ſchrecklichen Scherz!" rief ſie, aber er faßte ſie nur gewaltiger. Beide rangen mit einander auf eine fürchterliche Weiſe. Endlich ſchwanden die Kräfte der Armen. „Hülfe, Hülfe!" ſchrie ſie — aber ihr Verderber hatte ſeine Zeit gut gewählt. Niemand hörte ſie. Ihr Begleiter erhob ſie. Sie klammerte ſich nun an ihn feſt und ſtürzte mit ihm zu Boden. Hier gelang es dem Mörder, ſich frei zu machen. Sogleich faßte er die halb Ohnmächtige an den Beinen und ſchleuderte ſie vom Felſen hinab. Ihr Körper drehte ſich mehrmals um ſich ſelbſt, bevor er den Rand der Oeffnung erreichte, von wo er unrettbar in den Abgrund flog. Dieſem zu rollend ſchrie ſie:

„Ich habe Dich nicht verrathen — ich bin unſchuldig!" Ihr Mörder lehnte ſich weit über das Geländer und verfolgte die Todesfahrt ſeines Schlachtopfers mit teufliſchem Lachen. Als es in der Tiefe verſchwand, nahm er langſam die Richtung nach London zu und wiſchte ſich, wie nach einer ſchweren Arbeit, den Schweiß von der Stirne.

„Endlich," ſagte er aufathmend. „Du wirſt mir nichts mehr ausplaudern! Hätte ich mich doch auch ſchon Bonvals entledigt."

Aber beide Theile sind nur die Vorstufe zum Innern der Heiligkeit. Hinter diesem Vorhang ist Etwas, was mit seinen goldenen Cherubim und seiner Bundeslade Alles in den Schatten stellt. Dieses ist das Innerste, das Heiligste, das Allerheiligste, das Leben. Dieses ist das Innerste, das Heiligste, das Allerheiligste, das Leben. Dieses ist das Innerste, das Heiligste, das Allerheiligste, das Leben. Wie oft muß ich es noch wiederholen, damit es Jedem klar werde, daß es nicht auf Heiligkeit, sondern auf Heiligkeit ankommt?

Absolute gehört zu merken. Wissenschaft wollen Viele lernen, die Jugend erhielt sie früher und noch heute durch gedächtnißmäßige. Die Lehrer sind Meister, die Schüler Lehrlinge, Gesellen, Gehülfen. Das Lehrlingsthum, das die Meister will und braucht, und das Gesellenverhältniß mehren sich. Wissenschaft ist Gedächtnißsache, Kunst Gedächtniß, Fertigkeit, Geschicklichkeit, und manches Wissen und Können. Diese verwandt den Schein, als ob Kunst und Wissenschaft, Kunst und Fertigkeit, Kunst und Geschicklichkeit, Kunst und Können, Wissen und Können dasselbe, oder so viel Mittel wären. Wissen.

Jenes scheint Wissen zu seyn, dieses Können. Wissen ist Kunst, Können ist Geschicklichkeit, Fertigkeit, welche die Art Begriffe gegen Begriffe, Begriffe gegen Anschauungen, Begriffe gegen Gefühle, Begriffe gegen Begriffe, Begriffe gegen Anschauungen, Begriffe gegen Gefühle, die Möglichkeit der Begriffe, die Möglichkeit der Anschauungen, die Möglichkeit der Gefühle, Begriffe, Anschauungen, Gefühle, Begriffe, Anschauungen, Gefühle, Begriffe, Anschauungen,

gen, welche die Schickſale der Millionen in Händen haben. Es wird wenige Feinde des Staates geben, welche es nicht auf dieſem Wege geworden wären, wenn ſie es auch dann in veränderter Lage geblieben ſind. Das menſchliche Herz verzeiht niemals der Schuld derjenigen, welche die öffentliche Wohlfahrt ſo verwalten, daß es dadurch, wenn auch nur auf Momente, in Verzweiflung gebracht worden!

Er las, um ſeine Noth auf Augenblicke zu vergeſſen, die Journale und fand nichts darin, was ihn nicht wieder daran erinnerte. Er fand darin Bilder des Elends aller Klaſſen; er fand ein Rieſenblatt, die Gazette des Tribunaux, gänzlich mit einer Auswahl von gräuelhaften Gerichtsſzenen angefüllt, welche einen gräßlichen Zuſtand des Volkes und ſeiner Sitten enthüllte. Er fand die Armuth in allen Klaſſen, unter ſeidenen Kleidern, wie unter linnenen Lumpen, in allen Masken; er fand den Hunger und das Miſere im Waffenſchmuck und mit dem Kehrbeſen in der Hand — nirgends wahren Wohlſtand, als unter einigen Wuchererfamilien und reichen Erben. Er fragte ſich, wenn dieſe Zuſtände ſo ungeheuer ſeien, daß ſie diejenigen, welchen der Staat die Gewalt gegeben, nicht beherrſchen könnten, warum dieſe Staatsmänner und Deputirten ſo eiferſüchtig wären auf ihre Functionen; warum ſie überall den ſich herandrängenden Fähigkeiten alle Zugänge zu den Myſterien der Regierung verſchlöſſen, und es nicht wollten geſchehen laſſen, daß fremde Kraft verſuche, was ihnen nicht ſelbſt gelingen wollte? Er ſchloß ſeine Rechnung mit dem Satze, daß entweder böſer Wille oder Unfähigkeit hier im Spiele ſei, und fand daher die Macht — reif zum Sturze. Seine Geſinnung geſellte ſich daher den Geſinnungen derjenigen zu, welche die Gewalt eine Rotte von nichtswürdigen Volksaufwieglern und Staatsverbrechern nennt. Derſelbe Mann, welcher, hätte ihm

das Schickſal vergönnt, in ſeiner Stellung bleiben zu können, ein Freund der Ordnung, der Geſetze geworden wäre, wurde ohne alle Veränderung ſeiner ſittlichen Denkungsart ein Anarchiſt. Der menſchliche Egoismus hatte alſo auch über dieſe keuſche edle Seele ſo viel Gewalt, daß ſie in dem Augenblick ihre Ueberzeugungen änderte, ſo bald ſie das Elend der Mehrzahl zu fühlen begann. In dieſer Lage würde Arthur bald in der Spannung des Elends Emilien vergeſſen haben, hätte ihn nicht das Schickſal auserſehen, ihr Rächer zu ſein.

Eines Morgens, als Arthur mit politiſchen Betrachtungen beſchäftigt war, welche ihm ſeine Noth eingab, erhielt er durch einen Poſtofficianten einen mit 100 Louisd'or beſchwerten Geldbrief folgenden Inhalts:

Mein Herr!

Ein Mann, der Ihre Lage, Ihren edlen und menſchenliebenden Charakter, Ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten genau kennt, und in Ihnen eins der zahlloſen Opfer unſerer ſocialen Zuſtände beklagt, erlaubt ſich in Folge eines Beſchluſſes einer philanthropiſchen Geſellſchaft Ihnen beifolgende kleine Unterſtützung mit dem Bemerken zu ſenden, daß dieſe Geſellſchaft Ihnen hierdurch kein Almoſen geben will, ſondern nur einen Vorſchuß, den Sie abzutragen ſich beeilen werden, wenn ſich Ihnen, wie es nicht fehlen kann, Gelegenheit darbietet, durch Ihre Fähigkeiten dem öffentlichen Weſen, der gemeinen Wohlfahrt irgend einen wichtigen Dienſt zu erweiſen. Die Geſellſchaft hat nämlich den Grundſatz adoptirt, daß ſie dem Allgemeinen nicht durch Spenden an zahlloſe Arme aufhelfen kann, welche die Fonds der Geſellſchaft zerſplittern würden, ohne das allgemeine Elend zu verringern, ſondern daß vielmehr ausgiebige Hülfen denjenigen geleiſtet wer-

den müſſe, welche vermöge ihrer Fähigkeiten und Charaktervorzüge dem Allgemeinen tauſendfach vergelten können, was ſie von der Geſellſchaft empfangen haben. Sollten Sie geneigt ſein, ſich den Zwecken der Geſellſchaft in werkthätiger Dankbarkeit anzuſchließen, ſo beſuchen Sie möglichſt oft das café italien, wo man Sie aufſuchen und Ihre Geſinnungen desfalls zu erforſchen bemüht ſein wird. Sind ſelbe unſeren Wünſchen entſprechend, ſo wird man ſich Ihnen als Mitglied der philanthropiſchen Geſellſchaft zu erkennen geben."

Arthur fühlte ſich von einer Centnerlaſt befreit.

„Alſo giebt es noch einen Theil der Geſellſchaft," ſagte er ſich, „welcher ſich mit der Noth und den Leiden des andern beſchäftigt? Warum aber iſt dieſer Theil nicht im Stande, Geſetze zu geben und Staatseinrichtungen zu reformiren? Warum iſt die Regierung nicht ſelbſt ein philanthropiſcher Verein, der alle ſeine Kräfte aufbietet, dieſe kranke, ſterbende Geſellſchaft von ihren Uebeln zu heilen?"

Ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit erfüllte ſein Herz. Er beſchloß dem Vertrauen der Geſellſchaft zu entſprechen und ſein ganzes Leben dem Dienſte des Allgemeinen zu weihen. Mit aller Schwärmerei der Jugend erfaßte er den ihm dargebotenen neuen Lebenszweck. Er füllte ſein verödetes Herz aus, er machte, daß Emiliens Bild in den Hintergrund trat und befreit wurde von den verdunkelnden Schatten ſeiner Eiferſucht. Er klagte ſie nicht mehr der Schuld an ſeinem Elend an, vielmehr betrachtete er das erlebte Unglück in der Liebe als eine nothwendige Weihe ſeines Herzens, das ohne dieß Erlebniß vielleicht ſpät, vielleicht nie zu männlicher Kraft erſtarkt wäre.

Er verſäumte nicht, das café italien zu beſuchen, um den Mann zu finden, deſſen Fürſprache er eine eben ſo großmüthige

als zartſinnige Hülfe zu danken hatte. Eines Abends ſchien ſein Wunſch in Erfüllung zu gehen. Ein Fremder von auffallendem Aeußeren, eine hohe, kraftvolle Geſtalt, mit einer großen Narbe und einem Orden geziert, ließ ſich mit ihm in ein politiſches Geſpräch ein. Den Anlaß gab ein Artikel des Journal de Paris über eine Sitzung des philanthropiſchen Vereins in Paris.

„Eine herrliche, troſtreiche Anſtalt," ſagte Arthur forſchend, „zumal in unſerer bedrängten Zeit, wo das Elend ſo reißend um ſich greift. Welch' ein Troſt für die menſchliche Geſellſchaft, daß ſich noch ſo viele Tugend in ihr geltend macht!"

„Kennen Sie den Verein?" fragte der Fremde.

„Aus ſeinen Handlungen — ſie geben von den reinſten Beweggründen, von den heiligſten Gefühlen Zeugniß."

Der Fremde ſchüttelte bedenklich und zweifelnd das Haupt.

„Vielleicht kennen Sie nur eine vereinzelte Handlung. Man kann darnach nicht urtheilen."

Die Hoffnung Arthurs war wieder verſchwunden. Dieſer Mann mußte dem Vereine fremd ſein.

„Meiner Anſicht nach," fuhr der Fremde fort, „müßte ein philanthropiſcher Verein vor allen Dingen den Staat reformiren, unſere Geſetze verbeſſern, unſere ſocialen Einrichtungen umgeſtalten. Wie kann das Wirken eines Vereins ſegensreich ſein, wenn er nicht ſucht die Quelle aller Uebel zu verſtopfen? Wie wollen Sie einen Kranken heilen, der in ſchlechter Atmoſphäre lebt, der an Händen und Füßen gebunden, allem Ungemach der Witterung preisgegeben, ſchlecht mit Nahrung verſehen und von unerträglichen Seelenqualen gefoltert iſt? Dieſer philanthropiſche Verein will das Faß der Danaiden mit ſeinen Krokodilsthränen voll weinen. Er iſt mir eben ſo lächerlich als verächtlich."

Arthur fühlte ſich in tiefſter Seele verletzt, aber er konnte nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß Wahrheit in den Worten des Fremden lag. Dennoch ſagte er:

„Es iſt vielleicht eine Aufgabe der Unmöglichkeit, welche Sie an den Verein ſtellen. Warum alle ſeine Nützlichkeit in Abrede ſtellen, weil er nicht vermag, Alles zu vollbringen, was die Menſchheit wünſcht? Wenn er auch nur mit einem Tropfen Balſam die Leiden der Menſchheit lindert, ſo iſt dieß ſchon verdienſtlich."

„Ich bezweifle dieß ſehr. Alles, was dem Allgemeinen entzogen wird, iſt verderblich, jede vereinzelte Wohlthat iſt ſchädlich. Wir bedürfen einer Reſtauration aller jener geſellſchaftlichen Einrichtungen, welche es jeder Fähigkeit, jedem Verdienſte, jeder Kunſt möglich machen, emporzukommen. Iſt dieß der Fall? Sie werden geſtehen, daß es in Paris z. B. ſehr ſchwer iſt, ſein Fortkommen zu finden, wenn man weder ein Gauner noch ein Heuchler iſt."

Arthur antwortete mit einem Seufzer.

„Sind Sie ein Freund dieſes Zuſtandes?" fuhr der Fremde fort, „würden Sie es nicht für ein Glück halten, wenn er durch ein gewaltſames Ungefähr verändert würde?"

Arthur antwortete mit einer Geberde des Zornes.

„Würden Sie — wenn Sie es im Stande wären, nichts dafür thun, um dieſe Veränderung zu befördern?"

„Gewiß, mein Herr," antwortete Arthur mit Feuer, „ich würde mein Leben daran ſetzen."

„Wohlan, dann ſind Sie mein Mann," ſagte der Fremde geheimnißvoll und drückte Arthurs Hand, „erfahren Sie denn, daß die Geſellſchaft, welche Sie unterſtützt, ſich dieſes Ziel geſetzt hat; daß ſie Ihrer Dienſte bedarf; daß ſie ſich den

Namen eines zweckloſen Vereins nur aus Vorſicht gab; daß wir unſerem Ziele ſehr nahe ſind, und Sie im Stande ſein werden, durch Thatkraft, Muth und Geſchicklichkeit Ihrem Vaterlande und der Menſchheit große Dienſte zu leiſten."

Ueberraſcht, ſeltſam ergriffen und bewegt ſtarrte Arthur den Fremden an. Sein Antrag paßte ſo zu ſeiner Seelenſtimmung, war ſo verführeriſch, daß Arthur, hingeriſſen von ſeiner Phantaſie, nicht zögerte, ſeine dankbare Entſchloſſenheit unzweideutig auszuſprechen.

„Ich bin der Ihrige, mein Herr, ich zweifle nicht, daß die Abſichten der Geſellſchaft edel, menſchenfreundlich ſind."

„Ueberzeugen Sie ſich davon!" ſagte der Fremde leiſe, „heute Abends 10 Uhr iſt große Verſammlung. Man erwartet Sie mit Spannung. Viele ausgezeichnete Patrioten mit großen Namen werden Sie dort finden. Man wird Sie in Alles einweihen, Sie mit den Grundſätzen der Geſellſchaft bekannt machen. Können Sie ſich denſelben anſchließen, ſo wird man Sie freundlich aufnehmen; wo nicht, ſind Sie an nichts gebunden, die Geſellſchaft fürchtet keinen Verräther."

Mit dieſen Worten überreichte der Fremde Arthur eine Karte.

„Hier iſt die Parole — mit dieſer Karte wird man Sie einlaſſen. Finden Sie ſich Abends 10 Uhr in der rue du panthéon ein. Das Uebrige wird ſich finden. Adieu!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte der Fremde Arthur den Rücken zu und miſchte ſich in andere Geſellſchaft.

„Ich werde kommen!" ſagte Arthur.

Mit finſterer Entſchloſſenheit begab ſich Arthur an den beſtimmten Ort im Quartier des Pantheons. Es war bereits dunkel, als er vor dem Hauſe ankam, das ihm beſchrieben worden war.

Die Fenſterläden waren geſchloſſen und es ſchien, daß die Zimmer unbewohnt ſeien, dennoch deutete keine Inſchrift an, daß Wohnungen zu vermiethen wären. Auch ſah er, wie von Zeit zu Zeit einige verdächtige Individuen, welche behutſam längs der Mauer hinſchlichen, leiſe an die Thür pochten, und ſobald dieſe geöffnet war, raſch ins Haus ſchlüpften. Niemand aber kam zum Hauſe heraus. Die Stunde des Rendez-vous ſchlug. Arthur fühlte ſich von großer Bangigkeit ergriffen.

Das geheimnißvolle Weſen dieſer Leute erregte ſeinen Verdacht; ſie ſchienen der niedrigſten Klaſſe der Geſellſchaft anzugehören. Allein die Lage, in welcher er ſich befand, ließ keine Ueberlegung zu — er blieb. Plötzlich trat eine Perſon im Coſtüme eines Ouvriers auf ihn zu und ſagte ihm das Loſungswort! Hierauf ſprach der Unbekannte zu ſeinen Begleitern einige Worte und bediente ſich dabei des unter den Pariſer Dieben üblichen Kauderwelſches. — „Ach Du biſt einer der Unſrigen," verſetzte der Unbekannte, der ihm zunächſt ſtand; „Du kannſt mit uns gehen und an unſerem Wirthstiſche eſſen; die Wirthin wird Dich gut aufnehmen, hübſche Jungen ſind ihr willkommen. Du wirſt unten die Perſonen finden, welche Du erwarteſt." Wie ſehr auch dieſe Bemerkungen Arthur überraſchten, ſo hielten ihn doch falſche Scham und Unerfahrenheit ab, dieſe verdächtige Einladung zurückzuweiſen. Einer der Leute bemerkte indeß ſeine argwöhniſche Zaghaftigkeit und ſagte:

„Du gehörſt wol ins Oberhaus? Das ſpreizt ſich und geberdet ſich immer naſerümpfend und hochmüthig gegen unſer Einen. Nun — ſei unbeſorgt, wir ſind gute Nachbarn und laſſen einander in Frieden. Du wirſt ſchon Leute finden, welche Dir gefallen. Wir haben ſie von allen Gattungen. Feine Stutzer und Grobſchmiede ohne Handſchuhe, aber mit deſto derberen Fäuſten. Ein Jeder nach ſeiner Art."

„Er ſcheint wenig Muth zu haben," ſagte ein Anderer.

Dieſer Vorwurf beſchleunigte Arthurs Schritte. Er folgte ſeinen Führern.

Nachdem man die Schwelle überſchritten, trat man in einen ſchwach erleuchteten Gang; einer der Eingeweihten fragte, „gehen wir hinunter oder nach oben?" — „Nach unten, da iſt beſſere Geſellſchaft."

Der Ausdruck fiel Arthur auf. Man ſtieg in eine Art von Keller hinab; es war eine ungeheure Höhle, welche zu den Katakomben des Obſervatoriums gehörte. Eine Menge verdächtiger Perſonen, Griechen, Juden, Zigeuner, ſaßen hier wild durch einander auf Felsblöcken und aßen und tranken, was ihnen auf ihr Geheiß eine alte, häßliche Wirthin auftrug.

Arthur ſchauderte vor Schrecken, ſich wehrlos inmitten von Leuten zu befinden, die ganz das Ausſehen von Gaunern hatten; zum Glück war jeder zu ſehr mit ſeiner Mahlzeit beſchäftigt, um auf die Nachbarn zu merken. Nachdem ſeine Begleiter abgeſpeiſt hatten, verließen ſie ihn; der eine geſellte ſich zu einigen Kameraden, der andere ſchlief unter dem Tiſche ein. Arthur ſetzte ſich mit pochendem Herzen an einen der Tiſche; die Wirthin geſellte ſich ſogleich zu ihm und fragte ihn, als einen Fremden, ob es ſchon lange her ſei, daß er die große Wieſe abmähe (d. h. ſeit wann er auf der Galeere ge-

weſen), und erkundigte ſich nach der Dauer ſeines Aufenthaltes in Paris. Arthur, der dieſe Sprache nicht verſtand, wußte nicht zu antworten, doch ſah er ein, daß er, im Fall ſein Argwohn gegründet ſei, alle Urſache habe vorſichtig zu ſein. Er ſagte daher auf gut Glück, er ſei am Tage vorher angelangt.

„Und was habt Ihr vor?"

„Ich weiß nicht."

„Einige beſchränken ſich auf die Straßen, Andre treiben Politik, dieſe kommen dort oben zuſammen, die Erſteren hier."

„Und welches Handwerk iſt das beſte?" fragte Arthur, der nun mit Schrecken merkte, daß er unter Diebe gerathen ſei, in den Ton der Alten einfallend.

„Mit der Politik iſt's ein gefährlich Ding, aber man zahlt gut; ich für meinen Theil würde lieber die Hände ſpielen laſſen, als meine Kugel (den Kopf) auf's Spiel ſetzen. — Wenn Ihr Euch auf Politik verlegt, ſo geht da hinauf; Froiſſard und Ivas*), die Euch eingeführt, werden Euch empfehlen, und Ihr werdet bald zu thun haben."

Arthur wußte nichts Beſſeres zu thun, als der gegebenen Anweiſung Folge zu leiſten. Er ſtieg in den erſten Stock; hier ging's anſtändiger zu, man ſprach leiſe. Ivas ging auf ihn zu und ſtellte ihn als einen Bruder aus der Provinz vor, der für die gute Sache (die Republik) gelitten, und führte ihn einem Herrn zu, welcher Leute anwarb. Dieſer Herr fragte nach Namen und Adreſſe, gab ihm einen Spitznamen und das Loſungswort, und zahlte ihm 100 Francs aus, wofür er eine Quittung von 250 Frcs. forderte. Allein in dieſem Augenblicke trat ein Mann aus der Menge hervor und ſagte leiſe Ivas einige Worte in's Ohr.

---

*) Zwei berühmte Pariſer Banditen.

„Ah so!“ sagte dieser, indem er Arthur maß, „das ist etwas Anderes. Nun laßt ihn nicht aus den Augen!“

Dessenungeachtet schien man sich um Arthur nicht zu bekümmern. Dieser dachte in Todesangst an den Rückzug; doch konnte er den Weg zur Straße nicht wieder finden. Die Wirthin, der er seine Verlegenheit zu klagen wagte, erwiederte lachend: „Hier wird Keinem der Rückweg gestattet, wer einmal hier eingetreten ist, muß immer vorwärts; folgt mir!“ Sie nahm ihn indessen in Folge eines geheimen Winkes eines der Anwesenden bei der Hand, führte ihn durch mehrere Gänge; dann band sie ihm ein Schnupftuch um die Augen, und als man ihm erlaubte, die Binde abzunehmen, befand er sich in einem ganz anderen Gewölbe. Hier wurde er plötzlich ergriffen, geknebelt und weit weg in ein Gewölbe unter der Straße St. Benoit geschleppt; er erblickte schaudernd eine geräumige Höhle, welche mit rothem Tuche ausgeschlagen war; auf einem Gerüste saßen 28 Richter; etwas höher als das Gerüste war eine Art von Thron, auf welchem noch 7 Personen saßen; um Arthur herum drängte sich eine Menge Menschen in verschiedenen Trachten, nach ihren verschiedenen Professionen, Magistratspersonen, Adelige, Militairs, Kaufleute, Handwerker; alle trugen eine Larve, die Zeugen ausgenommen. Man vernahm die Zeugen, welche in unverständlichem Rothwälsch Anklagen gegen Arthur vorzubringen schienen. Hierauf zerbrach der Richter einen weißen Stab über dem Haupte des Gefesselten, der geknebelt nur unverständliche Laute des Schreckens ausstoßen konnte. Man führte ihn nun in eine Nische, und zog einen Vorhang von der Wand. Hier zeigte sich eine Oeffnung in der Mauer, welche gerade groß genug war, um einen Menschen in aufrechter Stellung aufzunehmen. In diese wurde der Unglückliche hineingedrängt, aufrecht gestellt und mittelst Stricken festgebunden; eiserne, in die Steine gelöthete

Stangen hinderten ihn am Fallen; Augen und Mund blieben frei. Der Oberſte an Würde nahm eine goldene Kelle, die ihm ein wunderlich gekleideter Knabe, mit Flügeln am Rücken, darreichte und legte den erſten Stein vor die Oeffnung, die übrigen folgten und begannen eine Wand aufzubauen. Ein, wie es ſchien, unterirdiſcher Geſang begleitete die ſchreckliche Ceremonie. — Arthur ſchwanden die Sinne.

Als er wieder zum Bewußtſein kam, befand er ſich in einem wohl möblirten Zimmer auf einem guten Lager, — in welchem der Marquis Nicolas ſaß.

„Gott ſei Dank!" ſagte Nicolas, „mein Freund, mein armer Freund, ich bin es, Sie ſind gerettet!"

Arthur glaubte aus einem ſchrecklichen Traume zu erwachen.

„Ich ſagte es immer, er wird Sie tödten!" fuhr der Marquis fort, „ohne dieſen Ivas, der meinen Bruder haßt und keinen Antheil haben wollte an dem Mord, wären Sie in der Mauer geblieben. Er hat Sie mit mir herausgearbeitet, aber Sie ſind nicht außer Gefahr. Wüßte mein Bruder Sie noch am Leben, er würde Sie auf offener Straße ermorden!"

„Alſo war es kein Traum?" ſagte Arthur.

„Wollte Gott!" ſagte Nicolas, „es wäre ein Traum. Ich würde mich dann nicht in der ſchrecklichen Lage zwiſchen zwei Gefahren befinden, entweder von Ihnen denunzirt und verrathen oder von meinem Bruder getödtet zu werden."

„Schrecklich, — entſetzlich!" ſagte Arthur ſchaudernd. Das Erwachen ſeines Gedächtniſſes bewirkte einen ſchrecklichen Nervenkrampf, der ſeinen Körper in heftigen Konvulſionen empor warf. Als dieſer Anfall vorüber gegangen war, verfiel der Un-

glückliche in neue Bewußtloſigkeit. Ein hitziges Nervenfieber raubte ihm auf mehrere Wochen die Beſinnung.

Zur Erklärung dieſes Vorfalls, der Columbus auf längere Zeit vor ſeinem Verfolger ſicher ſtellte, müſſen wir eine geſchichtliche Erörterung hieran ſchließen.

Noch aus den Zeiten der Revolution, der Höllenmaſchine, hatte ſich in Paris eine Vereinigung von Menſchen aller Klaſſen erhalten, welche die Revolution zu ihrem Handwerk machten. Es waren in dieſer Vereinigung die Tauſende und Tauſende beiſammen, welche von den gewaltſamen Umwälzungen aus ihren Stellungen geworfen worden waren und welche ſuchten neue zu erringen. Es iſt nichts natürlicher, als daß ſo viele Reſtaurationen und Veränderungen eine beträchtliche Anzahl von Unzufriedenen hinterlaſſen mußten, welche immer größer war als die Zahl der Zufriedengeſtellten. Begreiflicher Weiſe trachteten diejenigen, welche geſtern in's Elend geſtürzt worden waren, heute darnach, den Zuſtand umzugeſtalten, der die Urſache ihres Unglückes war. Die Polizei verfolgte dieſe Klubbs von Verzweifelten, welche zu Allem aufgelegt waren, allein ihre Ohnmacht zeigte ſich nur zu bald dadurch, daß ſie ſelbſt von den Klubbs verſchlungen und im ſtillen Einverſtändniß mit einer Macht erhalten wurde, welche größer ſchien, als jene des Staates, und in der That auch die größere war, ſobald ſie nur irgend ſich freier bewegen konnte.

Im Jahre 1821 fürchtete man allgemein in Paris, Napoleon werde von St. Helena entkommen. Die Polizei kam auf die Spur von einer Verbindung, welche dahin trachtete, den Helden des

Jahrhunderts zu befreien. Damals war es, als durch den Dienſteifer einiger erfahrenen Polizeibeamten die Exiſtenz eines ungeheuren Bundesvereines entdeckt wurde, deſſen Tendenz es war, ſich den politiſchen Leidenſchaften zu verdingen und jede Revolution zu befördern, welche Geld aufzubringen wußte. Dieſer Verein, — wenn man eine ungeheure Menge demoraliſirter Menſchen, welche durch nichts mit einander vereinigt waren, als den Eigennutz und ihr Schickſal, ſo nennen darf, war hauptſächlich durch die Umtriebe der Reſtaurationspartei und ihre Geldmittel entſtanden. Kaiſer Alexander von Rußland geſtand ſelbſt, daß er die Jakobiner gegen Napoleon benutzt habe. Was die Bourbons und die Emigration, was fremde Mächte außerdem beigetragen haben, um die revolutionären Elemente zu unterhalten, iſt theils bereits enthüllt und eingeſtanden, theils kann es ohne Kopfzerbrechen errathen werden. Ungeheure Summen wurden an Nichtswürdige aller Klaſſen verſchwendet, um den gemeinſamen Feind zu ſtürzen, und es gab viele Jahre in Paris kein beſſeres Gewerbe, als den politiſchen Intriguen zu dienen; der Gewinn lockte, die Anzahl der betheiligten Werkzeuge wuchs; — das Werk gelang, Napoleon ſtürzte. Allein die Wiederherſtellung der gewünſchten alten Ordnung ließ nun Tauſende und Tauſende, welche vom Kriege, von den politiſchen Leidenſchaften gelebt hatten, plötzlich brod- und hülflos; nur Wenige von ihnen konnten untergebracht, die Uebrigen mußten hinaus geſtoßen werden aus den neuen Einfriedungen und ſich ihr Brod ſelber ſuchen.

Dieſe Menge von Rathloſen blieb natürlich nicht unthätig. Die Ordnung, welche ſie aufgebaut hatten, nährte ſie nicht, — ſie trachteten ſie zu ſtürzen. Da aber keine Emigration, keine Coalition, kein erbittertes, goldregnendes England mehr exiſtirte,

blieb dem Haufen nichts übrig, als auf eigene Faust zu handeln. Immer noch war es für gewisse Parteien von Werth, eine Macht vorhanden zu wissen, welche sie beliebig in Bewegung setzen konnten. Es handelte sich, unabhängige Charaktere einzuschüchtern; Handels- und Geldkrisen hervorzubringen; Männer von Einfluß zu paralysiren; falsche Gerüchte zu verbreiten; Lügen auszustreuen, — kurz es gab so viele kleine Geschäfte der verschiedensten Art, welche zu dem Vereine ihre Zuflucht nahmen, daß sich nach der Restauration nur die Natur der Verrichtungen änderte. Die Verbindung, obgleich von der Staatsgewalt öffentlich verfolgt, behielt ihre Freunde, Gönner und Mitglieder in allen Ständen, — es waren Pairs und Deputirte, Banquiers und Diplomaten, hohe Würdenträger und Börsespekulanten.

Plötzlich erscholl in Paris das Gerücht, ein vorwitziger Polizeibeamter habe eine ungeheure Diebeshöhle unter dem Pantheon entdeckt, sei aber plötzlich verschwunden. Die öffentliche Meinung nahm lebhaften Antheil an diesem Ereigniß. Die Polizei mußte in corpore einschreiten; man fand endlich die großen Katakomben unter dem Pantheon, aber nicht früher, als bis sie von ihren Einwohnern und jeder Spur derselben geräumt waren. Einige Diebe wurden eingefangen, welche über die Verbindung Aufschlüsse zu Protokoll gaben, — man verkündete dem Publikum, diese gefährliche Gesellschaft sei zersprengt, aufgelöst, — ihre Rädelsführer seien in der Gewalt der Gesetze. Aber in der That hatte die Gesellschaft, zeitig gewarnt von ihren Freunden in den Polizeibureaux, gedrängt von ihren Beschützern, welche sich zu kompromittiren fürchteten, nur ihr Quartier verändert; sie war kaum hundert Klafter weit unter der Erde weggezogen bis an eine Stelle, wo eine Wand von der Dicke einer Festungsmauer das Ende der Katakomben zu markiren schien, in der That

aber nur eine neue Abtheilung markirte. Hier hielten die Verbundenen nun völlig ungestört ihre Versammlungen, ihre Gelage, ihre Sitzungen, und es gelang nie wieder eine Spur von ihnen zu entdecken.

Die Katakomben unter dem Pantheon waren also die Börse, das Parlament der Pariser Industrieritter und Gauner jeder Art. Sie nannten unter sich diesen Sammelplatz gemeinhin das Pantheon, —es war ein Staat im Staate, er hatte seine Gesetze, seine Gerichtsbarkeit, sein Finanzministerium, seine Unterrichtsanstalten, seine Ateliers und Werkstätten, seine Gefängnisse und Schatzkammern. Es zerfiel in das Unterhaus und das Oberhaus. Im ersteren befanden sich die Taschendiebe, die Eskrokeurs, die falschen Spieler und Agenten, die Kuppler und Faiseurs der Börse und die entschlossensten Banditen. Je verworfener, listiger, muthiger das Subjekt, je mehr stand es hier im Ansehen. Man sprach hier von der Galeere wie vom ehrenvollsten Kriegsdienst, und es galt für ein Ehrenzeichen des Veterans, wenn man Spuren von Wunden, Narben von Peitschenhieben, im Kampf mit den Schergen zerbrochene Glieder aufzuweisen hatte. Im Oberhause residirten die politischen Roués, die agents provocateurs, die Emissäre der revolutionären Parteien, die Lügenfabrikanten der Zeitungen, die Reporters, die Intriguants, die Volksaufwiegler und Märtyrer von Profession.

Die ganze Gesellschaft hatte den Zweck, für gute Bezahlung Alles, was man wollte, zu unternehmen. Es gab hier eine organisirte Bande von Taschendieben, welche bei öffentlichen Feierlichkeiten im Einverständniß mit regelmäßig besoldeten Polizeibeamten die Taschen der Neugierigen leerten. Sie hatten eine gemeinschaftliche Kasse, aus welcher sie täglich 5 bis 10 Francs und darüber erhielten, je nach dem Grade ihrer Geschicklich-

keit. Sie hatten einen Chef, der ein großes Haus führte und jeden Sonntag im elegantesten Tilbury nach Versailles fuhr, mit jungen Edelleuten große Wetten machte und im Solde der Polizei selbst stand. Die Gesellschaft der Einbrecher, welche mit Werkzeugen arbeiteten und im Pantheon die Mechaniker genannt wurden, war minder zahlreich, aber sie bestand aus ausgesuchten, muthigen Leuten von entschlossenem Charakter; doch sah man bei ihnen mehr auf mechanische Fertigkeiten, als auf große Bravour. Eine sehr zahlreiche Abtheilung des Pantheons machten die Reporters für Journale aus, welche mit der Pariser Claque in Verbindung stand. Jeder Schauspieler, welcher zum ersten Male auftrat; jeder Virtuos, der sich zum ersten Male hören ließ; jeder Schriftsteller, der ein Buch schrieb, mußte dieser Gesellschaft seinen Tribut entrichten; denn wer es versäumte und ohne Namen öffentlich aufzutreten wagte, wurde in allen Blättern gehudelt, verläumdet, vernichtet. Nicht besser erging es den Deputirten der Kammern, welche sich besonders hervorthaten; den öffentlichen Funktionairen, ja den Mitgliedern des Hofes selbst, wenn sie versäumten, sich an die Chargés d'Affaires zu wenden, welche das Pantheon immerwährend ausschickte, um Kundschaft zu suchen. Man trieb nicht nur mit Recensionen einen weit verbreiteten Handel, sondern verkaufte auch Empfehlungsschreiben bedeutender Männer in das Ausland an Künstler, Gelehrte, Mecaniciens und Kaufleute, welche Reisen machen wollten. Die politischen Roues, die Intriguants, die Agenten, die Mouchards, — die höchste Kategorie der Gesellschaft des Pantheons, bestanden durchgehends aus Leuten von gewissen Stellungen und entschiedenem Einfluß; sie waren eben so gut im Stande die Arbeiter zu Tumulten zusammen zu bringen, als die Aufmerksamkeit der Gewalt auf Volksbewegungen

ge haben wir hier zu unterscheiden. Je nachdem ob Jemand mit Kontrast sag. Ohne Kontrastsinn ist Kontrast nur dann wahrnehmbar, wenn die zu vergleichenden Farben sich in ihrer Helligkeit unterscheiden. Ist dieser Unterschied nicht vorhanden, so ist auch kein Kontrast wahrnehmbar.

Bei der absoluten Farbe oder reinen Farbenempfindung, wie sie durch das Spektrum hervorgerufen wird, ist es so, daß die Helligkeit derselben nach beiden Seiten hin abnimmt, je weiter sie sich von Gelb entfernt, um Schwarz endet, wenn sie Null ist, und bei Weißwerden in reiner Farblosigkeit in Hellweiß. Auch kann keine Farbe absolut, d. h. frei von Beimischung von Weiß, Schwarz oder Grau, sein, sondern sie ist stets mehr oder weniger Kontrast-Farbenton und Kontrast-Farbe. Gelbschwarz kann also nur Kontrast-Gelb, Gelbweiß nur Kontrast-Gelb sein. Blaßgelb ist Kontrast-Gelb, Gelbgrau ist Kontrast-Gelb, Gelbgrün ist Kontrast-Gelb, Gelborange ist Kontrast-Gelb, Gelbrot ist Kontrast-Gelb, Gelbviolett ist Kontrast-Gelb, Gelbblau ist Kontrast-Gelb. Reines Gelb ist Kontrast-Gelb, Reines Gelb ist Kontrast-Gelb, Reines Gelb ist Kontrast-Gelb,

es war eingerichtet wie das eines Miniſters und ſtieß an eine kleine Handbibliothek, welche mehrere Encyklopädien, viele Jahrgänge von Pariſer Journalen und eine vollſtändige Ausgabe des code Napoléon enthielt. Columbus ſprach faſt alle europäiſchen Sprachen geläufig; er war über Alles unterrichtet; ihm ſchien nichts verborgen zu ſein. Er entſchied in allen Rechtsfällen mit der größten Präciſion und ſagte die der Geſellſchaft intereſſanten Urtheile der Gerichtshöfe mit einer Pünktlichkeit voraus, welche Jedermann in Erſtaunen ſetzte. Kein Mitglied der Geſellſchaft ging an irgend ein Geſchäft, ohne den Grad der Gefahr genau zu kennen, welcher er ſich ausſetzte. Dieß erleichterte Alles. Man konnte gewiſſe Vorſichten gebrauchen, um das Geſetz zu umgehen, und Columbus war ſo erfinderiſch in Angabe ſolcher, ſo beſorgt um die Seinigen; er ſagte ihnen ſo oft, daß ſie ſich nicht ausſetzen ſollten und daß man unter Beobachtung gewiſſer Formalitäten faſt Alles thun könnte, daß er ſich hierdurch, ebenſo wie Napoleon durch ſein geſchichtliches Wort an die Armee:

„Ich will den Sieg lieber euren Beinen, als eurem Blute verdanken!“

eine große Popularität bei den Seinigen erwarb.

Er ſelbſt galt dem allgemeinen Aberglauben als gefeit, als hieb- und ſchußfeſt, obgleich er eine große Narbe über dem Geſichte hatte, welche es völlig entſtellte. Allein dieſe Narbe, ſowie Bart, Haupthaar und Augenbrauen, war ein Werk der Kunſt; ſie beſtand aus dem rothgefärbten Gedärme eines Fiſches, welches ſich Columbus in's Geſicht klebte, um es ſeinen Genoſſen unkenntlich zu machen. Durch dieſe Mittel, ſowie durch das Zuſammenwirken einer ganzen Menge von Verſtellungskünſten, bewirkte Columbus ſeine vollkommene Unſichtbarkeit außer dem Pantheon. Keins der Mitglieder kannte ihn genau, aber er

kannte alle in allen ihren Masken. Dieß gewährte ihm, außer einer großen Gewalt und Sicherheit, den Vortheil, daß er stets zehn Rollen zugleich spielen, allen Parteien dienen und alle Parteien verrathen konnte, ohne sich auszusetzen. So spielte er auf der Börse mit den Mineurs und Contremineurs; in der Politik mit den sämmtlichen Parteien, in deren Sold er stand; im Theater mit allen ersten Künstlern und ihren Rivalen; auf den Straßen mit allen Dieben und der Polizei.

Und dieser Columbus, von dem ganzen industriellen Paris gefürchtet, bewundert; von allen ehrlichen Leuten verflucht; von allen politischen Parteien und ihren „schlauen" Repräsentanten gesucht, war Niemand, als der Held dieser Geschichte, der hochgeborne Marquis von Quarin-Osinsky, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs und mit berühmten Geschlechtern verwandt und verschwägert. Er stand an der Spitze derjenigen in Frankreich, welche sich mit der Schöpfung einer Regierung beschäftigten, die im Stande wäre, allen europäischen Staaten, ihren Systemen, Staatsmännern und Camarillen genug zu thun und dabei das Volk für sich zu haben!

Sechstes Kapitel.

In den Straßen von Paris schlugen sich bereits die Helden des Juli 1830. Der Handwerker hatte sein Werkzeug weggeworfen, um für die Rechte des Volks die Waffen zu ergreifen. Im letzten Aufschwunge ritterlichen Geistes schwang die alte Aristo-

kratie ihren Degen. Wilde Republikaner brauſten mit Berangerſchen Liedern durch die Straßen. Die Soldaten der Kaiſerzeit — ehrwürdige, zum Theil ergraute Kriegergeſtalten — ſammelten ſich um ihre Adler. Der Kampf entbrannte mit wüthender Heftigkeit. So viele edle Leidenſchaften wurden verſtärkt durch den Hunger der Nothleidenden: er war ein furchtbarer Bundesgenoſſe; wo er hintrat, wuchs kein Grashalm wieder. Das Pflaſter der Stadt Paris erdröhnte vom Geraſſel der Munitionswagen, von den Hufſchlägen der führerloſen Garde, welche hin und her ritt, ohne zu wiſſen, was ſie beginnen ſollte. Während des furchtbaren Getöſes der Barrikadenſchlacht berieth ſich ruhig in einem Gewölbe des Pantheon Columbus mit ſeinem hohen Rathe von vertrauten Bundesgenoſſen. Der Lärm des Kampfes drang nur gedämpft bis hierher. Man hörte die dumpfen Schläge der Kanonenſchüſſe, welche den Boden erzittern machten, das Geprаſſel des Flintenfeuers, das Geſchrei der wuthentbrannten Kämpfer, aber die ganze Summe dieſes Geräuſches war nicht ſtark genug, um die ruhigen Stimmen der Sprecher dieſer Verſammlung zu übertäuben.

„Wir feiern einen Triumph," ſagte Columbus, „wie er nie erlebt worden iſt; die Leidenſchaften kämpfen für uns, bluten für uns, opfern ſich, um uns das Land, — vielleicht Europa, zu unterwerfen. Unſer Zweck iſt erreicht: daß die politiſchen Leidenſchaften ſich bekämpfen, aufreiben, verbluten. In wenigen Tagen werden dieſe Unſinnigen ihre ſämmtlichen Kräfte erſchöpft, ſich ermüdet haben; ſie werden hungern und dürſten, ſie werden wie matte Fliegen von uns ergriffen, gebändigt oder getödtet werden. Wir haben unſern Zweck erreicht, wir haben uns durch dieſe Bewegung das Geld und dieſer Gewalt haben wir die Leidenſchaften unterworfen."

„Meine Herren!“ fuhr Columbus feierlich fort, „endlich ſind wir auf dem Punkte, uns der Regierung dieſes Landes vollkommen zu bemächtigen. Es wird nichts mehr geſchehen, ohne das Pantheon, und es wird aus ſeiner unterirdiſchen Zuflucht veredelt und vervollkommnet als eine Staatseinrichtung emporgehoben werden. Endlich haben wir es durch unausgeſetzte Bemühungen dahin gebracht, daß es nur einen Hebel der Gewalt noch giebt: das Geld.“

„Wir hätten den Bonapartiſten zum Siege helfen können, aber ſie würden ſich von uns emancipirt haben. Die kriegeriſchen Stimmungen der Nation würden ihrer Regierung eine ſelbſtſtändige Kraft verliehen, der Haß Englands ihnen eine Aufgabe geliefert haben, welche ſie der Theilnahme von ganz Europa empfohlen haben würde. Wir konnten die Macht in die Hände der alten Legitimiſten, der Feinde der Charte, ſpielen; wir konnten die Gefühle der Nation niederdrücken und die Zeiten des heiligen Ludwig zurück führen, allein dieſe Sache würde uns in ihrem vorausſichtlichen Ruin begraben haben. Wir konnten endlich die Republik ſiegen laſſen, aber geſtehen Sie, meine Herren, daß ſie eine zu ſchreckliche Kraft und Unabhängigkeit erwieſen hat, als daß wir uns dieſem vielköpfigen Koloß hätten auf Gnade und Ungnade überlaſſen können. Es handelt ſich darum, eine neue Regierung zu ſtiften, eine neue Partei um uns zu verſammeln. Es handelt ſich darum, die Grundſätze feſtzuſtellen, nach welchen diejenigen regieren ſollen, welche beherrſcht vom Gelde unſere Knechte, und herrſchend durch das Geld die Tyrannen eines widerſpänſtigen Volkes werden ſollen. Es handelt ſich darum, eine Regierung zu organiſiren, welche alle Parteien befriedigt, indem ſie allen Parteien auf den Kopf tritt, welche die Vortheile des Despotismus mit jenen der repräſentativ Form ver-

einigt, welche zur Willkür übergehen kann, und dennoch dem Volke für nichts verantwortlich ist. Erlauben Sie mir, Ihnen die Ideen mitzutheilen, nach welchen eine solche Regierung organisirt werden muß."

„Ich habe im Voraus ein Memorandum verfaßt, welches allen Anforderungen der Zeit entsprechen dürfte." Mit diesen Worten entfaltete Columbus ein Papier und las:

„Die ungeheuren Umwälzungen, welche die politische Welt seit fünfzig Jahren erlitten hat, machen für jede Regierung, sie sei nun monarchisch oder republikanisch, veränderte Systeme und Grundsätze nothwendig, denn einerseits muß der Umsturz der Dinge berücksichtiget werden, andrerseits die vermehrte Macht der Volksmassen durch die gesteigerte Bildung, Aufklärung und daraus entsprungene Widersetzlichkeit. Man hat jetzt eine weit größere und gefährlichere Macht vor sich, als die Revolution selbst war, nämlich eine von ihr erzogene, an ihren Brüsten gesäugte, sich stets vermehrende Bevölkerung. Man hat einerseits mit einer potenzirten Macht des Geistes zu kämpfen, andrerseits mit einer stets anwachsenden physischen Macht. Die Zeitverhältnisse erfordern daher ein ganz neues System der Regierung, denn Alles, was in früheren Zeiten über die Kunst zu regieren geschrieben worden, reicht nicht nur nicht mehr aus, sondern die alten Regeln dieser Kunst können durchaus nicht mehr in Anwendung gebracht werden. Von dem Zwecke der Regierung allein läßt sich sagen, daß er sich in allen Zeiten gleich bleiben wird. Der Zweck jeder Regierung nämlich, welche ihren Vortheil versteht, ist die Behauptung der eigenen Macht, Reichthum, Größe, Sicherheit, Ansehen. Allein diesen Zweck zu erreichen müssen jetzt ganz

andre Mittel gebraucht werden, als ehedem nothwendig waren, als die Völker noch, in Aberglauben und Unwiſſenheit verſunken, träge und geduldig waren. Vor Allem muß bemerkt werden, daß es keinen gefährlicheren Wahn giebt, als wenn die Regierung noch andre Zwecke zugeſteht, als den definirten Hauptzweck. Außer dieſem Hauptzweck giebt es keine anderen Zwecke, ſondern nur Mittel. Die Annahme andrer Zwecke wird immer die Macht der Regierung zerſplittern und ſchwächen, und der Einheit ihres Hauptgedankens Eintrag thun. Eben ſo gefährlich iſt es für eine Regierung, in unſern Zeiten ſich auf eine beſtimmte Regierungsform zu beſchränken, da ſie ihren Hauptzweck durch jede Form erreichen kann. Jede Regierung iſt gut, wenn ſie zu dieſem Zwecke führt, jede Regierungsform kann den Zeitverhältniſſen ſo angepaßt werden, daß ſie dieſem Zwecke entſpricht. In jeder Regierungsform wird es einem vernünftigen Syſtem gelingen, die Alleinherrſchaft an ſich zu reißen. Wie dieß geſchehen kann, darüber ſollen hier einige Unterſuchungen und Betrachtungen angeſtellt werden, welche man ſehr leicht in ein Syſtem wird bringen können."

„Vor Allem iſt es nothwendig, daß die Regierung hinſichtlich der Wahl ihrer Mittel ſich niemals von ſogenannten moraliſchen Rückſichten und Grundſätzen leiten laſſe. Die Moral iſt ſelbſt nur ein Mittel der Regierung. Der Staat aber kann niemals dieſes Mittels Herr werden, wenn er nicht über daſſelbe erhaben iſt. Die Selbſterhaltung iſt die einzige Pflicht einer Regierung. Jedes Mittel iſt gut, welches zu dieſem Zwecke führt, — — es giebt daher nur gute und ſchlechte Mittel, — d. i. zweckmäßige und unzweckmäßige. Je nachdem ſie angewendet werden, wird der Staat entweder prosperiren oder zu Grunde

gehen: denn die Anwendung der Mittel kann wieder nur eine zweckmäßige und unzweckmäßige, niemals eine moraliſche und unmoraliſche ſein, weil der Staat über die Moral dominiren muß, denn dominirt er nicht über ſie, ſo wird er dominirt von ihr, und da die moraliſchen Anſichten in allen Zeiten verſchieden geweſen ſind, ſo kann daraus nur Anarchie und die Auflöſung des Staates entſtehen.— — — — — — — — — —"

„Einige politiſche Schriftſteller haben die ſonderbare Theorie aufgeſtellt, der Zweck einer jeden Regierung müſſe ſein: das Volk glücklich zu machen. Dieß iſt aber unmöglich, denn ein glückliches Volk iſt ſchwerer zu regieren, als ein unglückliches, wie ein gehetztes Pferd leichter zu regieren iſt, als ein wildes, das noch in voller Kraft ſteht; hingegen muß die Regierung zu vermeiden ſuchen, daß das Volk ſo unglücklich werde, um durch die Kraft der Verzweiflung ſtark zu werden. Der beſte Zuſtand des Volkes iſt, daß es nothdürftig exiſtire und ſeine Lage wohl drückend, aber nicht unerträglich finde."

„Eine tugendhafte Regierung iſt immer eine ſchwache, in ſich zerfallene; ſie ſchlägt ſich ſelbſt in Ketten und Bande und die Philoſophen haben ſie immer in der Hand. Viel leichter hingegen kann ſich eine Regierung behaupten, welche gar keine moraliſchen Grundſätze hat."

„Deſſenungeachtet wird es in allen Zeiten nothwendig und gerathen ſein, alle ihre Handlungen ſcheinbar mit dem herrſchenden Glauben in Uebereinſtimmung zu bringen. Keine Regierung, ſie mag was immer für einen Urſprung haben, wird jemals im Stande ſein, ihre Berechtigung zur Gewalt allen Menſchen begreiflich zu machen. Daraus folgt, daß die Tugendhaften ſie immer nur ſo lange für berechtigt halten werden, als ſie nach ihrer Meinung weiſe und tugendhaft iſt. Daher von der Tugend

immer mehr zu fürchten iſt, als von dem Laſter, welches nur vom Eigennutz beherrſcht wird, und entweder beſtochen oder unterworfen werden kann. Aber der Tugendhafte handelt gegen ſein eigenes Intereſſe, — daher die Regierung ſuchen muß, ihn zu täuſchen. Eine gute Regierung muß den Laſterhaften immer als laſterhaft und gewaltig, zu Allem fähig; den Tugendhaften aber immer fromm und ehrwürdig erſcheinen."

„Kann ſomit eine gute, das iſt ſtarke Regierung niemals weder tugendhaft ſein, noch ſich von Tugendhaften leiten laſſen, ſo muß ſie doch immer ſuchen, den Schein zu bewahren."

„Ueberhaupt muß die Regierung immer das zu ſein ſcheinen, was die öffentliche Meinung von ihr verlangt, daß ſie ſei. Und daher wird ſie in Frankreich heutzutage nur eine repräſentative zu ſein ſcheinen dürfen. Man wird dem Volke ein ſcheinbares Wahlrecht, eine ſcheinbare Preßfreiheit gewähren müſſen, doch wird es leicht ſein, wenn die Regierung nur vernünftig iſt, dieſe Vorrechte, welche man jetzt mit Ungeſtüm fordert, in eine Illuſion zu verwandeln."

„Von dem Volke iſt wenig zu ſagen. Es war nie etwas Anderes und wird nie etwas Anderes ſein, als dasjenige, was man aus ihm macht. Es kommt nur darauf an, daß die Regierung es ſei, welche etwas aus ihm macht. Von dem Volke darf die Regierung nie erwarten, daß es einſichtsvoll und dankbar ſei. Es iſt nur beſtimmt zu gehorchen und ſein Schickſal aus der Hand der Regierung zu empfangen."

„Niemals war die Gelegenheit ſo günſtig, ſich dieſes Volk völlig zu unterwerfen, alle ſeine Kräfte zu lähmen, es zu täuſchen und zu feſſeln als jetzt. Nichts kann glücklicher für die Regierung ſein, als dieſe allgemeine Sucht nach Freiheit. Es iſt ſehr natürlich, daß die große Menge niemals eine durch Geſetz und Sitte

eingeſchränkte Freiheit begreift. Man darf ihr daher nur die unumſchränkte Freiheit, welche ſie fordert, unter gewiſſen Vorſichten geſtatten, damit die Mehrzahl der Beſchränkten und Schwachen von den Helldenkenden und Starken gerade durch die Freiheit unterjocht werde. Mit der letzteren, kleinern Zahl wird ſich die Regierung dann leicht verſtändigen, denn man darf ihr nur die Freiheit laſſen, das Volk auszuſaugen, um an ihr eine zuverläſſige Bundesgenoſſin zu erhalten. Die große Menge darf durchaus keinen Willen haben. Man nimmt ihr aber denſelben am ſicherſten, wenn man durch lare Gerichtsbarkeit, zweideutige Geſetze und beſtechliche Gerichtsverwaltung Jedermann die Freiheit läßt, zu thun und zu laſſen, was er will, wenn er nur den äußeren Schein beobachtet, denn die Klügeren werden dann bald dem Volke ſeinen Willen nehmen."

„Das Volk hat glücklicherweiſe kein Gedächtniß. Man darf es daher nicht fürchten, wenn man klug iſt. Iſt es auch noch ſo mißhandelt worden; hat es noch ſo großes Unrecht erlitten; hat man auch ganze Generationen geopfert, ſo wird man doch die Ueberlebenden immer leicht vergeſſen machen, was geſtern geſchehen iſt."

„Man muß nur darauf ſehen, daß das Volk nichts gegen den Staat unternehmen kann, im Uebrigen muß man es aber in ſeiner ſittlichen Freiheit ſo wenig als möglich beſchränken, denn je mehr ſittliche Pflichten ihm auferlegt werden, je höhere Anforderungen ſtellt es an die Regierung."

„Die ſogenannte Sittlichkeit des Volkes iſt für den Staat beſonders heutzutage ſehr gleichgültig. Man darf ihr durchaus keinen Vorſchub leiſten, denn gerade durch ſeine Sittenloſigkeit kann man z. B. das franzöſiſche Volk am leichteſten beherrſchen. Man muß ſich daher wohl hüten, den frivolen Zeitideen hinderlich in den Weg zu treten oder mit Strenge gegen unſittliche

Handlungen vorzugehen, wenn ſie nicht zugleich Handlungen gegen den Staat ſind. Den ſittlichen Begriffen des Zeitalters darf man jedoch nie öffentlich, — ſei es durch Handlungen oder durch Geſetze, — entgegen handeln. Aber man muß dieſe Geſetze unter dem Vorwand der Humanität ſo handhaben, daß ſie unwirkſam bleiben."

„Kein Volk iſt ſchwerer zu regieren, als dasjenige, welches ſtrenge, ſittliche Grundſätze hat, daher das Beſtreben gewiſſer Parteien, die Sitten zu verbeſſern, als das revolutionärſte des Zeitalters zu betrachten iſt. Man muß ſolche Sittenprediger als überſpannte Thoren und finſtere Zeloten der öffentlichen Meinung verdächtig machen. Daher müſſen die Sitten in möglichſter Freiheit gelaſſen werden, um das Volk gegen alle Jene aufzubringen, welche ihm moraliſche Feſſeln auferlegen wollen. Man muß Unzucht, Betrug, Diebſtahl nur dann verfolgen, wenn das öffentliche Gefühl dadurch verletzt oder der Staat und der Buchſtabe des von der öffentlichen Meinung ſanktionirten Geſetzes dadurch beleidigt werden."

„Das Volk wird immer der Regierung eben ſo viele ſittliche Freiheit erlauben, als man ihm ſelbſt geſtattet. Man hat daher den Vortheil, daß man wenigſtens eben ſo viel Unrecht thun kann, als man duldet und je mehr unter allen Umſtänden, — — — — — — je mehr man erlaubt."

„Das Volk wird bei vorkommender Willkür an allem Widerſtande gehemmt durch das eigne Gewiſſen. — — —"

„Die Sittenloſigkeit des Volkes hat überdieß für die Regierung den großen Vortheil, daß ſie alle moraliſchen und phyſiſchen Kräfte des Volkes lähmt und es nur dazu anleitet, nach Stillung ſeiner Begierden, nie nach wahrer Freiheit zu trachten, welche ohne ſtrenge Sitten ganz unmöglich iſt."

„Man regiert immer leicht durch die Entnervung der Männer, die Verderbtheit der Weiber.“

„Die Sittenloſigkeit des Volkes hat ferner den Vortheil, daß ſie die zu große Vermehrung des Volkes hindert. In Frankreich wäre längſt der Boden unzureichend für die Bevölkerung, wäre ſein Familienleben nicht ganz und gar zerrüttet.“

„Allein man muß auch nicht vergeſſen, daß wenigſtens eine gewiſſe Anzahl von Familienheerden nothwendig iſt, um den Staat zu erhalten, weil ein Familienhaupt das Intereſſe hat, ein guter Bürger zu ſein. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt die Ehe ein ſehr nützliches, polizeiliches Inſtitut, in welchem das Weib das Hofmeiſteramt über den Gatten beſitzt.“

„Da ſich jedoch durch die freieren Gedanken das Volk eine zweite, freiere Ehe als Concubinat geſtaltet hat, ſo muß man daſſelbe hindern einen legalen Charakter anzunehmen, denn es würde wieder die Bevölkerung vermehren und der privilegirten Ehe ſchaden.“

„Von der Volksvertretung hat die Regierung durchaus nichts zu fürchten, ſobald ſie die hier angezeigten Grundſätze befolgt und die Wahlfähigkeit von gewiſſen Bedingungen abhängig macht. Das Volk achtet in der Regel nur diejenigen Perſonen, welche ſich nicht mit ihm in gleich erniedrigter Lage befinden, welche etwas beſitzen und welchen es nichts zu geben braucht. Es wählt daher in der Regel nur reiche Beſitzer, welche das Volk mit liberalen Phraſen täuſchen, jedoch kein Intereſſe haben, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und es aus der Abhängigkeit von ihnen zu befreien. Es wird alſo in den Volksvertretern immer nur Wenige geben, welche den Willen haben, der Regierung zu ſchaden. Dieſe Wenigen wird man aber großentheils durch Aemter, Verſprechungen und Belohnungen für ſich gewinnen können

und ſo daher immer der Majorität verſichert ſein. Hervorragende Männer, welche durch große Tugenden und Fähigkeiten ſo imponiren, daß ſie auf alle Volksvertreter ſo einwirken könnten, um ſie ihrer eigenen Intereſſen vergeſſen zu machen, wird man leicht durch außerordentliche Mittel, deren die Regierung immer zahlloſe an der Hand hat, zum Schweigen bringen können."

„Der öffentliche Unterricht iſt von hoher Wichtigkeit. Man darf ihn nicht vernachläſſigen oder wohl gar unterdrücken wollen, denn bei der großen Bildung des Volks würden ſich dann die Privatunterrichtsmittel ungeheuer vermehren und der Zweck, das Volk in heilſamer Unwiſſenheit zu erhalten, verfehlt, dabei aber gewagt werden, daß der Jugend revolutionäre Lehren beigebracht würden. Ueberdieß bedarf die Volksvermehrung Mittel der Kenntniß, um ihre Erwerbsquellen zu vervielfältigen."

„Je mehr Schulen, deſto beſſer, aber man ſorge dafür, daß das, was gelehrt wird, nicht zu viel ſei, denn zu vieles Wiſſen vermehrt die Mittel der Selbſthülfe des Volks."

„Das Volk darf niemals jenen Grad der Bildung erreichen, welcher es mündig macht, ſo daß es fremde Hülfe und fremden Rath entbehren kann. Wo dieß ſchon der Fall iſt, muß man es verarmen laſſen, damit es durch das Elend wieder unmündig werde. Dieß geſchieht ohnehin ſchon auf natürlichem Wege. Man darf nur fortfahren, es geſchehen zu laſſen."

„Das gewaltigſte Mittel, das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten, iſt das Geld."

„Es muß ganz eigentlich zum Regierungsprincip erhoben werden. Man muß dem Volk gegenüber in der Lage ſein, ihm für ſeine Unterwerfung ſeine Exiſtenz als eine Gnade gewähren zu können. Man muß den Gutdenkenden alſo Geld zufließen laſſen, den Schlechtdenkenden es entziehen können. Die Armuth

der Staaten, worüber man jetzt klagt, beruht nur auf einer ſchlechten Finanzkunſt."

„Alles Geld iſt blos ein eingebildeter Werth, durch Uebereinkunft geltend — meiſtens durch ſtillſchweigende. — Folglich wird es dem Staate nie an Geld fehlen, der die Imaginationen des Volkes zu täuſchen weiß. Es iſt ganz gleichgültig, ob unter dieſem oder jenem Zeichen das Vermögen des Volks repräſentirt wird, wenn dieſes Zeichen nur in den Händen der Regierung iſt."

„Gold, Silber, Kupfer ſind ſo viel und ſo wenig werth wie Papier, wenn man ſie nicht mehr zu ſchätzen ſich verabredete, — es kommt daher nur darauf an, dem Volke einen Begriff von Werth beizubringen, um immer Geld zu haben und aus Allem Geld machen zu können. Hat man daher kein Geld mehr, ſo muß man Schulden kontrahiren, dieſe wieder mit neuen Papieren bezahlen und ſo unendlich fortfahren."

„Es iſt ganz gleichgültig, wie viel die Regierung ſchuldig iſt, wenn das Geld im Lande bleibt. Aber man muß vorſichtig ſein, um niemals den Kredit zu kompromittiren."

„Banken ſind ſehr nützlich und helfen in allen Verlegenheiten aus — ſie müſſen jedoch immer als unter der Garantie des Handels als Privatanſtalten erſcheinen."

„Man darf nie verſäumen, dem Publikum öffentlich Rechnung abzulegen, welche natürlich immer ſo beſchaffen ſein muß, um die öffentliche Meinung zu befriedigen. Allein nöthigenfalls muß man nicht ſäumen, insgeheim die Anweiſungen zu vermehren, wenn die Maſſe der ausgegebenen nicht ausreichen ſollte. Des Stillſchweigens der Beamten kann man immer verſichert ſein, wenn man ſie gut bezahlt und wirkſam einſchüchtert."

„Deſſenungeachtet iſt leicht möglich, daß durch zu große Menge

des emittirten Papiers das öffentliche Mißtrauen erweckt wird. In dieſem Fall wird es immer leicht ſein, einige arme Schelme aufzufinden, welche das Bad ausgießen, vor Gericht gezogen werden können, um nöthigenfalls vor Endigung der Unterſuchung zu verſchwinden."

„Der moderne europäiſche Staat kann nur dadurch erhalten werden, daß der Mittelſtand zu Grunde gerichtet wird. Dieß kann aber nur durch dieſes Geldſyſtem geſchehen, welches zur Folge haben muß, daß es künftig nur Arme und Reiche, das iſt, Herren und Sklaven, geben kann."

„Ein ſolcher Staat kann aber mit Leichtigkeit regiert werden. Die wenigen Reichen werden immer mit der Regierung ſein, weil jede Regierungsveränderung ihren Beſitz — der zumeiſt auch in Papieren beſtehen wird — gefährdet."

„Das Geld iſt alſo die neue phyſiſche Gewalt, womit die durch die Regierungsform eingeſchränkte abſolute Macht der Regierung wieder hergeſtellt werden muß."

„Das Actienweſen muß auf jede Weiſe befördert und begünſtigt werden, denn dadurch wird bewirkt, daß die Erſparniſſe der kleinen Kapitaliſten allmählig zuſammenſchmelzen in große Kapitalklumpen, deren Schickſal die Regierung in ihren Händen hat."

„Die Börſe muß allmächtig gemacht werden, denn dieſe Spekulanten, deren ganzer Reichthum nur in dem Glauben der Welt an das Papier beſteht, werden mit allen ihren Kapitalien der Regierung immer disponibel ſein, weil ein Sturz der Regierung das Ende ihres Spiels und Gewinnes herbeiführen könnte."

„Man laſſe ſich Parteien bilden — keine menſchliche Macht vermag die Regierung aus ihrer Stellung zu werfen, wenn ſie

die Macht des Geldes weiſe zu beherrſchen und mit ihr zu regieren weiß."

„Vom Heere iſt wie vom Volke wenig zu ſagen. Die Zeit der Kriege iſt vorüber. Es wäre ſehr unpolitiſch von allen Mächten, auch nur an die Möglichkeit eines Krieges zu denken. Man muß entweder, um das Heer zu beſchäftigen, einen Krieg gegen die Barbaren mit Englands Genehmigung führen, oder das Heer desorganiſiren. Es iſt nicht rathſam, einen Geiſt in demſelben zu wecken. Das Heer ſoll und darf nichts anders ſein, als eine Sicherheitswache für die Aufrechthaltung des innern Friedens. Wenn jedoch Conjuncturen eintreten ſollten, welche das Blut der Jugend gefährlich erhitzen, ſo muß man ſuchen, mit Genehmigung derjenigen Mächte, welche zu fürchten ſind oder mit ihnen gemeinſchaftlich, einen großen, unnützen Krieg anzufangen. Man kann ſich in dieſem Falle mit jenen Mächten in die Beute theilen, welche allenfallſige Eroberungen mit neidiſchen Augen ſehen. Am beſten aber iſt es, den Krieg ohne allen Zweck zu führen und auf jeden Gewinn zu verzichten, weil man durch das Gegentheil äußere Feinde gegen ſich bewaffnet."

„Eine Nationalgarde einzuführen und beizubehalten, wird, um dem Mittelſtand zu ſchmeicheln, ſehr nothwendig ſein. Man kann ſich ſicher darauf verlaſſen, daß dieſer Dienſt dem Handwerker und Gewerbtreibenden jeder Art bald zur Laſt fallen wird. Man wird ſich dem Dienſt gern zu entziehen ſuchen und von einem Kampf, wobei Gefahr iſt, kann nie die Rede ſein."

„Indeß iſt jede Volksbewaffnung, Landwehr ꝛc. unter gewiſſen Umſtänden gefährlich — es iſt beſſer, das Land den Feinden Preis zu geben und von ihnen verwüſten zu laſſen, als die eigenen Bürger fürchten zu müſſen. Daher muß man

im Allgemeinen keinen Anhalten mit der Hand in Anspruch nehmen. Sogar solchen Instrumenten, welche, wie die Violine, eine Stütze für das Kinn haben, ist diese Stütze nicht immer eigen. Man sieht Violinisten und Violinistinnen, welche, wie Paganini, Ernst, Joachim, Wilma Neruda, Norman-Neruda, Lady Hallé und viele andere Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges, die Violine ohne Kinnstütze spielen, und es ist eine bekannte Thatsache, dass auch diese Künstler und Künstlerinnen, wie z. B. Lady Hallé, Wilma Neruda, Norman-Neruda, Ernst, Joachim, Paganini u. s. w. sich einer Kinnstütze bedienen, wenn sie sich eine solche anfertigen lassen.

Man sieht also, dass auch Violinisten ersten Ranges, wie Paganini, Ernst, Joachim, Wilma Neruda, Norman-Neruda, Lady Hallé u. s. w. sich einer Kinnstütze bedienen, wenn sie sich eine solche anfertigen lassen.

Die Violoncellisten, die Kontrabassisten, die Harfenisten und sämmtliche Blasinstrumentisten, sowie auch die Pianisten und Pianistinnen, bedürfen keiner Kinnstütze, weil sie dieselbe nicht brauchen können

Krieg, iſt die geheime Verfolgung eines Feindes. Ein feindlicher Staat, eine feindliche Nation müſſen demoraliſirt, diskreditirt werden."

„Man muß vor Allem dem Feinde ſeine beſten Freunde und Diener durch Beſtechung und Verleumdung abwendig machen, ſie aber in ihren Aemtern laſſen. Seine Miniſter müſſen um jeden Preis gewonnen werden."

„Man muß um jeden Preis fremder Mächte Argwohn gegen ihn erregen, denn mit der Hand eines Andern ſchlägt man nie ſich wund."

„In der Regel iſt Kabinetsverrath wirkſamer als große Armeen."

„Die Eiferſucht der Großen unter einander, die Unzufriedenheit der Ungenügſamen, das ſchlechte Gewiſſen der untreuen Beamten, die Schwachheiten und Fehltritte hoher Perſonen — das ſind die Mittel, wodurch man mit Liſt und Beharrlichkeit viel bewirken kann."

„Um die Macht, den böſen Willen einzelner Perſonen zu paralyſiren und zu zerſtören, giebt es eine große Anzahl von Mitteln. Die ſicherſten ſind natürlich immer die geheimen."

„Der Weg, um zu dieſem Ziele zu kommen, iſt ein zweifacher, der moraliſche und der phyſiſche."

„Das iſt, man kann entweder das Moraliſche eines Menſchen, ſeine Willenskraft, ſeine Thätigkeit, ſeinen Charakter, ſeine Grundſätze verderben und tödten, oder man kann ihn phyſiſch ſchwächen und auflöſen — tödten."

„Ueber die Zerſtörung der moraliſchen Kraft lehren uns die Bücher der beſten Pſychologen die ſicherſten Mittel."

„Die Willenskraft des Menſchen iſt meiſt von ſeiner Ge-

ſundheit abhängig. Man muß daher einen Mann von ſtarkem Geiſte vor allen Dingen krank machen."

„Es iſt daher nicht nöthig, einen jeden Feind zu tödten — man darf ihm nur Leiden verurſachen."

„Der Leidende wird ſofort ſaumſelig, zaghaft, wankelmüthig — oder allerwenigſtens verdroſſen werden."

„Um ihm aber Leiden zu verurſachen, kann man wieder eine Menge Mittel anwenden. Man darf nur einige davon aufführen, um begreiflich zu machen, daß es deren tauſende giebt. Beſonders giebt es drei Hauptmittel oder Methoden, welche ſicher zum Ziele führen."

„Das erſte Mittel iſt die Wolluſt. Die meiſten Menſchen, beſonders Franzoſen, ſind für ſie empfänglich. Man muß dem Trägen Gelegenheit ſchaffen, den Unvorſichtigen anführen, dem Sparſamen oder in ſeinen Mitteln Beſchränkten die Mittel ſchaffen, ſich — ſelbſt zu verderben. Man kann annehmen, daß zwei Dritttheile aller Menſchen unſerer Civiliſation leicht auf dieſem Wege entnervt, ſtech gemacht — moraliſch getödtet werden können."

„Das zweite Mittel iſt die Furcht. Man muß demjenigen, den man verfolgt, Schrecken einjagen; man muß ihn unaufhörlich bedrohen, ihm ſein und der Seinigen künftiges Elend vor Augen ſtellen."

„Durch dieſe Anwendung der Furcht iſt es ſchon oft gelungen, Rieſen zu bändigen und wie Kinder ſich unterwürfig zu machen."

„Das dritte Mittel iſt die Erſchöpfung durch kleine Leiden. Es iſt ſehr zweckdienlich, dem Opfer merken zu laſſen, daß man es verfolge, belaure, umgarne, denn dieß wird es mehr ſchwächen, als die Verfolgung ſelbſt."

„Kein Menſch iſt ohne Schwachheiten, Fehler, Vorurtheile, Irrthümer, welche tauſende von Mitteln darbieten, ihm beizukommen durch Verläumdung, Verleitung zu falſchen Schritten, Handlungen u. dgl.“

„Daher iſt durch Liſt — jede Menſchenkraft beſiegbar.“

„Es geſchieht jedoch, daß die öffentliche Meinung der Feind iſt, den man zu bekämpfen hat.“

„Dieſer Feind iſt aber keineswegs ſo gefährlich, wie er gewöhnlich ausſieht. Nur muß man immer das Geſchrei der Schriftſteller und Journaliſten, welche niemals die öffentliche Meinung ſind, von dieſer unterſcheiden, obgleich ſie oft von ihnen beherrſcht und hintergangen wird.“

„Die eigentliche öffentliche Meinung kann man daran ſicher erkennen, daß ſie niemals auf Handlungen lange warten läßt.“

„Jene ſchwankenden unſicheren Gerüchte, Stimmungen, phlegmatiſchen Anſtrengungen, welche man gemeinhin für öffentliche Meinung nimmt, verdienen keine Berückſichtigung.“

„Es iſt immer gut, wenn ſich die Regierung nicht um die öffentliche Meinung früher bekümmert, als bis ſie in Demonſtrationen ausbricht.“

„Gegen dieſen Feind giebt es nur moraliſche Mittel.“

„Man muß ſich immer hüten, im Kampfe gegen die öffentliche Meinung diejenigen Steckenpferde derſelben zu bekämpfen oder lächerlich zu machen, welche ſie nie aufzugeben Willens iſt.“

„Man muß vielmehr in Namen der eignen Wünſche zur öffentlichen Meinung ſprechen.“

„Man muß ſie loben, ihre Irrthümer beſchönigen, ihren Thorheiten ſchmeicheln.“

„Man muß keine Journale dingen, wohl aber Mitarbeiter derſelben.“

„In allen Zeiten ist die Masse des Volkes leicht- und abergläubig — durch diese Schwachheit kann man alle ihre Launen beherrschen.“

„Dem Aberglauben sind aber selbst die aufgeklärtesten Denker zugänglich. Der Eine glaubt an böse Anzeichen, an Unglückstage und Constellation; der Andere an heilige Zahlen, Himmelserscheinungen, Gespenster, Wahrsagerei, Ahnungen und Träume. Man muß nur die Richtung des individualen Aberglaubens erforschen. Eine gut ersonnene Gespenstergeschichte oder fatalistische Kombination wird niemals ihren Eindruck auf die Phantasie des Volkes verfehlen. Daher falsche Prophezeihungen, schauerliche Vorbedeutungen immer sehr wirksam sein werden, um zu schrecken.“

„Will man aber populär werden, muß man Anekdoten erfinden, welche solche Tugenden, wie man sie nicht besitzt, in ein helles Licht stellen, um Liebe zu erregen.“

„Die Wahrheit nie fürchten, ist die größte Staatskunst. Eine nachdrücklich immer wiederholte Lüge überwindet in den meisten Fällen die Wahrheit. Wenn man mit List und Gewalt nichts gegen einen Feind ausrichtet; wenn man bezweifelt, ihn zu besiegen, so darf man doch nie unterlassen, ihm Uebles zu weissagen und kann sicher sein, daß es Eindruck machen wird.“

„Wo man noch an Wunderwerke glaubt, lasse man welche geschehen. Man kann dadurch feindliche Armeen entmuthigen, wie durch die Wunder der großen Quadenschlacht und der legio fulminatrix.“

„Erst da, wo alle diese Künste nicht anschlagen wollen, versuche man es mit der Vernunft, etwas gegen die öffentliche Meinung auszurichten, aber man wird sich überzeugen, daß die

plumpeſte Täuſchung ſtets wirkſamer iſt, als alle Weisheit der ſieben Griechen."

„Die Juſtiz muß ſo verwaltet werden, daß ſie ſelbſtſtändig erſcheint und Alles, was ſie thut, auf die eignen Schultern nimmt."

„Es muß immer ſcheinen, daß die Gerichtsbarkeit blos die Vollſtreckerin der Geſetze iſt."

„Die Gerichte dürfen niemals in die höhere Politik eingeweiht werden, dagegen muß man durch leiſe Winke, welche eine doppelte Auslegung zulaſſen, die Richter influenziren."

„In der Regel kann man ſich bei Verbrechen gegen den Staat nur da der Gerichte bedienen, wo der Fall unzweifelhaft iſt und nicht die Sympathien des Volkes erregt."

„In jedem andern Fall muß man ſuchen, Feinde des Staats ohne alles Aufſehen zu entfernen, über's Meer zu ſchicken, oder auf eine andere, nicht auffällige Weiſe unſchädlich zu machen. Man kann dadurch in der öffentlichen Meinung nur gewinnen und die Feinde des Staates beſchämen, ohne ſich im Mindeſten einer Gefahr auszuſetzen."

„Wo ein außerordentliches Verfahren nöthig iſt, muß ihm jeder Anſchein eines Gerichts benommen werden, denn heimliche Gerichte machen die Regierung verhaßt."

„Sollte man zu Mitteln greifen müſſen, welche das moraliſche Gefühl der öffentlichen Meinung tödtlich verletzen könnten, muß man niemals auf die Möglichkeit der Geheimhaltung vertrauen, ſondern das Verfahren ſo einleiten, daß durch die Oeffentlichkeit der Thatſachen nichts verloren werden kann. Man laſſe ſich niemals von ungeſchickten Aerzten verleiten, draſtiſche und direkt tödtliche Mittel anzuwenden, ſondern richte Alles ſo ein, daß die Hinfälligkeit, das Siechen der Verfolgten immer als

zufällige Krankheiten erſcheinen, als Folgen der Anſteckung, als eine Strafe Gottes!"

„Als Werkzeuge eines ſolchen Verfahrens giebt es in unſerer Civiliſation eine unerhörte Anzahl von Zahnärzten, Wundärzten, Apothekern — welche verhungern und ganze Ortſchaften entvölkern würden, um ihren Hunger ſtillen zu können."

„Nur eine ſehr einfältige Regierung kann es unter ſolchen Umſtänden nöthig finden, zu verrufenen Mitteln und eigentlichen Giften zu ſchreiten, da der Zweck nach den Erfahrungen der Arzneikunſt ja durch offizinelle, ganz unſchuldige Mittel erreichbar iſt und jeder Menſch durch ein Mittel krank gemacht, ja getödtet werden kann, wodurch der Andere geſund wird."

„Ein ſehr wirkſames Mittel, einen Feind zu verfolgen, iſt ferner die Geſetzauslegungskunſt."

„Es iſt eine große Wohlthat für die Regierung, daß die Jurisprudenz die Anzahl der Geſetze ſo vermehrt hat, daß faſt jeder Fall auf zehnfache Weiſe abgeurtheilt werden kann. Man kann nach den beſtehenden Geſetzen faſt Jedermann ſein Vermögen ſtreitig machen, ſeiner Rechte berauben, ſeinen Erwerb zu Grunde richten."

„Die Regierung muß daher immer geſchickte Sophiſten an der Hand haben, welche jeden Fall nach ihrem Sinn entſcheiden und auslegen."

„Die Erweckung der Leidenſchaften iſt eine der gewaltigſten Künſte einer vernünftigen, geſunden Politik. Wo dieſe Kunſt ihre höchſte Ausbildung erreicht, wird die Regierung ſtets allmächtig ſein."

„Starke Leidenſchaften ſind die gewaltigſten Hülfsmittel der Regierung, ſowohl für die Erwerbung des Beiſtands mächtiger Geiſter, als auch für die Vernichtung derſelben. Die Fabel von

Simſon, der durch eine Buhlerin ſeiner Rieſenkräfte beraubt worden iſt, bleibt ſtets lehrreich für die Staatskunſt."

„Um ſich jedoch aller Leidenſchaften zu bemächtigen, muß die Regierung ſelbſt ohne Leidenſchaft ſein."

„Menſchen ohne Leidenſchaften ſind die herrſchenden Gottheiten im ganzen Menſchheitsleben."

„Die meiſten Menſchen haben deren immer — man muß ſie daher nur zu wecken und zu gebrauchen wiſſen."

„Allein, ein falſcher Gebrauch der Leidenſchaften kann dem Staate gefährlich werden, daher kommt Alles auf die Methode an."

„Der Ehrgeiz iſt ſehr gut zu gebrauchen, doch nur in beſchränkten Menſchen, welche nicht höher hinauszuſtreben Kraft und Verſtand haben, als die Regierung ihnen geſtatten kann und will. Der Ehrgeiz ſtarker und helldenkender Menſchen muß jedoch unterdrückt werden, denn er wird ſich der Regierung nicht unterwerfen, ſondern ſie zu beherrſchen ſuchen."

„Die Habſucht kann gut verwendet werden, doch darf ſie nicht mit dem Ehrgeize in Verbindung ſein, ſonſt bildet ſie die Leidenſchaft des Eroberers und Rebellen."

„Die Liebe iſt immer das beſte Mittel, ſich edler und hochherziger Charaktere, welche ihrer am fähigſten ſind, zu bemächtigen."

„Die gefährlichſten, zur Tugend befähigtſten Charaktere ſind immer zugleich ſehr ſinnlich, weil die Sinnlichkeit mit Empfindſamkeit ſtets gepaart iſt. Man darf daher die Liebe als das einzige Mittel gegen ſtarke und redliche Charaktere betrachten."

„Von der Trunkſucht kann man ſehr gute Dienſte jederzeit erwarten. Früher oder ſpäter wird faſt jede Natur für dieſes Laſter reif, wenn man ſie vorher ſchon bearbeitet hat."

„Die Spielſucht kann ferner manchen gefährlichen Feind des Staates verderben."

„Leidenſchaften und Laſter ſind überhaupt, weiſe geleitet, nützlicher als alle Tugenden, weil ſie immer gehorſam ſind, wenn man ſie befriedigt.“

„Diejenigen, welche allen anderen Leidenſchaften aus natürlicher Stumpfheit oder Schlaffheit nicht zugänglich ſind, werden doch der Spielſucht kaum widerſtehen, wenn man ſie vorſichtig und klug anzuregen weiß.“

„Es müßte ſonderbar zugehen, wenn nicht eine dieſer furchtbaren Leidenſchaften wenigſtens jedem Menſchen beigebracht werden könnte und es müßte noch weit wunderbarer kommen, wenn eine ſolche ihn nicht zu Unregelmäßigkeiten, Fehlern und Thorheiten verleitete, welche ihn in die Hände der Macht geben.“

„Die Weiber ſind die geſchickteſten und verläßlichſten Werkzeuge der höheren Staatsintrigue; man muß ihnen daher mehr Aufmerkſamkeit widmen, als den gewandteſten Männern.“

„In dem Mechanismus der Natur iſt das Weib jener Hebel, durch welchen man mittelſt des leiſeſten Fingerdrucks die größten Dinge in Bewegung ſetzt.“

„Die Leidenſchaften der Weiber ſind verläßlicher, dauerhafter als jene der Männer — man muß ſie daher zu leiten ſuchen, wohin man will und wird faſt immer die Erfahrung machen, daß ein Weib, in welchem man eine Leidenſchaft erweckt hat, von Gewiſſen und Vernunft ſehr wenig oder niemals aufgehalten wird.“

„Man muß daher beſonders die Weiber der Feinde der Regierung für die Zwecke derſelben in Bewegung ſetzen.“

„In Zeiten, wo Mittel zur Aufhaltung der Populationsvermehrung ergriffen werden müſſen, thut man am beſten, auf große Vermehrung der Aerzte hinzuarbeiten. Zu viele Aerzte

in einem Lande ſind einer ſtarken Seuche ganz gleich zu achten, und bewirken ſicherlich eine ſtark vermehrte Mortalität."

„Von den Schriftſtellern iſt Folgendes zu bemerken:

„Es giebt nur zwei Arten von Scribenten: Jene, welche der Regierung dienen, und jene, welche ihr nicht dienen."

„Die erſteren allein dürfen geduldet werden, da die indifferenten und ſchädlichen, falls man ſie nicht hindert und verfolgt, den erſteren den Erwerb nehmen."

„In der Regel darf eine Regierung niemals Schriftſteller dingen — nur ausnahmsweiſe darf dieß geſchehen."

„Die guten Schriftſteller müſſen blos dadurch an die Regierung gefeſſelt bleiben, daß man ſie überzeugt, ſie müßten ſonſt zu Grunde gehen."

„Wo nichts über den Staat geſchrieben wird, kann die öffentliche Meinung am leichteſten regiert werden. Daher iſt es vor Allem gut, — wo es möglich iſt — alle politiſchen Schriftſteller zum Schweigen zu bringen."

„Wo dieß unmöglich, muß man die Schriftſteller, welche gegen die Regierung ſind, niemals durch das Geſetz verfolgen, ſondern ihren Ruf durch verläumderiſche Ausſtreuungen bei der Partei, welcher ſie dienen oder beim Publikum und ſomit auch ihren Erwerb vernichten."

„Der Brodneid, die Eiferſucht, die Scheel- und Läſterſucht der Schriftſteller unter einander ſind diejenigen Mittel, womit man ſie alleſammt vollkommen ſich unterwerfen kann. Eine Regierung muß ſehr unfähig oder thöricht ſein, um dieß nicht mit Leichtigkeit zu Stande zu bringen. Die wenigen ſtandhaften und redlichen Charaktere, welche immer in dieſem Stande nur ſpärlich vorhanden ſein werden, ſind leicht durch die Verfolgung aller übrigen um Ruf und Geltung zu bringen."

„Von den Staatsdienern fordere man nichts als Gehorsam.“

„Gute Diener sind nur diejenigen, welche keine Gesinnung haben: Maschinen des Gehorsams.“

„Die schädlichsten Diener sind die sogenannten ehrlichen Männer — man muß sie nie zu bedeutende Stellungen erreichen lassen.“

„Wenn ein Diener blos das Allgemeine, die Parteien benachtheiligt oder bestiehlt, aber nicht die Regierung, muß man duldsam sein. Es ist besonders gut, solche Diener zu haben, welche man jeden Augenblick durch ihre Schuld verderben kann.“

„Unfähigkeit ist immer doch irgendwo zu brauchen — aber Eigenwille und Grundsatzstrenge nie. Man muß daher lieber unfähige als eigenwillige Beamten haben.“

„Die kleinste Benachtheiligung der Regierung muß unerbittlich bestraft werden; dagegen lasse man den schlechtbesoldeten Beamten Gelegenheit, sich am Allgemeinen schadlos zu halten.“

„Diese Bemerkungen reichen hin, um der neuen Regierung durch einige Fingerzeige den Weg anzudeuten, auf welchem sie sich erhalten kann.“

„Die Bestechlichkeit darf niemals verfolgt werden, wenn nicht der Staat darunter leidet, denn sie ist ein gutes Mittel der Herrschaft für die Regierung selbst. Staatsdiener, welche andere Pflichten als ihre Pflichten gegen die Ihrigen anerkennen, sind gefährlich. Niemals dürfen die Charaktere im Staate so selbstständig sein, um je fähig zu werden, ihre Interessen ihren Ueberzeugungen aufzuopfern, denn erstere kann der Staat befriedigen, letztere nicht.“

„Sobald man die Toleranz in diesem Sinne versteht und selbst erhaben ist über Religionsvorurtheile jeder Art, wird es

immer leicht ſein, den ſittlichen und religiöſen Indifferentismus der Regierung in das populäre Kleid der Toleranz zu hüllen."

„Diejenige Religion muß die Staatsreligion ſein, welche die meiſten Anhänger hat."

„Der Begriff der Toleranz und kirchlichen Freiheit wird es auch verſtatten, daß man unter deſſen Vorwand die Prieſter zu Staatsdienern der Regierung macht."

„Die wichtigſten Kirchenämter, Präbenden und dergl., müſſen an ſolche Perſonen gegeben werden, welche ſich blos als Funktionäre der politiſchen Polizei betrachten."

„Auf dieſe und ähnliche Weiſe iſt es möglich, in Frankreich eine Regierung herzuſtellen, welche ſcheinbar alle republikaniſchen Einrichtungen in ſich vereinigt und doch eine abſolute Willkür ſtatthaft macht; welche allen anderen Regierungen zum Muſter dienen kann und immer über alle Diejenigen dominiren wird, die entweder ihre Grundſätze nicht begreifen oder ſie nicht nachahmen wollen."

Der allgemeinſte Beifall belohnte den Sprecher. Man ſchritt zur Wahl des Namensträgers dieſer Regierung. Die Miniſterien wurden vertheilt — meiſt an im Rathe gegenwärtige Perſonen. Der Name des erſten Miniſters wurde aus der Urne gezogen — alle Wahlzettel trugen nur einen Namen, jenen des Präſidenten der Verſammlung, auf welchem alle Hoffnungen der Banquiers beruhten: den Marquis Quarin.

Siebentes Kapitel.

Auf dem Marktplatze der Stadt Floris versammelte sich ein Haufen von Verschworenen, welcher mit allen Waffen versehen war. Es war mondhell — eine stille, heitere, feierliche Nacht. So war auch die Stimmung der Unglücklichen, welche sich hier versammelt hatten, um durch ihren Fürwitz eine Welt zu bessern, die nach ganz anderen Gesetzen sich reformirt, als die Vernunft der Exaltirten zu geben pflegt. Es wohnte in ihnen dieselbe heilige Stimmung, welche der französischen Nation ihre Freiheit, aber leider auch die Schreckenstage, die Greuel des Nationalconvents, die Blutgerichte und den Ruin alles Wohlstandes einbrachte. Sie wollten die Herrschaft der Vernunft und des Rechts und spielten die Macht stets, ohne es zu ahnen, dem Laster in die Hände. Diese heilige Schaar von Tugendhaften war es immer, die in jeder Revolution dieses unglücklichen Landes zuerst mit der Sache, welcher sie diente, zum Opfer gebracht wurde. Man bürdete ihr Absichten auf, welche sie nicht kannte; man vollbrachte unter ihrer Fahne und in ihrem Namen Verbrechen, welche sie büßen mußte: das Schicksal aller heiligen Leidenschaften, wie es scheint, welche sich nicht in den Schutz eines starken Vorurtheils begeben!

Es waren Bürger aus allen Ständen, Fabriksarbeiter und Fabriksherren, Leute aller Klassen, in welchen das Gefühl und die Liebe zur Freiheit erwacht war, die sich die Nationalpalladien nicht entreißen lassen wollten; welche in der Charte Frankreichs ein Heiligthum und die Bürgschaft für das Heil des Volkes und ihrer eigenen Kinder und Enkel erblickten. Sie alle hatte

Destouches' redlicher, wiewol utopiſcher Eifer für die gemeine Sache um ſich verſammelt; des Maire's Anſehen aber hatte das Meiſte dazu beigetragen, die Bewegung allgemein zu machen und eine Inſurgirung der ganzen Umgegend zu organiſiren. Aus allen Dörfern kamen Leute mit Senſen und anderen Waffen herbei, um die Stadt gegen den muthmaßlichen Angriff naheliegender Truppenabtheilungen zu vertheidigen. Man verrammelte die Thore, ſperrte die Straßen, häufte Munition auf, und da faſt Niemand da war, der gegen die Bewegung etwas einzuwenden hatte, ſo berieth man ſich, nicht ohne Verlegenheit und Zwieſpalt über dasjenige, was gethan werden ſolle.

„Das Feuer wird aus Mangel an Nahrung erlöſchen!" ſagte Destouches zu Guillaume, der bis an die Zähne bewaffnet da ſtand und ſich über den allgemeinen Gehorſam ärgerte; „dieſes bukoliſche Geſchlecht, welches wir um uns verſammeln, wird unverrichteter Sache wieder heimgehen, wenn Ihr ihnen nicht etwas zu thun, oder doch wenigſtens zu — trinken gebt."

„Ihr ſeht wieder ſchwarz, Doctor!" ſagte Guillaume ärgerlich, „es herrſcht der beſte Geiſt unter dem ganzen Landvolk — es weiß wohl, daß die Charte etwas iſt, wofür man ſein Leben einſetzen muß, um es zu erhalten. Ihr habt nicht die Thränen geſehen, welche man weinte, als ich die Maſſen haranguirte."

„Ach," ſagte der Doctor, „Ihr ſeid ein Ignorant — wäret Ihr Arzt, ſo möchtet Ihr wiſſen, daß die Thränen, nur Folge eines ſehr vorübergehenden Congeſtionszuſtandes im Gehirne ſind, der oft durch die unbedeutendſten Dinge erregt wird. Wer weiß, ob Sie nicht geweint haben über die traurige Figur, welche wir beiden alten Republikaner ſpielen. Wer iſt denn hier, der mit Leib und Seele für unſere Republik wäre? Man

ſpricht nur von der Charte. Das franzöſiſche Volk begnügt ſich mit einem Stück Papier, worauf ſeine Freiheit geſchrieben ſteht. Man wird die Charte wieder verbürgen; man wird dem alten Karl vielleicht rathen, ſich zur Ruhe zu ſetzen — was Niemand mehr wünſchen kann, als er ſelbſt — und dann iſt Alles aus. Man wird aber nach wie vor die alte Wirthſchaft beſtehen laſſen. Man kann alles verdrehen — folglich auch eine Charte; man hat dem alten Gott ſelbſt eine Naſe gedreht mit einer fingirten Religionsreſtauration — man wird der Nation auch ihre Naſe zu drehen wiſſen. Mir ſinkt der Muth. Seht dieſe jungen Leute an, welche ſehr viel ſchreien, aber weit mehr trinken. Laßt ſie erſt in einer Schenke beiſammen ſein — Ihr bringt ſie bei Gott zu Nichts mehr, als zum Trinken oder zu wilden, zweckloſen Exzeſſen. Das iſt nicht der Geiſt, der eine Revolution vollbringt, den wir haben."

„Ihr ſeht ſchwarz, wie ich ſage, verderbt mir nicht die Laune, Destouches, es iſt für alte Kerle, wie wir Beide ſind, ohnehin keine ſehr anmuthige Sache, ſo die Nächte gegen den Mond zu marſchiren. Wenn's noch Bajonette wären — das erwärmt altes Blut."

„Nun, an Bajonetten wird's uns nicht fehlen," ſagte Destouches mit trüber Vorahnung, „aber ich beſorge, ſie werden von einer Seite kommen, wo wir nichts gegen ſie vermögen."

„Aufrichtig," ſagte Guillaume, „darin gebe ich Euch Recht. Es iſt nicht gut, daß gleich Jedermann mit uns einig iſt, das zeugt von ſchlechtem Geiſt; — man wird ſich eben ſo leicht gegen uns einigen, wenn von Paris andere Nachrichten kommen ſollten. Meinethalben mag es kommen, wie es will. Mir liegt nichts daran."

Plötzlich erſcholl ein anhaltendes Jubelgeſchrei. Von dem

Stadtthore herein wälzte ſich eine Menge von Menſchen, welche einen mit Poſtpferden beſpannten Reiſewagen eskortirte.

„Ein Courier aus Paris — die Revolution hat geſiegt — Charles X. iſt entflohen — eine neue Regierung iſt bereits organiſirt.“

„Und wie heißt dieſe neue Regierung?“ fragte Destouches.

„Vive Louis Philipp, König der Franzoſen!“ rief der Marquis Oſinsky, in ſeinem Wagen aufrechtſtehend und den Hut ſchwenkend.

„Wer iſt Louis Philipp?“ fragte Destouches.

„Louis Philipp von Orleans — der Bürger Egalité, der Mann des Volkes und der Freiheit, der Freund der Arbeiter.“

Allgemeine Bewegung des Staunens und Mißtrauens.

„Erwählt durch das Volk der Franzoſen, durch die freie Nation!“ fuhr Oſinsky fort.

„Gehören wir auch zur Nation?“ fragten Einige.

„Hört mich, friedliche Bürger von Floris,“ ſagte Oſinsky, „Frankreich hat einen ſchönen Triumph über ſich ſelbſt gefeiert. Eine Revolution in drei Tagen vollendet — es iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte. Ihr Alle wißt, was Frankreich der Republik verdankt — ſie hat die Nation ins Verderben geſtürzt. Ihr Alle wißt, was Frankreich dem Abſolutismus verdankt — er hat die Revolution hervorgebracht. Nun denn Franzoſen, was kann es Glücklicheres geben als eine Regierung, welche die rechte Mitte hält? Ein republikaniſches Königthum? Einen Monarchen, welcher der Nation verantwortlich iſt? Eine Repräſentativverfaſſung — freie Preſſe!?“

„Es lebe die freie Preſſe!“ riefen Alle.

„Damit werdet Ihr keinen Hund vom Ofen locken,“ ſagte Destouches, „wenn das Alles iſt, was man Euch bietet.“

„Aber, Herzog, du kannst von Hannover und Braunschweig die Antwort haben. Wilhelm hat eine Frau von Hessen. Ich habe einen Sohn von Braunschweig. Wilhelm ist protestantisch, so wie du selbst seine Schwester, die Tante der Königin Victoria, ist. Ich habe einen Sohn, der Prinz von Braunschweig ist. Ich, so verlangen wir, Wilhelm, wir wollen Antwort.

„Nun ist wohl — und ich sah es gleich, als Sarah Bishop von Kassa — Jemand hinter Sarah Bishop.

„Wie von Regierung und Partei der Staatsstreich?" fragt Herzog Ernst Wilhelm.

„Auch Wilhelm ist in seinen Händen," —

„Von Ulrich," fagt Ferdinand, „er muß von Ulrich Geld haben, um Wilhelm zu stützen. Und in seine Regierung, in sein eigenes Kabinett, Ulrich."

„Warum mit der Ehrlichkeitsfrage?" fährt Ferdinand fort, „Ulrich, Sarah Bishop, Carl Friedrich mit seinem Geld, Herzog Ernst mit seiner Verlobungsanzeige, sind die Fäden, die zu Wilhelm führen."

Aber nun Ferdinand mit einem Wagen und vorgespannt zwei Pferde.

Herzog: Weiter!

Als ich Bad zu Kissingen verließ und, bei mir nichts weiter als Geld, Geld, Geld,

für die Nation als Anarchie. Er wird das Gute nicht thun können und nicht thun wollen. Er wird es mit allen Parteien halten. Wollt Ihr frei sein, müßt Ihr Euch selbst regieren. Habt Ihr dazu — wie es scheint, weder Verstand noch Einheit des Willens, so unterwerft Euch einem Tyrannen, wie Napoleon. Dixi!"

Der Eindruck, den diese Rede machte, war keineswegs günstig.

„Er ist ein Narr!" sagten Einige.

„Ein Aufwiegler ist er — ein Rebell!" schrie Osinsky, „nehmt ihn fest, es lebe Louis Philippe, es lebe die Charte!"

„Miserabler Fetzen!" schrie Destouches, „geschriebene Rechte — Wucherer und Diebe am Staatsruder — der König selbst ein Märtyrer oder Mitschuldiger — das Volk mißhandelt, verhungernd, Meuchelmord und Anarchie an allen Ecken — Minister ohne Ansehen oder Arlequine der Parteien — immerwährend Gefahr von Außen — das wird die Glückseligkeit sein, welche man Euch bietet. Ich rufe: es lebe Karl X. und die Charte — besser als dieses juste milieu — zwischen Scylla und Charybdis!"

„Fort mit dem Rebellen!" rief Osinsky, „er proklamirt den vertriebenen König, den Verräther der Nation — nieder mit den Karlisten!"

Plötzlich erhellte ein Blitz die Luft — Destouches stürzte von einem Schuß in den Kopf getroffen todt auf das Pflaster.

„Es lebe Louis Philippe — Tod den Karlisten!" schrie Osinsky.

Destouches wälzte sich in seinem Blute — das Volk umringte ihn mit wildem Jubel. Der Anblick des Bluts berauscht

er. Und ich bin mir auch meiner Pflicht bewußt. Aber Pflicht und Liebe dürfen nicht in Widerstreit kommen.

„Ich liebe Sie nicht mehr — ich bin Ihr Feind!"

„Ich bin Ihr Freund, Ihr Freund, Ihr Freund!" Sie wiederholte es immer wieder, und ihre Stimme klang wie ein Echo.

„Ich bin Ihr Feind, Ihr Feind, Ihr Feind!" Er wiederholte es immer wieder, und seine Stimme klang wie ein Echo.

Sie sah ihn an, und ihre Augen waren voll Tränen. Sie sah ihn an, und ihre Augen waren voll Liebe. Sie sah ihn an, und ihre Augen waren voll Haß. Sie sah ihn an, und ihre Augen waren voll Tränen, Liebe, Haß, Tränen, Liebe, Haß, Tränen, Liebe, Haß,

neuen Regierung ſo ergeben, wie er es der alten war. Gott helfe ihr, wenn ſie nur ſolche Freunde hat.“

„Er iſt todt!“ ſagte Arthur, „o, dieſer Gauner iſt ein geſchickter Schütze!“

„Ach ich möchte ſagen, er war der letzte ehrliche Mann,“ ſagte der Maire, „ich fange an zu begreifen, daß man nur noch Comödie ſpielt.“

„Er wird furchtbar gerächt werden,“ ſagte Arthur, „geben Sie uns eine Freiſtatt, verbergen Sie uns, bis der Zuſtand geordneter iſt und wir uns in den Schutz der Geſetze begeben können.“

„Und vor wem fliehen Sie, meine Herren?“

„Vor dem Mörder Ihres Freundes Destouches — dem Dieb, dem Flüchtling, dem Giftmiſcher, dem Falſificanten.“

„Was ſagen Sie — alſo hatte Destouches Recht? So folgen Sie mir — Gott ſchütze Frankreich, wenn es dahin gekommen iſt, daß ehrliche Leute ihres Lebens nicht mehr ſicher ſind und Gauner Ehrenſtellen und hohe Würden bekleiden.“

Schweigend gingen die drei Männer durch die verödeten Straßen, indem ſie die Leiche des Doctors trugen. Aus der Höhe von Champagny ſtrahlten hundert erleuchtete Fenſter herab und erſcholl der feierliche Geſang der Marſeillaiſe.

Arthur und der Marquis Nicolas wachten bei der Leiche des Ermordeten. Dieſer neue Mord löſte die Zunge des ſchweigſamen Nicolas.

„Ich ſehe der Tag des Gerichts iſt gekommen!“ ſagte er düſter, „mein Verhängniß reißt mich fort — ſo hören Sie denn die Geſchichte meines Bruders, die auch die meinige iſt, da mich ein grauſames Fatum zum Zeugen und Genoſſen ſeiner Schandthaten machte.“

„Meine Einladungen an Ihren Gatten?“ fragte Nicolai.

„Ja, denn Ihnen ist bekanntlich nichts verboten und man braucht Ihnen nichts zu verbieten, weil Sie nie etwas thun, was Sie zu Grunde richten könnte, weil Sie nie Gesellschaften besuchen, weil Sie nie Gesellschaften geben, weil Sie nie Ihren Gatten einladen, weil Sie nie Ihren Gatten — — — verschwenderisch werden Gesellschaften. Sie haben noch niemals Ihren Gatten eingeladen, Sie haben noch niemals Ihren Gatten eingeladen, Sie haben noch niemals Ihren Gatten eingeladen, Sie haben noch niemals Ihren Gatten eingeladen, Sie — ich habe es noch nicht gethan, weil ich es nicht thun konnte, ich konnte nicht, ich konnte nicht, ich konnte nicht

von heftigen Leidenſchaften, aber Beide hatten wir eine Erziehung genoſſen, die Erziehung franzöſiſcher Edelleute aus der Zeit Ludwigs XV. Man hatte uns ſtatt Religion die Philoſophie der Encyklopädiſten und Spinoza's beigebracht; man hatte uns Sitte und Geſetz verachten gelehrt, als Dinge, welche nur für's Volk da ſeien und die Ariſtokratie, wie den Hof nichts angingen. Man hatte uns gelehrt, uns als Mitglieder dieſes königlichen Hofhalts zu betrachten, in der Perſon des Monarchen das Palladium unſerer Ehre zu erblicken, wofür wir zu leben und zu ſterben hätten. Wir machten unſere franzöſiſche Bildung in Venedig mit vieler Oſtentation geltend; wir ließen unſere hohe Abkunft von einem der älteſten Adelsgeſchlechter merken und verſchafften uns durch den geheimnißvollen Nimbus, welchen unſer Vater über uns verbreitet hatte, Verbindung mit den vornehmſten Häuſern der Republik. Mein Bruder Iſidor war ein Jüngling von den blendendſten körperlichen Vorzügen; ſeine frohe Laune, ſein Witz, ſeine Liebenswürdigkeit bezauberten beide Geſchlechter und beſonders die Familie Bionda. Laura Bionda, die reiche Erbin der Familie, fand Wohlgefallen an Iſidor und vermählte ſich mit ihm. Mein Bruder war zur Zeit ohne Vermögen, da unſere Güter konfiszirt worden waren. Allein man hoffte damals noch immer auf eine Reſtauration, und ſo galten wir zwar für derangirte Edelleute, welche jedoch reich begütert wären. Wir fanden Kredit bei Wucherern, bis das Vermögen der Gattin meines Bruders unſeren Verlegenheiten ein Ende machte. Laura war großmüthig — ſie theilte Alles, was ſie hatte, mit Iſidor und ich lebte auf Koſten meines Bruders als eine Art von Majordomus ſeines mit fürſtlicher Pracht eingerichteten Hauſes. — Dieſes Beiſpiel meines Bruders war ungemein verführeriſch, aber es

reizte mich wenig. Gewohnt an die liederliche Lebensweise eines jungen Edelmanns war mir meine Freiheit zu theuer. Mein Bruder ließ mich meine abhängige Lage nicht fühlen und so vertagte ich alle ernstlichen Gedanken auf spätere Zeiten. Ich galt damals für einen Verächter des weiblichen Geschlechts und ich war es. Nichts thut der Achtung für die Frauen gerade in den wärmsten Herzen mehr Eintrag als die Leichtigkeit, womit man in jungen Jahren und mit einigem Gelde ihre Gunst erwirbt. Ich hielt sie alle für leichtfertig, wollüstig, treulos. Aber die Gattin meines Bruders brachte mich auf andere Gedanken. Sie war eben so tugendhaft als reizend und — merkwürdig — sie glich aufs Haar der jetzigen Gemahlin meines Bruders. Ich betrachtete sie mit neidischen Augen, aber ich war weit entfernt, sie zu lieben. Erst eine allmählige Einwirkung der seltensten Verhältnisse auf meine Seele entzündete in mir eine Leidenschaft, welche mir für die Zeit meines Lebens verderblich werden sollte. Mein Bruder war zu fröhlich, um mein Gemüthsleben zu beobachten, ja er war es, der allein den Brand in mein Inneres warf, der mich zum unseligsten Menschen machen sollte. Ich war immer offen und ehrlich gegen ihn, ich verhehlte ihm keinen meiner Gedanken, aber niemals erwiederte er mein brüderliches Vertrauen anders, als durch jene gemeine Offenherzigkeit, welche mehr Unbekümmertheit und Verachtung fremder Urtheile, als wahre Innigkeit und Zutraulichkeit verrieth. Eines Tags sagte ich zu meinem Bruder:

„Du hast Ursache Dich glücklich zu preisen — Deine Gattin scheint alle Tugenden zu besitzen, welche geeignet sind, einen Mann zu beseligen und sein Herz zeitlebens auszufüllen. Möchtest auch Du im Stande sein, sie dauerhaft zu beglücken; allein ich fürchte, daß es durch Dich nicht geschehen wird.“

„Das mag ſein," ſagte Iſidor lachend, „aber ein Mal ſind die Weiber dazu da, um uns glücklich zu machen, nicht von uns glücklich gemacht zu werden, zweitens iſt es nicht meine Schuld, wenn unſer Glück nicht länger dauert, als es der Natur nach ſein kann. Meine Natur trachtet nach unaufhörlichem Wechſel; ich geſtehe Dir, nach wenigen Monaten iſt mir dieſes Glück langweilig, es wird nicht lange währen und es iſt mir zum Ekel. Ich fühle mich zu etwas Größerem geboren, als der Mann meiner Frau zu ſein. Es iſt fürwahr eine ſeltſame Laune des Geſchicks, daß es mich mit zwanzig Jahren zum Sklaven der eiferſüchtigen Launen eines Weibes gemacht hat. Ich werde dieſe Summe von Seligkeiten matter Herzen nicht aushalten. Ich werde einen Genieſtreich machen, um mich zu befreien und Du wirſt mir dazu Beiſtand leiſten."

Von Kindheit auf hatte Iſidor immer eine gewiſſe Ueberlegenheit über mich behauptet; ich vermochte daher, ſo ſehr ich ſeine Gattin bedauerte, ihm nicht zu widerſprechen — um ſo weniger, da meine Grundſätze die ſeinigen waren. Ich erinnerte mich des Abſchiedswortes meines Vaters, der in ſeinem Charakter viel Aehnliches mit Iſidors Charakter fand und ihn daher ausnehmend liebte, als er auf ſeinem Sterbelager meine Hand ergriff und ſagte: „Nicolas! Bedenke, dieſer hier — Iſidor — iſt mehr als Du. Er iſt der Aeltere; er iſt der Stärkere; er iſt der Verſtändigere. Er wird Dein Herr ſein. Gehorche ihm, wie ein Knecht und Du wirſt es nie bedauern. Er wird Dich in ſeinen Schutz nehmen, er wird Dich leiten, erhalten. Sei ihm ergeben bis an den Tod!" In der That war es Iſidor, der unſer Glück gemacht hatte. Ich hatte kein Recht, ihn aufzufordern, es zu wahren. Ich ſchämte mich es zu thun, weil es hätte ſcheinen müſſen, die Sorgloſigkeit, in der wir lebten, wäre mir theurer,

als die heißesten Wünsche meines ehrgeizigen, von einem rastlosen Unternehmungsgeist beseelten Bruders.

Bald beobachtete ich, daß Isidor schon wenige Monden nach seiner Verheirathung das ausschweifend zügellose Leben fortsetzte, welches zur Sitte des männlichen Geschlechts unserer Zeiten gehört. Das Weib, als ein Gefäß der Wollust betrachtend, ging er von einer Phryne zur anderen, verbrachte seine Nächte in Orgien und erklärte sich hierüber gegen mich in folgender Weise:

„Des Lebens Freuden muß man in vollen Zügen genießen. Meine Philosophie hat nur ein Hauptelement, das Glück ist ihr Zweck, ihr Gebot, ihr Grundsatz."

„Wer die Freuden des Wechsels gekostet, den verläßt die Sehnsucht nie."

„Wer alle seine Süßigkeit empfunden, der muß sich ewig wieder darnach sehnen, und will ich nicht unglücklich sein, nicht anfangen den Gegenstand zu hassen, der mich verhindert, die kaum gekostete Seligkeit noch einmal zu genießen, so muß ich treulos werden und für meine Liebe neuen Genuß suchen. Ich war so glücklich ihn wieder zu finden in der Umarmung Anderer, welche mich für meinen langweiligen Ehestand ziemlich entschädigen. Meine Frau weiß nichts davon und wir leben daher so einig als möglich, nur scheint mir Laura betrübt über mein oftmaliges Außenbleiben und die Kälte in meinem Betragen. Bald wird sie auch dieß gewohnt sein, und ich kann dann behaupten, daß unsere Ehe die glücklichste in Venedig ist."

Ich hatte aufmerksam zugehört und war weniger erstaunt als betrübt über die Expektoration meines Bruders, denn ich kannte dessen Grundsätze und theilte sie zur Hälfte. Ich hatte mein Herz bisher nur von Abentheuern ernährt, welche in den

Lagunen von Venedig, in den Apenninen und in Frankreich alle gleich erfolgreich und erfolglos waren; die an meinem Gemüthe vorbeigingen, wie ein Schattenspiel von wechselnden Gestalten. Ich hatte bei jeder neuen Liebe geseufzt, gedichtet, geschwärmt und sogar geweint, aber ich hatte ganz so geliebt wie Isidor—ich konnte ihm keinen Vorwurf machen, ob ich gleich fühlte, daß die Treulosigkeit der Sinne etwas ganz Anderes und ungleich minder Tadelnswerthes sei als jene des Herzens. Noch war es keinem Weibe gelungen, auf mich einen tiefen Eindruck zu machen, obwohl ich bei den venezianischen Damen als ein feuriger, zu Opfern bereitwilliger Liebhaber bekannt war. Meine Ausdauer war größer als die Anderer, aber meine Sättigung auch vollkommener und mein Wiederkehren undenkbar. Auf meinen galanten Fahrten war es mir stets begegnet, daß ich mich gezwungen sah, mit andern begünstigten Nebenbuhlern in die Schranken zu treten, denn die Weiber wählen nicht stillbeobachtend, sondern werden erstürmt, erkämpft. Die Achtung, die ich hierdurch vor dem weiblichen Geschlechte bekam, war nicht sehr groß, und so konnte ich es ohne Mitleid sehen, wenn die, welche selbst betrogen, nun dasselbe Schicksal erlitten. Donna Laura schien mir zwar kein gewöhnliches Weib, aber ich glaubte nicht an ein Weib ohne die Schwachheiten ihres leichtsinnigen Geschlechts.

„Wenn auch die Schilderung Deiner glücklichen Ehe," sagte ich, „für mich nichts Anlockendes enthält; wenn ich auch Deine Philosophie nicht in allen Dingen billigen kann, und eine mitleidige Aufwallung für Dein betrogenes Weib nicht verleugne, so kann ich doch auch Dein Betragen nicht ganz verwerfen, denn das Geschlecht, gegen welches Du sündigest, verdient von uns gering geschätzt zu werden. Ist Deine Frau kein

nahmsweise auf Gott, den Herrn, Hebräer 6, 1. 2. Petrus, in dem er ihn als seinen Bekenner, wie auch als Bekenntniß, Matthäus 16, 16. 17. Johannes, in dem er ihn als Bekenntniß und Zeugniß, 1. Johannes 4, 2. 3. Paulus — in dem sich beide — als Bekenntniß und Zeugniß, 1. Timotheus 3, 16. Johannes beides zusammen, 1. Johannes 5, 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45.

Donna Laura war indeß in trauriger Einſamkeit — die kurze Täuſchung der Liebe ihres Gemahls war vorbei und mit ihr die Heiterkeit ihres Herzens. Allmählig entfernte ſie die Gäſte ihres Hauſes, um Niemandem die trübe Stimmung, welcher ſie erlag, zu verrathen, denn deren Urſache lag zu nahe, als daß ſie Jemandem hätte geheim bleiben können. Böſe Weiber mit giftigen Zungen hatten in ihr Herz trübe Ahnungen geſäet und in Aller Blicken las ſie mit peinlicher Angſt Bedauern, Mitleid. Mancher Abend ging thränenreich vorüber, während ihr Gemahl in den Armen einer Phryne in niedriger Wolluſt ſchwelgte. Dennoch hielt ſie ihn für treu und hing mit warmer Liebe an dem lieblos Entfernten.

Eines Morgens verließ ſie ihr zerwühltes Lager mit rothgeweinten Augen, blaſſen, eingefallenen Wangen, denn ſie hatte die Nacht in vergeblicher Erwartung ihres ohne Abſchied fernen Gemahls durchwacht. Weinend kleidete ihre Zofe ſie an, und um die Urſache ihrer Thränen von der Herrin befragt, brach ſie in mitleidsvolle Vorwürfe aus. „Arme Signora,“ eiferte ſie ſchluchzend, hingeriſſen von der Stärke ihres Mitgefühls, „Ihr kränkt Euch und ruinirt Eure Geſundheit und die Reize, vor welchen einſt hundert Edelleute zu Euren Füßen lagen, während der undankbare, liebloſe Gemahl Euer vergißt, in ſchlechter Geſellſchaft die Nächte durchſchwärmt und ſeine eheliche Treue bricht am Buſen einer feilen Dirne.“

Dieſe Worte fielen auf fruchtbaren Boden, ihr Same ging bald auf. Obgleich Laura die vermeinte Verleumderin zürnend zurecht wies, wurde ſie doch argwöhniſch und eiferſüchtig. Sie entließ das treue Mädchen mit böſen Worten. Mein Bruder erzählte mir ſelbſt den Vorfall mit allen Nebenumſtänden, ſowie die Art und Weiſe, wie es ihm gelang, ſeiner

Hände ihre Gesichter zu bedecken. Er sah es und wandte sich von ihr zu verschiedenen Gegenständen und Personen.

Nach Tisch sagte er Fräulein Lili: „Sie haben mir gefallen, Sie sind schön, Sie sind klug, Sie sind gut, Sie sind so recht für mich. Ich will Sie heiraten.“ Sie sagte: „Ich will es mir überlegen.“ Er sagte: „Ich will Sie heiraten.“ Sie sagte: „Ich will es mir überlegen.“ Er sagte: „Ich will Sie heiraten.“ Sie sagte: „Ich will es mir überlegen.“

Dann wandte er sich zu Fräulein Emma und sagte: „Sie sind so dumm, so häßlich, so unwissend, daß ich Sie nicht heiraten werde.“ Sie sagte: „Ich will es mir überlegen.“

Als sie sich verabschiedeten, sagte Emma: „Fräulein, ich beneide Sie.“

Lili sagte: „Ich beneide Sie auch.“

Er sagte: „Ich will Sie beide heiraten.“

Sie sagten: „Wir wollen es überlegen.“

Sie sagten: „Wir wollen es überlegen.“

Sie sagten: „Wir wollen es überlegen

liche Gemüth der Frau neuerdings zu bethören, ſich von jedem Verdacht zu reinigen. Er brachte es mit dieſen Künſten ſo weit, daß ſie ihn um Verzeihung bat wegen der liebloſen Bemerkung. Unzählige Küſſe beendigten die Verſöhnungsſzene.

Mein Bruder erzählte mir alle dieſe rührenden Vorgänge der Eiferſucht mit lachendem Munde und auf fühlloſe Weiſe, die Leichtgläubigkeit ſeiner Gattin verhöhnend.

Die Rohheit, mit welcher mein Bruder die zarteſten Gefühle ſeiner Gattin mißhandelte; ſeine Schwelgereien, welche ihr Vermögen verſchlangen, erfüllten mich allmählig mit Mitleid, welches bald zur Liebe wurde. Iſidor bemerkte lächelnd und ſcherzend meine erwachte Leidenſchaft, ſie war ihm willkommen. Er wünſchte von jener läſtigen Zärtlichkeit ſeiner Gattin befreit zu werden, die ihn in ſeinen Vergnügungen ſtörte, und ſagte mir geradezu, daß er mir ſeinen Platz bei ſeiner Gattin abtrete, wogegen ich jedoch die Verbindlichkeit auf mir hätte, ihr Herz zu beſchäftigen, ihre Launen zu zerſtreuen und ihre Anſprüche auf zärtliche Aufmerkſamkeiten jeder Art zu befriedigen. Blind und von Leidenſchaft verzehrt, ſtürzte ich mich in den blumigen Abgrund, den mir die Gefälligkeit meines Bruders öffnete; es ward mir nicht ſchwer die Gegenliebe eines von ihrem Gatten vernachläſſigten Weibes zu erringen und ihre weibliche Ehre vergeſſen zu machen.

Im wilden Taumel leichtſinnigen Genußlebens vergaßen wir Alles um uns her. Meines Bruders Gattin war blind für ſeine Verſchwendungen. Ich ward ſein Mitſchuldiger — ihr Vermögen wurde auf eine ſchmähliche Weiſe verpraßt.

Eines Tages erweckte mich Iſidor auf ſchreckliche Weiſe aus meinem Rauſche.

„Nicolas!“ ſagte er, „unſere Hülfsquellen verſiegen, laß uns

Kinder. Alle hatten zum Beispiel ihre Freuden und auch ihre Leiden. Aber es ist Gott, daß sie sie so haben wollen. Diese Schuhe waren wenigstens schuld daran, daß sie Gott dies zu Herzen nahmen. Ich habe alle Schuhmacher im Dorf gefragt, ob sie solche machen können, aber keiner wollte es tun. Sie sagten, sie hätten noch nie solche gemacht. Darauf sagte ich mir dann: vergeben, du bist auch ein gläubiger Christ, ich habe dir gesagt, daß du Schuhe machen sollst, und du hast sie nicht gemacht. Also war Gott mit ihr gnädig. Sie hatte ihre Freuden und ihre Leiden, aber sie hatte Frieden. Und darum sind diese Schuhe, die sie machte, ein wirkliches Zeugnis von ihrem Leben.

Wir sangen darauf das Lied:

„Ist Gottes Rechte?" Nein ich.

„Hat Himmelsluft Dich nicht im Arm?" Ja ja, mein Heiland, ja, ich habe, ja, ich habe Gottes Arme, welche Dir Kühl verlangt, Dich zu umfangen, Dich zu halten, Dich zu tragen, Dich zu schützen, Dich zu pflegen — ich habe wirklich so Gottes gnadenvolle Hände, um sein ungeteiltes Herz zu erlangen. Wie haben sich mir Gottes, wie haben sie mich — ich und alles, was Mich, verlebt und gefunden, wieder gefunden.

Ein Lachen ging durch unsere Reihen und Gott war mitten darunter. Wie die Kinder Israels, erinnerte ich Mich an Gottes Wunder, an Seine Treue und an Seine neue und herrliche Führung. In meinem Herzen sang es: Halleluja Dir, Halleluja Dir, Halleluja Dir,

dig mit all seinen Freuden versank langsam vor meinen kummervollen Augen in's Meer.

In dieser Zeit lernte ich erst den Charakter meines Bruders näher kennen. Schon als Knabe war er mir überlegen, machte er mich oft zum Sündenbock und verhöhnte mich hinterher, allein er leistete mir auch brüderliche Dienste, nur waren sie immer mit einer Aeußerung des Hochmuths verbunden. Aber erst jetzt wurde mir klar, daß meines Bruders Herz an keiner seiner Handlungen den geringsten Antheil hatte. Er selbst gab mir Aufschluß in folgenden Worten, welche er gewissermaßen im Angesichte des Schiffbruchs seines Glückes in einer fast feierlichen Stimmung gab:

„Sie ist dahin diese kurze Lust — ich bedauere es nicht. Sie langweilte mich, weil sie nicht ganz das Werk meiner eigenen Kraft war. Ich haßte dieses Weib, weil es mein Glück gemacht hatte. Die Welt steht uns offen — wer wird mit wenig über zwanzig Jahren sich schon einwintern für das hohe Alter. Ich muß sehen, was ich vollbringen kann."

Ein wilder Unternehmungsgeist belebte Isidor. Er war wie ein guter Schwimmer, der das sichere Schiff verläßt, um lustig mit den Wogen zu kämpfen. Das Leben war ihm nichts als ein angenehmes Spiel. Er raffinirte es auf jede Weise — er wollte es, wie ein guter Spieler, nicht zu leicht haben — Gefühle kamen bei ihm gar nicht in Betracht. Pflichten und fremde Interessen kannte er nicht.

Anders war es mit mir. Ich fühlte mich plötzlich herabgestürzt aus einem Himmel in einen Abgrund des Jammers. Ich liebte meines Bruders Gattin mit einer Leidenschaft ohne Grenzen. Mir war das Leben ohne diese Liebe von keinem Werth mehr. Ich fühlte, daß mein Bruder, indem er der Schöpfer

meines Glücks ſei, auch der meines Unglücks ſein müſſe. Aber erzogen ohne ſittliche Grundſätze und mit einer Art von Pietät des Wortes meines ſterbenden Vaters eingedenk, blieb ich feſt an Iſidors Seite gebannt, um durch meine moraliſche Schwäche immer dieſelben Schickſale zu erleiden, welche ſeine überwüchſige, durch nichts gezügelte Kraft gegen ſich heraus forderte.

Wir landeten in Neapel, wo wir unter fremden Namen als politiſche Refugiés eine Rolle ſpielten. Die Verſchwendung meines Bruders beraubte uns bald des letzten Reſtes unſerer Baarſchaft. Wir mußten an Mittel denken, uns eine Erwerbsquelle zu eröffnen, fanden aber keine andere als das Spiel.

Wir gewannen anſehnliche Summen. Ich ſchrieb es dann dem Zufalle zu, aber ſpäter geſtand mir Iſidor ſelbſt, daß es im Spiel keinen Zufall, ſondern nur Geſchicklichkeit für ihn gebe.

Unſer Erfolg war in reißendem Fortſchreiten. Jedermann liebte meinen Bruder wegen ſeiner fröhlichen Laune, ſeiner liebenswürdigen Geſelligkeit. Ich habe ſein Glück im Umgange mit Menſchen nie begreifen können. Er gab nichts und war immer der Empfangende. Gegenſeitigkeit der Dienſtleiſtungen kannte er nicht, er ſuchte immer nur fremde Güte, fremdes Vertrauen auszubeuten und zu gebrauchen. Man verlor an ihn große Summen, ohne ihm deßhalb zu grollen. Der Zauber, den er auf Alle ausübte, war ſo groß, daß Viele ſeiner Opfer ſelbſt im Falle der Entdeckung ſeines Betrugs ihm lachend verziehen haben würden. Allein unter dieſen Opfern war auch ein Mann, der ſeinem Charakter nach viel Aehnlichkeit mit meinem Bruder hatte. Unempfindlich gegen Schmeichelei, hatte er nur ſeinen Verluſt im Auge. Er forſchte uns nach, er entdeckte bald die Quelle unſeres Erwerbs und unſerer Herkunft. Eines Tages

kam der Cavalier Santi zu meinem Bruder in Begleitung einer tief verſchleierten Dame.

„Mein Herr!“ ſagte er zu Iſidor mit bitterm Hohnlächeln, „ich habe an Sie Alles verloren, ich ſtehe in einer großen Schuld, ich will ſie abtragen. Ich biete Ihnen zum Erſatz für die 1000 Ducati, welche Sie noch bekommen, dieſes Weib, deren Schönheit Sie gewiß mehr erfreuen wird, als der Beſitz einer ſo elenden Summe Goldes.“

Die Dame entſchleierte ſich — ein Gewitter von Verwünſchungen, Schimpfworten, Drohungen entlud ſich über uns, — es war meines Bruders Gemahlin, welche ihn mit Hülfe des Cavaliere aufgefunden hatte.

Mein Bruder ließ mit kaltem Hohne in den Augen dieſes Gericht über ſich ergehen, aber er warf Blicke der grimmigſten Rache auf Santi. In der Hitze des Wortwechſels, der darüber entſtand, daß Santi uns Betrüger und falſche Spieler ſchalt, kam es dahin, daß wir unſere Degen ergriffen. Der hitzige, rachegierige Italiener fiel von uns durchbohrt. Es war ein Moment des Wahnſinns, der mich ergriffen hatte. Meines Bruders Gattin lag ohnmächtig am Boden. Kaum war die That geſchehen, als ich zur Beſinnung kam und mein Daſein verfluchte. Iſidor blieb ſich indeſſen gleich. Während ich in ſinnloſer Verzweiflung nicht wußte, was ich beginnen ſollte, warf er ſich, ehe ich es hindern konnte, auf das bewußtloſe Weib und erdolchte ſie. Ein Zucken — und ſie war nicht mehr. Ich ſtand mit geſträubten Haaren vor der That und blieb wie verſteinert. Iſidor aber wuſch ſich die Hände, verſchloß die Thüren und traf alle Vorbereitungen zur Flucht.

Wir hatten mit einem andern Spieler eine gemeinſchaftliche Bank. Wir brauchten, um unſere Flucht zu beſchleunigen, große

Sommer. Eine Woche lernte man es in dieser Jahreszeit kennen, eine Woche sind die Tage so heiß, daß man sich in einen Backofen versetzt glaubt, daß man nicht einmal Lust hat, sich zu bewegen, daß man gerne Stunden lang unter einem Baume liegt, daß man sich nach einem Trunk kühlen Wassers sehnt, wie nach dem Himmel. Darauf folgt wieder eine Woche, wo man sich nach dem Ofen sehnt, wo man sich in Pelz und Mantel hüllt, wo man Mühe hat, sich warm zu halten, wo man sich nach einem Trunk warmen Wassers sehnt, wie nach Erlösung. Und so geht es fort, eine Woche heiß, eine Woche kalt, eine Woche naß, eine Woche trocken, bis endlich der Herbst mit seinen Nebeln hereinbricht. Dann ist es, als ob die Natur sich zum Sterben niederlegte, als ob sie müde wäre, so viele Jahre hindurch Leben und Tod, Freude und Leid, Wonne und Schmerz, Lust und Qual, Gutes und Böses hervorgebracht zu haben. Dann ist es, als ob sie sich ausruhen wollte, um sich neu zu verjüngen

ſchweifenden Sitten ergeben — einen bedeutenden Diebſtahl an der Schiffskaſſe beging und mich bewog, mit ihm auf Corſika das Schiff zu verlaſſen. Wir flohen in das Gebirge. Als wir überzeugt waren, daß das Schiff den Hafen verlaſſen hatte, begaben wir uns an Bord einer franzöſiſchen Handelsbrigg und fuhren nach Marſeille. Napoleon hatte die Zügel der Herrſchaft ergriffen, mein Bruder hoffte in Paris Unterſtützung bei Verwandten unſerer Familie zu finden. Allein er täuſchte ſich in ſeinen Erwartungen und begann in Paris die Laufbahn eines Induſtrieritters. Ich geſtehe, daß ich damals ſo wenig moraliſches Gefühl beſaß wie er. Schlechte Erziehung, das Beiſpiel meines Bruders, unſer Verbrechen, ein Zeitalter, wo alle ſittlichen Ueberzeugungen im Kriegsunheil untergingen: Alles das wirkte zuſammen, um mich zu einem würdigen Genoſſen meines Bruders zu machen. Er beſaß ausnehmende Geſchicklichkeit und wußte unſerem Metier immer eine heitere, beluſtigende Seite abzugewinnen. Wir machten zahlloſe Betrügereien und tolle Streiche; wir geriethen in Geſellſchaft organiſirter Gaunerbanden und trieben bald das Handwerk der Beutelſchneider mit großer Virtuoſität. Bei alle dem war das Metier wenig ergiebig. Wir litten oft Mangel und geriethen in Gefahren, aus welchen uns jedoch meines Bruders Geiſtesgegenwart immer rettete. Während dieſes Lebens vergaß er nie, ſich über Alles zu unterrichten; er erwarb ſich viele Kenntniſſe und eine Bildung, welche ihn fähig machte, in der beſſern Geſellſchaft zu erſcheinen. Bald wurden die politiſchen Parteien auf ihn aufmerkſam. Man ſuchte ihn für ſich zu gewinnen, und in der Zeit der Höllenmaſchine ward mein Bruder in eine Verſchwörung gegen das Leben Napoleons eingeweiht. Allein er fand es ſeinen Intereſſen angemeſſener, ſich von Allem zu unterrichten und die Zeit abzuwar-

ten, wo er von den Geheimniſſen, die er erlauſchte, profitiren konnte. Er ließ ſich gut bezahlen, that aber nichts, was ihn in Gefahr bringen konnte, ſeinen Kopf zu verlieren. Inzwiſchen ſetzte er ſeine Gaunereien fort.“

Achtes Kapitel.

„Nie konnte die Polizei ſeiner habhaft werden. Er hatte keine Geſtalt, kein Phyſiognomie, keine Kennzeichen und keine Merkmale. Einige Häſcher kannten ihn als einen Mann mit ſtarkem, ſchwarzen Bart, herkuliſchen Gliedmaßen, der Bruſt eines Stieres, dem Blick eines Wolfs; Andere hielten ihn für einen ſchmächtigen Blondin. Er verwandelte ſich täglich drei bis vier Mal. War er in der einen Straße ein Karrenſchieber mit bloßen Armen und zottigem Bart, ſo erſchien er in einer andern plötzlich als Elegant, friſirt und nach der neueſten Mode gekleidet, mit den Mädchen kokettirend und wie ein Stutzer hüpfend. Er hatte überall Freunde — in jeder Straße ein Abſteigequartier, das er ſein Bureau nannte. Es waren Diebe, welche Handwerke als Friſeurs, Tabagiewirthe, Kleinkrämer ꝛc. betrieben. Bei ihnen kleidete er ſich um und wechſelte ſeine Coſtüme. Dieſen Helfershelfern zeigte er ſich niemals in ſeiner wahren Geſtalt. Er trug ſtets gegen zwanzig Perrücken und Bärte bei ſich, welche von der täuſchendſten Art waren, und iſt der Erfinder einer Entſtellungskunſt mit zehntauſend Mitteln. Er würde als Schauſpieler Alles übertroffen haben, was je in dieſer Hinſicht gelei-

ſtet worden. Selbſt ſeine Augen wußte er zu verändern. Sie hatten bald rothe Ränder und waren ſchielend verdreht, bald waren ſie weit offen, glänzend. Er hatte drei und dreißig Arten, ſeinen Gang zu verändern, zwanzig Arten, den Kopf zu tragen, vierzig Arten, die Arme zu beſchäftigen. Seine Stimme war ebenſo in ſeiner Gewalt, wie alles Uebrige. Bald war ſie heiſer, bald flüſternd, dünn, ziſchelnd; bald ſonor, gewaltig; bald rauh wie vom Trunke. Augenbrauen, Haare und Bart waren ſorgfältig geſchoren, ſo daß er ſie immer verändern konnte. Seine Art, ſich auszuwattiren, hätte allen Pariſer Stutzern zum Muſter dienen können. Alle Difformitäten des menſchlichen Körpers ſtellte er mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit künſtlich dar. Eines Tages war ihm die Polizei auf der Ferſe. Er ſaß in der Verkleidung, in welcher er eben einen ſeiner Gaunerſtreiche ausgeübt hatte, im Theater Gymnaſe. Die Stadtſergeanten näherten ſich ihm, um kein Aufſehen zu erregen, allmählig und ſo vorſichtig, daß ſie wirklich einen ſeiner Rockſchöße erwiſchten. Aber mein Bruder ließ ſich nicht entmuthigen, ſondern riß mit ſolcher Gewalt aus, daß der Rockſchoß in den Händen der Polizei blieb. Einige ſeiner anweſenden Freunde leiſteten ihm ſogleich Beiſtand und mit ihrer Hülfe voltigirte er über die Lehnen der Sperrſitze in's Orcheſter, wo er in einem unterirdiſchen Gange verſchwand, der in den Souffleurkaſten führte. Von hier entſprang er auf die Bühne und wußte ſogleich alle anweſenden Schauſpieler durch ſeine gute Laune und Geiſtesgegenwart zu bezaubern, daß ſie ihn in das Coſtüm eines Türken ſteckten und auf der Bühne, deren Vorhang eben aufgezogen werden ſollte, mitagiren ließen. Vergeblich durchſuchten die Stadtſergeanten alle Couliſſen, den Schnürboden — Niemand verrieth den Flüchtling, der ſich mit der größten

Gesichter sind Schall-Gesichter. Sie weisen in die Zukunft. Schall und Licht, Ton und Farbe sind nicht mehr getrennt, sondern sie sind Erscheinungen einer Kraft. Ton, Farbe, Licht, Schall, Duft, Geschmack, Gefühl, Gedanken, Wille, Leben, Tod, Geburt, Auferstehung, Ewigkeit, Gott, Alles ist eine Kraft, eine Schwingung, eine Welle, eine Form, ein Gesicht, ein Ton, ein Licht, ein Duft, ein Geschmack, ein Gefühl, ein Gedanke, ein Wille, ein Leben, ein Tod, eine Geburt, eine Auferstehung, eine Ewigkeit, ein Gott.

Und wenn wir jetzt sagen, daß es gelungen sei, den Schall und die Schwingungen, auf welche man Schall und Geräusch zurückführt, zu sichtbaren Bildern, die einen Schluß auf Richtungen und Geschwindigkeiten, Stärke, Dauer, Höhe, Tiefe zulassen — dann ist es viel zuviel. Es ist noch nicht gelungen. Es ist noch nicht einmal versucht worden. Es ist nicht einmal versucht worden, es ist nicht einmal gesagt worden, daß es gelingen könnte. Es ist noch nicht einmal gesagt worden, daß es gelingen müßte. Es ist noch nicht einmal gesagt worden, daß es gelingen müßte, daß es gelingen könnte, daß es gelingen müßte.

Es ist nicht einmal gesagt worden, daß Töne und Geräusche Gesichter geben, die sichtbar werden können. Es ist gesagt worden, daß Gesichter auf diesem Wege sichtbar werden können. Es ist gesagt worden, daß Gesichter sichtbar werden können. Es ist gesagt worden, daß Gesichter sichtbar werden können. Es ist gesagt worden, daß Gesichter sichtbar werden können.

Nichts sagt, daß man Gesichter sichtbar machen kann. Und selbstverständlich sind sie sichtbar. Niemand, Niemand, Niemand kann sie sichtbar machen. Sie sind sichtbar.

Denn Ton und Farbe, Licht und Schall, Geruch, Geschmack, Gefühl und Gedanken sind Gesichter.

„Was beliebt? Iſt Ihnen etwas gefällig?“ Dabei tritt er dem Fremden auf den Fuß.

Nichts deſto weniger verbeugt ſich der Fremde und bemerkt ſchüchtern:

„Mein Herr — Sie haben mich getreten.“

„Wirklich?“ erwiedert mein Bruder lachend.

„Ich hoffe, Sie werden es der Mühe werth finden, ſich zu entſchuldigen,“ fährt der Fremde hitziger fort.

„Sie ſind ſehr ſanguiniſch, mein Herr!“ ſagt mein Bruder.

„Ich hoffe, Sie wollen mich nicht beleidigen?“ bemerkt der Fremde.

„Was Sie doch Alles hoffen!“ entgegnete mein Bruder, ihn vom Fuß bis zum Kopf meſſend. Dieſer fährt fort:

„Ich bin ein Mann von Ehre, Herr, und wenn Sie zehnmal einen Orden im Knopfloch tragen —“

„Wie, Sie beſchimpfen meinen Orden — wiſſen Sie, daß ich Sie dafür züchtigen werde?“ ſchreit mein Bruder.

„Sie beleidigen mich ohne alle Urſache, das thut kein Mann von Ehre,“ ruft der Fremde.

„Ha, das fordert Blut!“ brüllt Iſidor und ſchlägt mit geballter Fauſt ſo heftig auf den Tiſch, daß alle Gläſer tanzen.

„Stehe zu Dienſten,“ entgegnete der Fremde.

„Die Waffen?“ fragte mein Bruder drängend.

„Natürlich — Piſtolen!“

„So kommen Sie ſchnell.“

„Nicht gleich — morgen,“ ſagt der Fremde zögernd. Aber mein Bruder geſtattet keinen Aufſchub.

„Auf der Stelle, ſonſt werden Sie geohrfeigt.“

Ueber dieſe Szene entſteht natürlich ein Tumult im Kaffeehauſe. Die Compères des Beleidigers miſchen ſich in den Streit und erbieten ſich zu Sekundanten. Zum äußerſten Schrecken des

gaben Beweglichkeit hatten zum Leben und Weben um Leben Schein hatte, wenn Hand und Fuß nicht gebunden waren, wenn sie nicht, wie Lazarus durch die Auferstehung, durch Christi Wort und Kraft in Freiheit gesetzt wären.

Darum ist es auch so wichtig, daß wir uns recht klar machen, was Gott in der Taufe an uns tut.

Darüber belehren uns drei Stücke in dem Katechismus, die wir jetzt lesen wollen.

Das erste Stück ist: Was gibt oder nützt die Taufe? Antwort: Sie wirkt Vergebung der Sünden, erlöst vom Tode und Teufel und gibt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie das Wort und die Verheißung Gottes lautet.

Das zweite Stück ist: Welches ist denn die Verheißung Gottes? Antwort: Da spricht unser Herr Christus: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Das dritte Stück ist: Was ist das Taufen? Antwort: Es ist nicht allein schlichtes Wasser, sondern es ist das Wasser in Gottes Befehl und mit Gottes Wort verbunden.

Wir haben gesehen, daß Gott in der Taufe uns Leben schenkt, daß er uns Freiheit schenkt, daß er uns Seligkeit schenkt.

„Sie ſind ein Mann von Ehre und von Muth, wie ich ſehe — ich bin zufrieden geſtellt.“

Damit feuert Iſidor ſein Piſtol in die Luft, ſtürzt auf ſeinen Gegner zu und umarmt ihn.

Dieſes edle, großmüthige Betragen verfehlt ſeine Wirkung nicht auf den jungen Menſchen. Er erinnert ſich, wie ſein Gegner furchtlos vor der Mündung ſeines Piſtols geſtanden — er bewundert ſolche kaltblütige Todesverachtung; die Sekundanten predigen nun chriſtliche Liebe und ſtiften mit leichter Mühe Verſöhnung. Man umarmt ſich, entſchuldigt ſich, macht ſich Erklärungen der befriedigendſten Art! Man beſchließt, in der nächſten Reſtauration bei einer Flaſche Champagner nähere Bekanntſchaft zu machen. Hier wird Brüderſchaft getrunken und bald iſt die Vertraulichkeit zwiſchen den neuen Freunden ſo groß, daß der düpirte Provenziale meinem Bruder, der ihm ſeine Verlegenheit klagte, ſeinem großmüthigen Gegner ein Darlehen von 100 Louisd'or anzubieten für ſeine Pflicht hält. War nun dieſer Zweck erreicht, ſo begab ſich mein Bruder in ein anderes Kaffeehaus, um mit einem andern Einfaltspinſel dieſelbe Comödie zu ſpielen. Das warf für uns einen ſchönen Ertrag ab und gefiel mir ſehr wohl, da ich nur die Rolle eines Sekundanten dabei zu ſpielen hatte.

Inzwiſchen gelang es meinem Bruder, alle Anſchläge der engliſchen Verſchwörer gegen Napoleon in Erfahrung zu bringen. Er begab ſich daher eines Tages im Coſtüme eines ſpaniſchen Taſchenſpielers nach Malmaiſon zu Napoleon, als der Kaiſer eben mit Joſephinen bei Tiſche ſaß. Er erbat ſich die Erlaubniß, das hohe Paar mit ſeinen Künſten amüſiren zu dürfen. Man trug eben das Deſſert auf. Die erbetene Erlaubniß wurde gegeben. Eben erſchien eine Aſſiette mit Aepfeln.

„Kennen Sie sich so aus?" fragte mich Walter. „In dieser Gegend kann man sich leicht verirren."

„Ich kenne mich ganz gut aus", sagte ich und bat mich um Erlaubnis, ihn begleiten zu dürfen.

„Der Weg ist weit", sagte Walter, „und ich bin gewohnt zu gehen."

„Ich habe nie so weit Spaziergänge gemacht", sagte ich, „und bin überzeugt, daß Sie mir nicht zu weit gehen werden."

Der Knabe willigte ein, und wir gingen durch die Stadt. Wir kamen bald in schönere Gegenden, wo Felder und Wiesen waren. Walter sah in diese Gegenden immer sehnsuchtsvoll hinein und sagte: „Ich möchte gerne einmal in einem Dorfe wohnen, wo so viele Bäume sind. Meine Mutter hat mir erzählt, daß sie in ihrer Jugend in einem Dorfe gewohnt hat, wo auch eine Kirche gewesen ist. Ich möchte gerne einmal in eine Kirche gehen, wo viele Leute sind, und möchte gerne hören, wie sie singen."

Ich fragte ihn, ob er denn nicht in die Kirche gehe.

„Ja, die Kirche ist da", sagte Walter ernsthaft, „aber meine Mutter sagt, daß wir nicht in die Kirche gehen können, weil wir keine Kleider haben."

in den linken Schenkel bekommen. Da habe ich nun daran gedoctert, es wurde beſſer, und da man einen Kolporteur für religiöſe Bücher brauchte, übernahm ich das Geſchäft, wobei 50 Prozent bis 100 zu verdienen ſind.“

„Fünfzig bis hundert Prozent —!“ ſagte der Jude erſtaunt.

„Ja, Herr, die geiſtlichen Herren verſchenken Alles halb, nur um der lieben Religion willen — weil ſie ſo im Verfall iſt und ſie ihr aufhelfen wollen. Es wäre ein ſehr einträgliches Gewerbe für mich — aber meine Beine wollen mich nicht mehr tragen, ich muß den ganzen Kram um jeden Preis verkaufen — ich komme ja nicht von der Stelle.“

„Armer Mann, wie gerne möchte ich Ihnen helfen — was koſtet denn der ganze Kram?“ fragte der Jude, begierig, ein gutes Geſchäft zu machen.

„Ach, ich weiß nicht — zehn Thaler, meine ich, es ſind mehr als 6000 Exemplare zu 6 Kreuzer — ich verliere dabei 5 Thaler und meine Proviſion, aber ich habe nun, Gott Lob, ſchon einige hundert Thaler damit in 14 Tagen verdient — ich kann den Verluſt wohl verſchmerzen!“ ſagte mein Bruder traurig.

„Ja, lieber Freund, ich möchte Ihnen wohl gerne den Kram abnehmen, aber mehr als 6 Thaler kann ich nicht dafür geben — die Leute wollen nichts von der Religion mehr wiſſen.“

„Ach, mein Herr, da kennen Sie die Polen und Böhmen nicht, das ſind gar gottesfürchtige Leute — ſie haben ſich ordentlich gerauft um die Scharteken.“

„Wie iſt denn der Titel?“

„Polniſcher Katechismus für gute ſlaviſche Chriſten.“

Schnell beſinnt ſich der Jude und ſchließt den Handel mit 8 Thalern ab. Mein Bruder bedankt ſich artig, trinkt ſeinen

Bauernhof, der sich hinter ihr auf die Straße, die nach der Stadt führte, zog. Sie schaute mit einem Blicke, der sie, wie sie sich selbst sagte, ihrer Seele beraubte, ihm nach. Sie sah, wie er seine Pferde mit einem Peitschenhieb zu einem schnelleren Trabe antrieb, sah, wie er sich noch einmal nach ihr umwandte, sah, wie er sich dann wieder dem Wagenkasten zuwandte, sah, wie er sich dann wieder dem Wagenkasten zuwandte, sah, wie er sich dann wieder dem Wagenkasten zu

„Euer Gnaden, Sie verkennen mich," eiferte der Jude, „ich bin ein ehrlicher Mann — hier ſind meine Päſſe und hier meine Empfehlungsbriefe."

„Haltet ihn feſt, Koſaken! Was ſehe ich, Briefe der Verſchwörer! Wer biſt Du, Hallunke?"

„Meine Papiere weiſen es aus. Gnädiger Herr, Sie ſind im Irrthum — ich bin ein ehrlicher Mann und handle mit religiöſen Schriften."

„Schurke, Du hielteſt mich wohl für einen Polen?"

„Gott bewahre — ich ſehe ja Ihre Uniform."

„Wie viele Exemplare der Schrift haſt Du verkauft?"

„Dreitauſend und vierhundert."

„Und Du weißt wohl nicht, daß Du den polniſchen Revolutionskatechismus verkauft haſt?"

„Revolutionskatechismus!" ſchrie der Jude, „Heiliger Gott — Barmherzigkeit, Herr, ich bin betrogen worden."

„Gut für Dich, wenn Du die Wahrheit ſprichſt — Du wirſt mit fünfzig Knutenhieben dann davon kommen, dafür, daß Du Schriften und Briefe verbreitet haſt, deren Inhalt Du nicht kennſt."

Der Jude ſchwört und heult, betheuert ſeine Unſchuld, erzählt den Vorgang, wie er war. Nachdem er eine Stunde deklamirt, gewinſelt und ſeine Unſchuld klar bewieſen hat, heitert ſich das Antlitz des Polizeibeamten auf, er lächelt, ſetzt ſich an einen Tiſch und nimmt ein Protokoll auf. Als es zu Ende gebracht worden, geht er hinaus, heißt den Juden ihm folgen, die Koſaken gehen mit und der Aermſte glaubt nun ſich gerettet. Aber auf einen leiſen Wink des Polizeibeamten ergreifen ihn die Koſaken, werfen ihn auf ein Bund Stroh, entblößen ſeinen Rücken und gleich darauf krachen alle

Rippen des Abentheurers unter furchtbaren Knutenhieben. Das Blut fließt in Strömen und nachdem er unter furchtbarem Gebrüll fünfzig Hiebe erhalten hat, bleibt er ohnmächtig auf dem Stroh liegen. Als er wieder zur Beſinnung kam, befand er ſich auf einer Kibitke, bewacht von zwei Koſaken, auf dem Wege nach der Grenze. Vierundzwanzig Stunden geht es ſo über ſchreckliche Wege — endlich wirft man ihn halbnackt — ohne Geld hinaus und deutet ihm an, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, zurückzukehren. Die Koſaken nehmen durch einige derbe Fußtritte und Fauſtſchläge in's Geſicht Abſchied und laſſen ihn dann im Kothe liegen. Wir waren inzwiſchen nach Wien gereiſt. Als der betrogene Jude nach ſo ſchmerzlichen Erlebniſſen verarmt und zerſchlagen in ſein Vaterland zurückkam, begegnete er eines Tages meinem Bruder, der mit mir in dem Prater ritt, und ihn vom Kopf bis zur Zehe mit Koth beſpritzte. Der Jude erkannte uns und lief uns nach. Als mein Bruder ſah, daß er uns nicht aus den Augen ließ, hielt er an und rief ihn beim Namen. Der Jude erzählte uns nun mit Thränen in den Augen ſein Schickſal. Mein Bruder bedauert ihn, ſchwört aber beim Talmud, daß er ſelbſt nicht gewußt, was der Katechismus enthalte. Der Jude glaubte endlich und zeigte ſich ſehr neugierig, zu erfahren, wie es meinem Bruder gelungen ſei, in Wien ſolches Glück zu machen. Dieſer war immer ſehr offenherzig gegen Gauner und Juden, welche er benutzen konnte. Die Art und Weiſe, wie er ihm ſeine Unternehmungen in Wien erzählte, charakteriſirte die neue Laufbahn, welche wir ergriffen hatten, ſo vollkommen, daß ich die Geſchichte unſerer Abentheuer in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt nicht beſſer erzählen kann, als er es that. Nur das Einzige verſchwieg er ihm, daß wir

Beide zugleich der französischen und österreichischen Polizei dienten, denn bei Napoleon genoß mein Bruder Vertrauen als Entdecker einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung, bei der österreichischen Polizei wußte er sich als Sohn eines Emigrirten Kredit zu verschaffen. Indessen beschränkte sich mein Bruder niemals auf einen Erwerbszweig, wie aus folgendem Gespräch mit dem Juden hervorgeht, dessen Zeuge ich war.

„Wie freue ich mich, Kamerad, Dich in solchen Umständen zu finden," sagte der Jude, „aber erzähle mir doch, wie hast Du mit Deiner mangelhaften Bildung, ohne alle studia, eine solche Höhe des Glücks erreichen können?" Dieß sagte der Jude mit dem Accente jener aufrichtigen Theilnahme an dem Genie eines Geistesverwandten, welcher allen Gaunern und Betrügern eigenthümlich ist. Er schien zu ahnen, daß mein Bruder ihm blauen Dunst vorgemacht und ihm wirklich einen bösen Streich gespielt, aber eben dieses Talent, zu betrügen, mochte ihm absonderlich gefallen.

„Durch Witz, mein Sohn — durch Witz!" sagte mein Bruder mit dem Stolz eines Gauners von Metier.

„Also hast Du ein Journal herausgegeben und alte Witze aufgewärmt?"

„Bewahre — dabei kommt nichts heraus; Literatur ist eine brodlose Kunst, war nie nach meinem Geschmack! Wenn ich sage: Witz — so meine ich praktischen Witz, denn ich bin ein praktischer Mensch!"

„Nun so laß hören, Bruder — wie hast Du es angestellt, so viel Geld zu verdienen?"

„Sehr einfach. Man muß nur die Gelegenheit beim Schopf ergreifen, das Uebrige macht sich von selbst."

„Erzähle, bitte, bitte!“ drängte der Jude ungeduldig.

„Alſo höre! Erſtens ließ ich mich in das Freikorps der Mouchards aufnehmen. Eines Tages ging ich eben auf die Jagd nach Freudenmädchen, welche hier ſehr verfolgt werden, als mir ein Mädchen begegnet, die ſo hübſch war, daß ſie mein Herz rührte. Anſtatt ſie alſo, wie ich ſollte, auf die Polizei zu bringen, folgte ich ihr in ihre Wohnung und machte ihre Bekanntſchaft, indem ich mich und mein Amt zu erkennen gab, um mich in Reſpekt zu ſetzen. Das Mädchen war anfangs vor Schreck außer ſich über die Gefahr, in der ſie ſchwebte, allmälig aber faßte ſie Vertrauen zu mir und nun kannte ihre Dankbarkeit keine Grenzen.“

„Der Anfang iſt pikant — weiter!“ drängte der Jude.

„Wohlthun trägt Zinſen — das bewährt ſich hier. Zu derſelben Zeit, wo ich Louiſen kennen lernte, machte ich auch die amtliche Bekanntſchaft eines jungen Franzoſen, der ungeheures Geld verthat und dadurch die Aufmerkſamkeit der Polizei erregt hatte. Ich beobachtete ihn, ſpielte mit ihm im Kaffeehaus Billard und lernte ihn dadurch kennen.“

„Und Du bekamſt durch die Entdeckung eines Emiſſairs eine große Prämie?“

„Geduld — man ſieht gleich, daß Du noch ein Idealiſt biſt. Prämie — ja, es prämirt ſich was. So viel hatte ich bald weg, daß mit dem Polizeigeſchäft nicht viel zu verdienen iſt. Entdeckt man etwas von Bedeutung, ſo war es verfluchte Schuldigkeit — wo nicht, iſt man ein Eſel — hat aber Ruhe.“

„So —!“ ſagte der Jude.

„Ja. Alſo, ob er ein Emiſſair war, das kümmerte mich wenig; ich weiß es nicht, aber ein lieber Mann war er, der

das Geld zum Fenſter hinauswarf. Das iſt gewiß, ich liebte ihn wie meinen Bruder, denn er verlor täglich ſeine fünf Gulden an mich."

„Das geht ſchon an — ſapperlot!" ſagte der Jude.

„Pah, das iſt noch nichts. Du kannſt Dir denken, daß ich nicht ſo eifrig war, die Quelle ſeiner Reichthümer aufzufinden, als von ihr zu profitiren. Wir ſind in der Regel nur dann begierig, Jemandem einen rechtswidrigen, ungeſetzlichen Erwerb nachzuweiſen, wenn wir davon nichts haben."

„Erſtaunlich weiſe!"

„Alſo höre! Eines Abends gehe ich mit Louiſen ſpazieren und begegne auf der Straße meinem Freunde N. — Der bleibt überraſcht ſtehen, grüßt mich, fängt ein Geſpräch mit uns an, und fragt mich, ob das meine Schweſter wäre?"

„Ha ha — das wird luſtig."

„Ich wußte in dem Augenblicke nichts Beſſeres zu ſagen, als: Ja!"

„Ha ha, Du biſt ein Genie — ich bewundere Dich — das war wohl Dein Witz?"

„O nein — das noch nicht. Alſo N. geht eine Weile mit uns, dann drückt er mir heftig die Hand, wird roth und empfiehlt ſich, indem er mich leiſe um Gottes willen bittet, ja in einer Stunde ins Kaffeehaus zu kommen."

„Aha — ich merke — der hat Feuer gefangen."

„So war es. Nun kommt mein Witz; nun merke auf und merke Dir etwas. Als N. uns verlaſſen hatte und Louiſe, die ſich mir zu Liebe höchſt ſittſam betragen, ganz ſchweigſam und nachdenklich neben mir einherging, fing ich an, über den Vorfall reiflich nachzudenken und zu be-

rechnen, was damit anzufangen wäre? Louiſe konnte ihrer friſchen Jugend und ihrem Betragen nach recht gut für ein anſtändiges Mädchen gelten und ſie galt auch N. dafür — ſo viel hatte ich rein weg."

„Das war in der That ſehr ſcharfſinnig combinirt."

„Aber ich blieb bei dieſer Betrachtung nicht ſtehen — ich fragte mich ferner, was ein Menſch, der im Billardſpiel für nichts und wieder nichts fünf Gulden vergeudet, erſt für ſeine Geliebte thun werde."

„Prächtig — herrlich gedacht!" lobte der Jude.

„Endlich ſagte ich mir, daß ein Verſchwender ſeiner Art, ein Menſch, der ſich nichts verſagen kann, durch eine Leidenſchaft vollends um Alles gebracht werden könne, was er beſitzt."

„Schön gedacht — meiſterhaft politiſch."

„Ich beſchloß daher, Louiſens Bruder zu bleiben."

„Edel und brav!" meinte der Jude.

„Ich drückte ihr daher bedeutend die Hand; ſie drückte ſie wieder und ſagte: wenn Du geſcheidt biſt, könnten uns 100 fl. blühen!"

„Was antworteteſt Du?" fragte der Jude neugierig.

„Ich umarmte ſie väterlich. (Mit erhobener triumphirender Stimme:) Nein, mein Kind, ſagte ich, ſo haben wir nicht gewettet. Glaubſt Du, ich weiß Deinen Werth nicht zu ſchätzen? Opfert man eine Schweſter um 100 fl. willen?"

„Sublim — göttlich — erhaben!" rief der Jude exaltirt aus.

„Kurz, ich ging in's Kaffeehaus — ließ aber eine halbe Stunde auf mich warten."

N. war längſt da. Er ſprang auf mich zu, umhalſete

mich, nannte mich mit den zärtlichſten Namen. Ich wußte wohl, wo das hinaus wollte, und blieb kalt, trocken, geſpannt.

„Laß Dich küſſen — mein Lehrer, mein Meiſter!“ rief der Jude und umarmte meinen Bruder.

„Endlich rückte er mit der Sprache heraus. Er ſagte gleich, er könne ohne meine Schweſter nicht mehr leben.“

„Und Du antworteteſt? Geſchwind, ich ſterbe vor Ungeduld.“

„Ich? ich zog die Augenbrauen kraus — und ſagte: Mein Herr, ich kenne Sie noch gar nicht.“

„Nun — wie nahm er das auf?“

„Er fand meine Bemerkung ſehr natürlich. „Ich will ſie glücklich machen!“ platzte er heraus. Ich — ſchaute nur deſto finſterer drein.“

„O Gott, wie ſoll ich das aushalten — Du ermordeſt mich. So was von Witz und Geiſtesgegenwart habe ich noch nie erlebt.“

„Natürlich ſchlug ihn das nieder. Er ſchwieg und — weinte.“

„Prachtvolle Wirkung — wahrlich Du biſt groß!“

„Jetzt mußte ich ſeine Hoffnung wieder aufrichten. „Mein Herr!“ ſagte ich ſehr ernſt, doch mit etwas Rührung —“

„Gut das, ha, ha!“

„Mein Herr — wiewohl wir a r m ſind — ſo hoffe ich doch, Sie halten uns für ehrliche Leute.“ Das zündete wieder. Er ſprang auf und umarmte mich. „Gott, Ihr ſeid arm,“ rief er aus — „wie kann ſo ein Engel arm ſein! Sie arm und ich reich — göttliche Gerechtigkeit, wo biſt Du? Wohlan — ich will Euch reich machen. Was iſt Geld ohne ſie — hier — hier, hier und da — fort — ich bedarf des Geldes nicht, wenn ich ſie nicht beſitzen kann.“ Mit dieſen Worten fing er an, alle Dukaten, Louisd'ors, Banknoten, welche er bei ſich trug, mir zu und vor die Füße zu werfen. Ich raffte eilends Alles zuſammen —“

„Das war ein Fehler — das war ein Fehler —" korrigirte der Jude.

„Höre weiter —"

„Nein, das mußt Du eingeſtehen, das war falſch, das war ein Fehler —"

„Tropf — hätte ich einen Fehler gemacht — wäre ich denn, was ich bin?"

„Das iſt wahr — nun ſo erzähle — ich bin ſehr neugierig, wie Du dieſen Fehler gut machteſt."

„Alſo, nachdem ich das Geld ruhig eingeſteckt hatte, nahm ich einen ſehr ſtrengen Ton an und ſagte: Mein Herr, Sie ſind von Sinnen, Sie ſind ein Verſchwender. In der Stimmung, worin Sie ſich befinden, würden Sie Alles wegwerfen. Ich nehme das Geld in Verwahrung, bis Sie wieder den Gebrauch Ihrer Vernunft erlangt haben werden."

„Brav! Gut herausgehauen — aber es war doch ein Fehler! Es konnte ſchlimm ausfallen."

„Wie ſo war es ein Fehler? Sollte ich 200 — 300 fl. mir entgehen laſſen, ehe ich noch wußte, woran ich mit ihm war? Ob er reich genug ſei, um mehr zu opfern — oder ſeine Laune morgen bei einer Phryne vergaß?"

„Ja, Du haſt Recht — Du biſt praktiſcher als ich — daran dachte ich nicht."

„Höre weiter — Du wirſt ſogleich ſehen, daß ich Recht hatte. Als ich ſo gegen ihn ſprach, ließ er den Kopf hängen und ſprach nichts. Ich aber fuhr fort: Mein Freund, beruhigen Sie ſich — mit Hitze und Ungeſtüm erreicht man nichts. Haben Sie Ihr Gefühl gehörig geprüft und meine Schweſter näher kennen gelernt, haben Sie redliche Abſichten, ſind Sie im Stande, ihr

ein Loos zu bereiten, womit ſie zufrieden ſein kann, dann wollen wir weiter davon ſprechen. Um die Geſchichte kurz zu machen, — ich machte den Narren ſo in Louiſen verliebt, daß ich ihm allmählig ſein ganzes Geld abnahm, ohne daß er je ſeinen Zweck erreichte. Er legte große Summen in meine Hände, um Louiſen einen Brautſchatz zu ſammeln. Als ich ſah, daß er nichts mehr hatte, ließ ich ihn laufen."

Neuntes Kapitel.

„In Folge dieſer Begegnung wurde der Jude mit meinem Bruder aus Sympathie ſo vertraut, daß ſie eine Zeitlang nur zuſammen Geſchäfte machten. Mein Bruder fand nämlich in Moſes ein Talent und Kenntniſſe, welche er ſelbſt nicht beſaß. Während Iſidor den Juden in politiſcher Gaunerei unterrichtete, machte dieſer ihn mit den Geſchäften der Börſe bekannt, welche auf daſſelbe abzielen. Beim Ausbruch eines neuen Krieges mit Oeſterreich übernahm es mein Bruder, Oeſterreich mit einer ungeheuern Menge falſcher Bankozettel zu überſchwemmen. Schon hatte er auf dieſe Weiſe in Geſellſchaft mit Moſes unermeßliche Summen zuſammen gerafft, als er von der Polizei ergriffen, aller ſeiner Reichthümer beraubt und mit dem Tode bedroht wurde. Zwar retteten uns Napoleons ſiegreiche Waffen vor dieſem Schickſale, aber die Schätze waren zerronnen, und Napoleon glaubte genug gethan zu haben, indem er meinem Bruder einen regelmäßigen Gehalt

auszahlen ließ. Wir kehrten nach Paris zurück, wo mein Bruder bald wieder in seine Liebhaberei — das falsche Spielen — verfiel.

Fouché hörte von dem Talente meines Bruders und fand Geschmack an seinen Streichen. Eines Tages ließ er ihn durch die Wache vor sich bringen.

„Ich höre," sagte Fouché zu meinem Bruder, „daß Sie ein außerordentliches Talent besitzen. Wie kommt es, daß Sie, anstatt Gaunerstreiche zu begehen, welche Sie auf die Galeere brachten, nicht mehr der Regierung dienen?"

Mein Bruder antwortete, daß er, zu wenig vertraut mit den Verhältnissen Frankreichs und dem Charakter seiner Staatsmänner, es nicht wagen dürfte, sich und seine Talente bemerkbar zu machen.

„Am Ende ist noch nichts verloren," erwiederte Fouché, „Sie können noch immer der Regierung neue Dienste leisten. Wir leben in bewegten Zeiten und wir bedürfen großer Fähigkeiten. Wenn Sie mir versprechen, künftig alle Gaunereien zu unterlassen, so sollen Sie von aller Strafe befreit bleiben und vollauf zu leben haben. Ich werde Sie als Agenten bei der geheimen Polizei anstellen, aber sobald Sie einen dummen Streich machen, werde ich Sie unnachsichtlich auf die Galeere schicken."

Mein Bruder nahm natürlich den Antrag mit Freuden an. Er leistete von da ab der Polizei wichtige Dienste und verschaffte mir eine kleine Anstellung bei der Accise. Ich dankte dem Himmel, endlich von seiner Vormundschaft befreit, eine selbstständige Stellung zu haben, und lebte einige Jahre sehr ruhig und angenehm. Aber eines Tages kam mein Bruder, der sich lange um mich nicht bekümmert hatte, zu mir und sagte:

„Höre, Nicolas, ich habe große Pläne vor. Ich bedarf Deiner zu ihrer Ausführung. Deine elende Anstellung gewährt Dir

kaum das trockene Brod — ich werde Dich reich machen und es selbst werden."

Vergebens protestirte ich gegen diese Zumuthung und versicherte meinem Bruder, daß ich kein besseres Loos erstrebe, als dasjenige, welches ich besaß. Er zog ganz ruhig ein Dekret aus der Tasche, wodurch ich meiner Anstellung entlassen, dagegen bei dem Armeeverpflegungsamte angestellt und unter die Befehle meines Bruders gestellt wurde. Die Ursache dieses Wechsels der Dinge war folgende.

Fouché war in Ungnade. Mein Bruder suchte nun eine andere Laufbahn, denn Regnier war nicht nach seinem Sinne.

Während Napoleon seine ganze Aufmerksamkeit auf die Staatsgeschäfte gerichtet hatte — während in Frankreich Bankerott und das Volk durch die vielen Kriege der Hungersnoth nahe war, war die Börse der Sammelplatz von schlechten Menschen, die auf die Leiden ihrer Mitmenschen spekulirten und durch ihre Verarmung sich bereicherten. Viele von ihnen gingen zwar in der Verwirrung durch falsche Operationen zu Grunde, aber Andere überlebten sie mit ungeheuren Summen, die sie erworben hatten. Mein Bruder erfaßte diesen Augenblick und gesellte sich diesen Spekulanten zu. Er suchte und fand die Protektion des berüchtigten Wucherers Oland-Destour, der gerade eines Mannes, wie mein Bruder war, zu seinen Umtrieben bedurfte."

Zur Zeit des Directoriums hatte Oland ein großes Vermögen gesammelt und war also im Stande, der neuen Regierung eine Summe von 10 Millionen Frcs. zu leihen. Daher kam es, daß er für das Direktorium Partei nahm und die herrschsüchtigen Pläne Bonaparte's nach seiner Rückkehr von Aegypten nicht begünstigte. Doch der Sturz dieser Regierung war nicht zu hindern.

Wenige Tage nach demselben wandte sich Bonaparte an

Oland wegen eines Anleihens von 20 Millionen Frcs. Statt darauf einzugehen, wollte Oland seine 10 Millionen zurückhaben. Die Folge davon war, daß er einen Theil dieser Summe verlor und wegen seiner Lieferung für die Marine eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, wie hoch sich sein Vermögen belief: es überstieg die Summe von 29 Mill. Frcs. In Folge dessen beschloß Oland sich an Bonaparte zu rächen und nebenher neue Schätze zu gewinnen.

Die Verfolgungen, denen er von Seiten der Bonapartischen Regierung sich ausgesetzt sah, hinderten nicht, daß man große Geschäfte mit ihm machte. Er übernahm die Lieferungen; für die Armee bekam er den Auftrag, eine große Quantität Korn einzuführen. Im nächsten Jahre übernahm er eine bedeutende Anleihe und gleich darnach ward er von Bonaparte nach Madrid geschickt, um über die Subsidie von 62 Mill. Frcs. zu unterhandeln, die Spanien an Frankreich zahlen sollte.

Vom spanischen Schatz Gold herauszubekommen, war für einen Gesandten eine schwere Aufgabe, und die erste Antwort des spanischen Ministers auf den Vorschlag ist bemerkenswerth, als eine Formel, durch welche man sich solcher Forderungen entledigen kann: „Mein Herr, wir haben den besten Willen, aber nicht einen Thaler!" Herr O. jedoch, der sich überall nach einer günstigen Gelegenheit umsah, wo viel Geld zu verdienen war, beschloß, auf eigene Rechnung in dem Lande Geschäfte zu machen. Er führte in einer Zeit der Dürre eine ungeheure Masse Weizen ein, machte Vorschläge zu Anleihen, Kanälen und anderen öffentlichen Arbeiten, und einmal schien es beinahe, als ob er die Absicht habe, ganz Spanien zu kaufen. Er übernahm auf eine Reihe von Jahren die Lieferung sämmtlicher Schiffs- und

Hauptbestandtheile der Stadt um nichts mit ins Alles fort. Ist das neue gegen Osten hier Gemeinschaftliches Bedürfniß, so ist es auch gegen Westen hin, wo die Stadt sich ebenfalls weiter ausdehnt. Wir haben jetzt, wie Niemand zu leugnen vermag, eine Menge Plätze, in denen Bäume stehen, die Nichts weiter sind, als ein Hinderniß für den Verkehr, wenn sie in der Folge, wie Planitzen vorschreibt, an den Straßen gepflanzt werden, so ist es ja gut, daß sie durch die Gasse hindurch stehen, und nicht, wie jetzt, dicht vor den Häusern. Ich habe mich schon oft darüber geärgert, daß ich, wenn ich aus meinem Hause trete, mich erst durch Bäume durchwinden muß, ehe ich meine Straße und Trottoir erreiche. Die Bäume vor Häusern sind, wie ich denke, so lange sie noch nicht ganz ausgewachsen sind, ein Hinderniß für den Verkehr, und ich bin der Meinung, daß man sie, wenn sie nicht ganz ausgewachsen sind, ohne Bedenken wegschaffen könnte. Ich habe mich schon oft darüber geärgert, daß ich, wenn ich aus meinem Hause trete, mich erst durch Bäume durchwinden muß, ehe ich meine Straße und Trottoir erreiche. Die Bäume vor Häusern sind, wie ich denke, so lange sie noch nicht ganz ausgewachsen sind, ein Hinderniß für den Verkehr, und ich bin der Meinung, daß man sie, wenn sie nicht ganz ausgewachsen sind, ohne Bedenken wegschaffen könnte. Ich habe mich schon oft darüber geärgert, daß ich, wenn ich aus meinem Hause trete, mich erst durch Bäume durchwinden muß, ehe ich meine Straße und Trottoir erreiche. Die Bäume vor Häusern sind, wie ich denke, so lange sie noch nicht ganz ausgewachsen sind, ein Hinderniß für den Verkehr, und ich bin der Meinung, daß man sie, wenn sie nicht ganz ausgewachsen sind, ohne Bedenken wegschaffen könnte.

ben Lauf. Lehte es ihn, um ben Schlaf, ben ihm Müdig-
keit, Anstrengung, Abspannung, bie Hitze bes Tages, bie Kühle
ber Nacht, bie Ruhe ber Einsamkeit, bie Stille ber Wüste, bie
Nähe Gottes zu geben pflegen, so war es ihm, als ob er keinen
Augenblick unterbrochen. Er wusste nur Sonnenuntergang
und Nacht, nur Arbeit, Gebet, Ruhe und Erwachen. Sonntag
und Feiertag ging Hochgeburg zu Fuß nach Bethlehem, um
bort in ber Kirche bes Klosters bie Messe zu hören, bie ihm
Freund, als in Bethlehem Gott Mensch geworden, Mensch
Gnade erfleht wurde. Bethlehem.

Als wenn nicht wollten, kam unter Hochgeburgs Hand, als
bie Müdig-Arbeit sich, wenn in Bethlehem nicht Sonntag
war, in Gebet verwandelte, ein Gedicht um bas andere zu
Stande, in ihm und Gott. Gedicht, bas Gebet Gottes und
Gebet, bas Gedicht. Es war ihm Kunst, nicht um ihrer selbst
willen, sondern um ihrer Gottes willen. Und wenn er sie
dann und Bethlehem gedachte, so schickte sie sich Hochgeburg
an zu singen, bis in Bethlehem angekommen. Jetzt sang er
all die Bethlehem seinen Verehrern und Freunden, bie
Hirten in Bethlehem Bethlehem schenken wollen, bie Hirten
in Bethlehem, bie Gott Bethlehem schenken wollen, bie
Hirten Bethlehems. Hirten Bethlehems sind wir alle, wenn
wir um uns wissen, was es ist, in Bethlehem Bethlehem
geschenken. Unter seinen Händen ist ihm, wenn Bethlehem
kommt, in Bethlehem Bethlehem zu Gedicht. Wie sich gern
Bethlehem, wenn es Gott ist, in Bethlehem Gedicht, so
Gedicht, wenn es Bethlehem ist, in Bethlehem Gott. Und
wie Gott, wenn es ihn gegeben ist, allgemein wird Mensch
und so verbirgt, bis er Mensch war, sein Gottsein, so
verschwindet Bethlehem, wenn es ihm sein geschenktes Gott-

und die ſeiner Familie zum Pfande anbot. Oland ſchlug das Anlehen ab. Er weigerte ſich ſogar, eine Anzahl von Kiſten in Verwahrung zu nehmen, die der gefallene Kaiſer in ſicherer Obhut zu laſſen wünſchte.

Nachdem er die Wirren der Zeit glücklich durchgemacht, leiſtete Oland den Bourbonen mehrere wichtige Dienſte. Mein Bruder diente ihm als Sekretair. Mehrere Jahre hindurch war er der Hauptunterhändler aller Staatsanleihen. Als die franzöſiſche Armee unter dem Herzoge von Angoulême nach Spanien zog, hatte man nicht die gehörigen Maßregeln für die Verſorgung der Armee getroffen. Mein Bruder, der den Zuſtand derſelben in dieſer Hinſicht kannte, war gerade in Bayonne, als das Heer ſich anſchickte, über die Bidaſſoa zu gehen. Alles war in Verwirrung; es waren keine Rationen, keine Fourage, keine Magazine, keine Transportmittel da. Es ſchien, als würde man drei Monate brauchen, um die nothwendigen Vorräthe herbei zu ſchaffen. Korn war für zehn Tage da, aber keine Mühlen oder Siebe, es in Mehl zu verwandeln, und keine Oefen oder Bäcker. Die Artillerie hatte weder Pferde noch Fuhrleute. Nie war eine günſtigere Gelegenheit für meinen Bruder, ſein Talent zu zeigen. Gleich am erſten Tage nach ſeiner Ankunft in Bayonne ſchickte der Herzog von Angoulême nach ihm und forderte ihn auf, ſämmtliche Lieferungen für die Bedürfniſſe der Armee auf ihrem Zuge zu übernehmen; mein Bruder willigte ein.

Kaum war der Kontrakt unterzeichnet, als die Armee den Befehl bekam, über die Bidaſſoa zu gehen, während meines Bruders Lieferungen erſt vier Tage ſpäter beginnen ſollten. Am erſten Tage lebten die Truppen, wie ſie konnten, was nicht ohne einige Noth war, und in der Armee zeigte ſich ſchon einige Unzufriedenheit. Am zweiten Tage verbarg keiner mehr ſeine Beſorgniſſe.

General Terlet war kaum im Stande, für die wenigen Artilleriepferde, die er hatte, Futter zu ſchaffen. Die Soldaten ſprachen laut in ihren Bivouacs von der ſchlimmen Lage der Dinge, und die alten Truppen, die in der Halbinſel früher gedient, ſagten geradezu: „So war Spanien immer unſer Untergang und wird es immer ſein! Hier ſind wir erſt einen Tag in Feindesland und ſchon ſind keine Vorräthe da.“ Wir waren jetzt in Toloſa, — am nächſten Tage ſollten meines Bruders Lieferungen beginnen. — Der Kriegsrath verſammelte ſich; er wurde geholt und gefragt: „Wo ſind Ihre Magazine, — welche Hülfsquellen haben Sie?“ — „Morgen wird die Armee ihre regelmäßigen Lieferungen bekommen,“ ſagte mein Bruder. — „Wir müſſen für das zweite Korps einen zehntägigen Proviant auf einmal haben.“ — „Morgen ſoll das zweite Korps zehntägigen Proviant bekommen.“ — „Gut, aber wir brauchen mehr, als bloße Verſprechungen. Wo ſind Ihre Magazine, Ihre Depots?“ Mein Bruder weigerte ſich zu antworten, weil er wußte, daß man meinen Maßregeln kein Vertrauen geſchenkt hätte. Der Rath vertagte ſich, kam wieder zuſammen, vertagte ſich auf's Neue und kam auf's Neue zuſammen.

Inzwiſchen hatten wir in Toloſa alle Behörden zuſammengerufen, die Prieſter, die Kaufleute und alle Perſonen von Einfluß und Anſehen. „Meine Herren,“ ſagte mein Bruder, „die Armee iſt hier; ſie will nicht auf Ihre Koſten leben, aber ſie ſehen ein, daß ſie leben muß: helfen Sie mir den Truppen heute Proviant ſchaffen, daß ſie Ihnen nicht das Ihrige nehmen. Wir brauchen Brod, Fleiſch, Vegetabilien, Fourage, Pferde, Wagen. Sie kennen Ihr Land und Ihre Hülfsquellen, eilen Sie alſo in die Umgegend und theilen Sie dieſes Ihren Verwandten, Ihren Freunden, Jedem, den Sie ſehen, mit. Alles, was gebracht wird,

will ich sofort mit baarem Gelde bezahlen. Ich will noch mehr thun; für Alles, was mir morgen vor acht Uhr früh gebracht wird, will ich den vierzigfachen Werth bezahlen, den neunfachen Werth für Alles, was vor neun Uhr kommt, das Achtfache, was vor zehn Uhr da ist u. s. f. Hier ist Vorschuß für Alles; eilen Sie und verlieren Sie keine Zeit!"

Man kann sich immer darauf verlassen, daß die Menschen ihr eigenes Interesse nie versäumen werden. Mit nächstem Sonnenaufgang waren die Spitzen der Hügel mit Leuten von jedem Geschlecht und Alter bedeckt, die mit einander wetteiferten, den höchsten Preis zu erhalten. Aber hier angekommen, wurden die Landleute auf Anstiften meines Bruders ausgeplündert. Die Bauern kamen zu uns gelaufen. „Monsieur, ich war vor acht Uhr gekommen; sie haben mir meine Waaren geraubt!" — „Wie viel waren sie werth?" — „So viel." — Mein Bruder zahlte ihnen nur den einfachen Preis und sagte: „Wenn Ihr wieder kommt, sollt Ihr nicht geplündert werden." Kurz, die Armee ward vollkommen versehen. Dieß System hat meinem Bruder und seinem Compagnon Viel gekostet, aber bald wußte man, daß wir Alles bezahlten und zwar gut. So kamen aus allen Gegenden Waaren an, und als die Vorräthe reichlich wurden, fielen auch die Preise.

Unsinnige Verschwendung brachte meinen Bruder bald um alle Früchte seiner Spekulationen. Wir stürzten von dem Gipfel des Reichthums in die Abgründe des Elends zurück, — aber meine Lage blieb sich immer ziemlich gleich, der Geiz Isidors ließ es nie zu, daß ich mir etwas sammeln konnte. Ich blieb daher stets an seine Person gebannt. Mit reiferen Jahren fing ich — zu spät leider — an, über unsere schmähliche Laufbahn — nachzudenken. Ich suchte mich von meinem Bruder loszureißen, aber er hatte

eine ſolche Gewalt über mich, daß ich meinen Vorſatz nie auszuführen vermochte.

Eines Tages ſagte er zu mir:

„Bruder, es fängt an langweilig in Europa zu werden. Laß uns nach Oſtindien gehen. Ein engliſcher Handelsherr, den ich kennen lernte, will uns dahin als Commis mitnehmen. Ich hoffe dort meine verlorenen Reichthümer wieder zu finden und als Nabob zu ſterben.“

Mein Bruder hatte ſo Erſtaunliches geleiſtet, daß ich ihm Alles zutraute. Nur machte ich ihm ernſtliche Vorſtellungen gegen unrechtliche Erwerbsarten. Er verſprach blos bei Handelsgeſchäften zu bleiben, — aber er hielt nicht Wort. Bis auf heute iſt er ſeinem Syſtem treu geblieben, mich zum Theilnehmer aller ſeiner Vergehungen zu machen, deren Früchte er doch immer allein genoß. Ich mißgönne ſie ihm nicht, denn ich ſehe den Fluch, der darauf liegt, aber natürlich war es, daß ich allmählig ihn zu haſſen anfing.

Wir kamen glücklich nach Oſtindien und dienten lange in einer engliſchen Faktorei unter ziemlich angenehmen Verhältniſſen als Commis. Aber mein Bruder hatte einen geheimen Plan.

„Sieh, Bruder,“ ſagte er zu mir, „in der Welt kommt Alles darauf an, daß man nicht ſie regieren wolle, ſondern ſich allen ihren Thorheiten und Verkehrtheiten zu unterwerfen wiſſe. Man muß niemals ſeine Meinung ſagen und immer derjenigen anderer Leute ſein. So aber kommt man durch die ganze Welt. In unſerem verfluchten Welttheil iſt nichts mehr zu machen mit dieſer Politik. Jeder Schuft verlegt ſich darauf — aber hier iſt noch Unſchuld und Unverdorbenheit.“

„Unſchuld und Unverdorbenheit,“ ſagte ich erſtaunt, „unter

Leuten, welche ihre Kinder eſſen und ſchon mit drei Jahren zur Unzucht anleiten. Du biſt nicht klug, ſo zu reden."

Mein Bruder lachte ſehr über meine Einfalt. „Ländlich, ſittlich!" ſagte er — „wenn Du wüßteſt, welche Greuel in Europa verübt werden, ohne daß man davon ſpricht, Du würdeſt das, was hier geſchieht, ganz menſchlich finden. Hier tödtet man nur aus Fanatismus, aus Aberglauben, in Europa — zum Plaiſir oder um eines Vortheils willen. Was gehen uns dieſe Dinge an — miſchen wir uns nicht darein — denken wir uns dreitauſend Meilen weit davon entfernt, wenn etwas geſchieht, was uns empören könnte. Wie oft ſtirbt in Paris ein Menſch dreißig Schritte von Dir durch Hunger, den man geplündert und beſtohlen hatte; — warum miſchteſt Du Dich nie darein? Weil es Dich nichts anging — weil Du unfähig warſt, zu helfen. Nun gut, machen wir es hier ebenſo und es wird uns wohl ergehen."

Hierauf gab ſich mein Bruder erſtaunliche Mühe, um in kürzerſter Zeit die Landesſprache zu erlernen. Ein junger Indianer leiſtete ihm immer Geſellſchaft, mein Bruder erließ ihm dafür manche harte Arbeit und beſchenkte ihn ſo reichlich er konnte. In weniger als 5 Monaten hatte es mein Bruder ſo weit gebracht, daß er ſo geläufig indiſch ſprach wie ſein Lehrer. Viele Eingeborne, welche die Faktorei beſuchten, um allerhand Gegenſtände einzuhandeln, glaubten in ihm einen Landsmann zu finden. Dadurch, daß er ſich abſichtlich ſehr der Sonne ausſetzte, hatte ſein Geſicht eine Farbe angenommen, welche ihn einem Indianer noch mehr ähnlich machte. Aber damit war er noch lange nicht zufrieden. Er ſtudirte alle Sitten und Gebräuche des Volkes, verſchaffte ſich eine vollkommene Kenntniß des Landes und ſeiner Erzeugniſſe, ſeiner Religion und aller Vorurtheile

des Volks, und ruhete nicht, bis es ihm gelang, Tage lang mit Indianern umzugehen, ohne von ihnen für einen Fremden erkannt zu werden. Aber hier und dort hörte er doch zuweilen Zweifel in seine Abkunft setzen, welche auf einem geheimnißvollen Umstand zu beruhen schienen. Endlich gelang es ihm zu erfahren, daß sein Gang für einen Indianer zu aufrecht sei, indeß alle Eingeborne, gewohnt, durch hohes Gras und Gebüsch zu kriechen, vor wilden Thieren und feindlichen Volksstämmen sich zu verbergen, stets mehr oder minder gebückt einhergehen und so leise auftreten, daß man ihre Schritte nicht hören kann. Mein Bruder verwandte einige Wochen auf diese Kunst, welche er dadurch erlernte, daß er sehr oft nackt in baumhohem Grase und in den Urwäldern auf die Jagd ging. Ich muß gestehen, daß mir die Beharrlichkeit meines Bruders Bewunderung einflößte. Er hatte einen eisernen, unbeugsamen Willen. Oft kam er stark verwundet nach Hause. Nie entfuhr ihm ein Laut der Klage. Seinen Körper wie Stahl zu härten, seine Haut unempfindlich zu machen, dabei durch Uebung alle seine Sinne zu schärfen, dahin trachtete sein unablässiges Bemühen. Er bekam allmählig so ganz das Aussehen eines Indianers. Er kroch wie eine Katze, sprang wie ein Tiger, und seine Behendigkeit wurde nur von seiner außerordentlichen Stärke übertroffen. Wo sein Arm hinfiel, da wuchs, nach dem Sprichwort, kein Gras mehr. Er tödtete mit der Faust einen jungen Stier, er trug auf seinen Schultern ein kleines Pferd, worauf er zuweilen ausritt, und spielte mit Kanonenkugeln das indianische Ballspiel.

Als er nun seine Ausbildung zum Barbaren vollendet hatte, sagte er eines Tages zu mir: „Nun Bruder, die Zeit ist da — wir wollen nun unser Glück bei den Indianern versuchen!“

Ich hatte dieß längst vorausgesehen und meine Vorbereitun-

gen darnach getroffen. Ich ſtellte ihm vor, wie wenig ich ehrgeizig wäre, bei Wilden, welche nur eine Stufe höher ſtänden als das Thier, ein Fortune zu machen. Ich ſagte ihm daher, daß ich ihn von ſeinem Vorhaben zwar nicht abhalten, für meinen Theil aber nach Europa zurückkehren wolle.

Mit Zittern ſah ich, wie meinem Bruder die Zornader aufſchwoll — ich wußte gleich, daß er mich nun zwingen werde, ihm zu folgen, und legte mich auf's Bitten. Aber er nahm ſogleich wieder ſein gleichgültiges Weſen an und ſagte:

„Du willſt mir nicht folgen — mein Junge — gut, ſo gehe. Aber haſt Du denn auch Geld?“

Ich antwortete, daß ich mir meinen Antheil — von unſerem Geſchäftsgewinne —

Mein Bruder lachte darüber unmäßig. „Du biſt einer jener halben Schelme, wovon die Welt voll iſt, und welche niemals einen ſchlechten Streich begehen, ohne ſich zu entſchuldigen oder doch zu beſchönigen. Geſchäfte nennſt Du das, was wir treiben — ha, ha! Nun, wenn Du in Europa fortfährſt, ſolche Geſchäfte zu machen, wird man Dich bald unterbringen. Ueberdieß, mein Junge — muß ich Dir ſagen, Dein Geld iſt fort. Ich habe es mit dem meinigen — da ohnehin zwiſchen mein und dein wenig Unterſchied iſt — zu einer Unternehmung hergegeben, wobei allein noch was kaufmänniſch zu gewinnen iſt. — Der Sklavenhändler Moro hat es übernommen. Er hat beſondere Urſache, ehrlich gegen mich zu ſein — es iſt nichts riskirt.“

„Wie,“ ſagte ich entrüſtet, „mit welchem Recht haſt Du dieß gethan? Und ohne mein Wiſſen mich bei dem barbariſchen Sklavenhandel zu betheiligen — wer gab Dir Vollmacht und Recht dazu? —“

„Vollmacht und Recht? — mein Bübchen,“ erwiederte mein

Digitized by Google

Bruder. „Du biſt heute ſehr beluſtigend. Kennſt Du nicht meine Anſichten hierüber? Wie oft ſoll ich ſie Dir wiederholen?"

„Habe ich nicht wenigſtens eben ſo viel Recht wie Du?" ſagte ich zornig.

„Nein!" entgegnete mein Bruder mit einem furchtbaren Blick." „Biſt Du denn meines Gleichen?"

„Ich nicht Deines Gleichen," ſagte ich höhniſch, „was haſt Du vor mir voraus?"

„Was ich vor Dir voraus habe," erwiederte mein Bruder, „nun, ich will es Dir zeigen." Dabei ſtreifte er ſeine Hemdärmel auf, ergriff mich an den Schultern und warf mich ſo zu Boden, daß ich auf die Kniee zu liegen kam.

„Nun, biſt Du meines Gleichen, Schwächling?" fragte er hohnlachend, „biſt Du nicht in meiner Gewalt? Du biſt ſo wenig meines Gleichen, als der Maulwurf gleich iſt mit dem Löwen. — Steh auf, Knabe, und ſei vernünftig!"

Ich erhob mich beſchämt und meine Thränen allein ſprachen von meiner Wuth. Mein Bruder aber nahm einen milden Ton an und ſagte:

„Was kannſt Du Beſſeres thun, als Dich unter meinen Schutz begeben? Willſt Du Dich als Matroſe auf ein Schiff verdingen, um in Europa in ein Bagno gebracht zu werden? Willſt Du die Bekanntſchaft der neunſchwänzigen Katze machen und Schiffszwieback kauen? Hat es Dir je an Etwas gefehlt, ſo lange Du bei mir warſt? Sorge ich nicht für Dich, theile ich nicht Alles mit Dir? Ich bedarf Deiner nicht — aber wohl bedarfſt Du meiner!"

Ich ſah ein, daß mein Bruder Recht hatte. Ich war das Schlaraffenleben in Müßiggang und Schwelgerei zu ſehr gewohnt,

um mich in Gefahr und Noth zu ſtürzen. Mein Bruder wartete meine Antwort gar nicht ab und ſagte:

„Geh — nimm Deine ſieben Sachen zuſammen. Morgen mit Tagesanbruch geht es nach Taichambuchj.“

„Zu den Menſchenfreſſern?“ ſagte ich erſchrocken.

„Ja, zu den Menſchenfreſſern“ — entgegnete er lachend, „übrigens ſtehe ich Dir dafür, daß ſie wenigſtens Dich nicht freſſen werden.“

Ich wußte mir keinen Rath als zu gehorchen. Den ganzen Abend brachte mein Bruder beim Gouverneur zu. Das tröſtete mich, denn es machte mich glauben, daß mein Bruder eine legale Unternehmung vorhabe und unter dem Schutze der Engländer bleiben werde. Ich machte uns daher reiſefertig, packte unſere großen Koffer und raffte Alles zuſammen bis auf das Küchengeräthe, denn ich zweifelte nicht, daß wir eine hübſche Karavane bilden und unter guter Bedeckung engliſcher Soldaten reiſen würden. Ermüdet von dieſer Anſtrengung begab ich mich zur Ruhe. Wie groß aber war meine Ueberraſchung, als mein Bruder mich vor Tagesanbruch weckte und im Coſtüme eines Indianers nackt vor mir ſtand. Er hieß mich aufſtehen und ihm folgen. Ich riß die Augen weit auf und verſtand ihn nicht. Endlich erlaubte ich mir, auf einen im Zimmer ſtehenden Berg von Reiſegeräthſchaften hinzuweiſen. Er ſah das Reſultat meines Fleiſſes lachend an.

„Das iſt recht gut ſo,“ ſagte er, „aber alle der Kram bleibt hier. Glaubſt Du, Narr, daß ich mich auf eine ſo gefährliche Reiſe begebe, um mich ausplündern zu laſſen? Ich will mir bei den Wilden etwas holen, nicht ihnen etwas bringen.“

„Darauf machte er, ohne auf meine Einwendungen zu hören, meine Toilette nach Art der ſeinigen, und da er damit ſehr

bald fertig war, so begaben wir uns — ich mit sehr schwerem Herzen auf die Reise, — ohne Gepäck, ohne andere Waffen als ein Beil, eine Flinte und ein Messer, ohne Geld — kurz nackt.

„Wir werden eine sehr schöne Reise haben," sagte mein Bruder voll Zuversicht, „und da Du so vernünftig warst, mir zu folgen, so will ich Dir sagen, um was es sich handelt. In der Gegend von Taichambuchj wohnt noch ein äußerst roher Indianerstamm mitten unter den reichsten Schätzen der Natur. Die Engländer haben schon längst ihr Auge auf diesen fetten Bissen geworfen, aber da der Stamm friedlich sich verhält, so haben sie keinen Anlaß, ihre Verträge zu brechen. Man sucht ihm daher mit List beizukommen, und ich hoffe, der Gouverneur hat sich an den rechten Mann gewendet."

Einige Meilen weit reisten wir sehr angenehm, denn wir trafen überall auf Bekannte. Da mein Bruder oft in diesem Aufzuge auf die Jagd gegangen war, so fiel unsere Expedition nicht im mindesten auf. Aber auch weiterhin wurden wir überall gastfreundlich aufgenommen, denn mein Bruder galt überall für einen Eingebornen und ich für einen unter seinem Schutze reisenden Engländer, der aus närrischer Laune die Wälder sehen wolle. Wir kamen nach einer angenehmen Reise von vier Tagen in Taichambuchj an. Hier ist die Residenz eines jener indischen Barbarenfürsten, welche eigentlich nichts sind als reiche Privatleute, welche Jedermann beschenken müssen, der etwas braucht, und die daher ihre hohe Würde für eine große Last betrachten. Mein Bruder begab sich unverzüglich zu ihm, um seine Großmuth in Anspruch zu nehmen, und meldete sich als einen gebornen Unterthan Seiner indischen Majestät, der in seiner Jugend von den Eng-

ländern geraubt und entführt worden sei. Die Fabel, welche mein Bruder erzählte, war so interessant, so reich ausgeschmückt mit erlogenen Abentheuern, Liebesgeschichten, Erzählungen von europäischen Sitten und Gebräuchen, daß Sich Seine indische Majestät nicht satt hören konnte. Er bewirthete uns auf's Beste, und mein Bruder wußte ihm täglich immer so viel Neues und Abenteuerliches zu sagen, daß Oglu-Mech — der Großmogul des kleinen Reichs, ihn nicht mehr von seiner Seite ließ. Allmählig wußte sich mein Bruder nicht nur angenehm, sondern auch nützlich zu machen. Er unterrichtete die Handwerker, er lehrte sie das Land vermessen, kurz er brachte ihnen von allen den Künsten und Fertigkeiten der Europäer, wovon sie höchst oberflächliche Kenntnisse hatten, richtigere Begriffe bei. Ich gestehe, daß mir mein Bruder damals wie ein höheres Wesen vorkam. Ich fing an, stolz zu werden auf ihn, und unterstützte ihn nach Kräften. Mein Bruder hatte die Güte, mich für seinen besten Freund auszugeben, ohne welchen er nicht leben könne. Ich benahm mich seiner würdig.

Aber bald sah ich, wie wenig meinem Bruder an dem Wohl dieser Barbaren lag, denn er gab sich durchaus keine Mühe, ihnen civilisirte Ideen beizubringen, vielmehr heuchelte er eine große Anhänglichkeit an die Religion und die Vorurtheile seines angeblichen Vaterlandes. Er stieg dadurch in der Gunst dieser Barbaren so, daß Oglu-Mech ihn bat, als sein Rath, sein Freund bei ihm zu bleiben. Mein Bruder willigte ein und war bald nicht minder angesehen als Oglu-Mech selbst. Dieser überschüttete ihn mit Geschenken und zog ihn bei allen Geschäften um so mehr zu Rathe, da er die Bequemlichkeit sehr liebte. Besonders übte mein Bruder fast ausschließend das Richteramt aus. Ich machte ihm Vorstellungen, wie leicht wir oder

vielmehr Er in unserer gegenwärtigen glänzenden Lage unser früheres Leben wieder gut machen und der Menschheit große Dienste erweisen könnten, aber er lachte mir in's Gesicht und versicherte mich mit vieler Aufrichtigkeit, daß er, falls ich mir beikommen ließe, den barbarischen Gesetzen und Vorurtheilen dieses Landes zuwider zu handeln, ohne alles Bedenken mich scalpiren lassen würde. Um mich aber noch mehr von meinen Weltverbesserungsplänen abzubringen, lud er mich vor seine Gerichte.

„Ein Narr!" pflegte er zu sagen, „ein Narr nur will die Welt verbessern. Der Weise aber zieht Nutzen von ihren Verkehrtheiten und weiß von Allem zu profitiren. Wenn Gott die Welt besser haben wollte, als er sie gemacht hat, würde er sie wahrscheinlich selbst besser machen. Wenn Du daher ein so gottesfürchtiger Mensch bist, so kannst Du nichts Besseres thun, als ihrem Willen zu gehorchen."

So verhöhnte mein Bruder alle meine philanthropischen Neigungen. Es gelang ihm allmählig durch ununterbrochenen Hohn, alle meine edleren Gefühle abzuschleifen und mich ihm ähnlich zu machen. Aber die Art und Weise, wie er herzlos Gerechtigkeit übte, empörte mich dennoch so gegen ihn, daß ich ihn von dem Augenblick an, wo ich deren Zeuge wurde, bitterer hassen lernte als den Tod. Er übertraf diese Kannibalen alle an Grausamkeit, denn sein Gefühl war von keinem Vorurtheil befangen. Eingeborne selbst gestanden, daß sie selten einen Menschen gesehen hätten, der gleichgültiger Andere leiden und sterben sah. Doch hören Sie, wie er die Justiz des Landes verwaltete."

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

„Die Hindus ſind ein edler Menſchenſchlag; ſie ſind größer und beſitzen viel mehr Geiſtes- und Körperkräfte, ja, ihre Krieger übertreffen an Größe und Stärke die Europäer. — Sie haben nur den Fehler noch zu großer Befangenheit in abergläubiſchen Vorurtheilen. Unter ihnen herrſchte einſt ſehr ſtark, und herrſcht ſelbſt noch jetzt die ſchändliche Sitte, alle erſtgeborenen Mädchen zu ermorden, weil ſie es für eine Schande halten, wenn eine Frau zuerſt ein Mädchen zur Welt bringt. Deſſenungeachtet iſt dieſe Sitte durch kein Geſetz ſanktionirt und wird auch ſelten ausgeübt. Geſchieht es dennoch, ſo proteſtiren dagegen die Mütter und Verwandten, und klagen bei ihren Richtern, welche es jedoch niemals wagen, die Mörder zu beſtrafen. Während unſerer Anweſenheit fiel ein ſolcher Mädchenmord vor und kam vor Gericht. Der Fall, der durch meinen Bruder entſchieden werden ſollte, war folgender: „Einem Krieger wurde zu ſeinem großen Aerger eine Tochter geboren. Sie war ſein erſtes Kind und die Mutter wollte es am Leben erhalten. Dennoch befahl ihr der ſtrenge Vater — ein eigenſinniger Verehrer alter Vorurtheile, dem Kinde, während ſie's ſäugte, Opium in den Mund zu geben und ſo es zu tödten. Die Mutter aber befolgte dieſen grauſamen Befehl nicht. Sie rettete vielmehr ihr Kind und zeigte ihrem grauſamen Gatten zum Beweis des Vollzugs ſeiner Befehle den Leichnam eines fremden, zufällig geſtorbenen Kindes. In Folge deſſen war die Familie wieder zu Ehren gebracht. Sam-Cheirou, ſo hieß der unnatürliche Va-

ter, war ein sehr geachteter und sonst sehr rechtlich denkender Mann und an Tapferkeit übertraf ihn Niemand. Als er kurz nach dem Tode seines Kindes an einem entlegenen Orte von sechs Räubern zugleich angefallen wurde, wehrte er sich so muthig, daß drei derselben todt den Boden deckten, und die drei übrigen, obgleich ihm das Blut aus zahlreichen Wunden entströmte, entfliehen und ihn als Sieger zurücklassen mußten. Er galt auch für einen guten Hausvater und zärtlichen Gatten. Aber stärker als sein Herz war sein Aberglaube. Ungefähr zwei Jahre später ward ihm ein Sohn geboren, natürlich ein Glück, das nur durch Feste und Freudenbezeigungen gehörig gefeiert werden konnte. All' seine Verwandten drängten sich um ihn mit Segenswünschen und feierten mit ihm eine so sonderbare Gunst des Himmels drei ganzer Tage lang durch wilde Bacchanalien. Aber plötzlich wurde entdeckt, daß das erstgeborne Mädchen noch am Leben sei! Der Vater war außer sich und tödtete das wiedergefundene Kind. Darüber führten die Verwandten Klage. Mein Bruder wies sie aber streng zurück und belobte Sam-Cheirou noch wegen seiner That.

„Ein anderes Mal war Jemand der Zauberei angeklagt worden. Mein Bruder war keinen Augenblick in Verlegenheit. Er ließ den Unglücklichen nach der herrschenden Gewohnheit nach dem Felsen Itaper am Meeresufer bringen, um seine Schuld zu erproben. Wenn die Wogen, die sich an dieser mit Felsen strotzenden Küste mit Geräusch brechen, nur einen Theil des Schenkels des Angeklagten benetzen, so werden sie für unschuldig gehalten, wenn aber zum Unglück ein Tropfen Wasser von einer Welle, die an den Riffen anprallt, die Lenden, oder einen andern Theil des Oberleibes befeuchtet, so fallen sie plötzlich von den Messern der Krieger des Stammes. Glücklicherweise war dieß Mal die Bran-

dung unbedeutend. Der Angeklagte war geretiet — der Name meines Bruders ward von allen Hindustämmen gefeiert. Allein bald ereignete sich ein Fall, der mir das Blut im Leibe erstarren machte. Eines Abends wurde ich eilends von meinem unmenschlichen Bruder berufen, um, wie er sagte, einem sehr interessanten Schauspiele beizuwohnen. Um mir die Freude der Ueberraschung nicht zu verderben, sagte er mir nur, daß es sich um die Entscheidung eines wichtigen Prozesses handele. Ich kleidete mich schnell um und begab mich nach dem mir angezeigten Schauplatz, um dem bevorstehenden Drama beizuwohnen. Man erwartete mit Ungeduld den Vollmond. Sobald derselbe erschien, beriefen mein Bruder und der Richter die betheiligten Parteien, und ließen den Häuptling hiervon benachrichtigen, der sich mit seiner Familie in Kabar befand. Einige Stunden hierauf, es mochte ungefähr 10 Uhr sein, versammelte man sich in einer sumpfigen Ebene, an welche ein sehr breiter Fluß stieß, in dem sich zahlreiche Krokodile befanden. Die Beute, die denselben in dieser Nacht zugedacht war, war ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, von sanftem Gesichte und bescheidenem Wesen. Ein eifersüchtiger und habsüchtiger Verwandter hatte sie eines Liebesverständnisses mit einem Sklaven beschuldigt, nach den Sitten des Landes ein großes Verbrechen, besonders für diejenigen, welche zu der Klasse der Zanai-Andin gehören, in welcher das Mädchen geboren war. Ihr schon einige Jahre früher verstorbener Vater war ein mächtiger Häuptling im Gebirge gewesen, und jener Verwandte wünschte wahrscheinlich ihn zu beerben. Der Häuptling befahl der Racar (so hieß die junge Indianerin), sich mitten in einen Kreis zu setzen, wo sie die Rede des Richters ruhig anhörte, der, nachdem er von der Verletzung der alten Sitten gesprochen hatte, die seit einiger Zeit sehr häufig statt-

Digitized by Google

finde, den Sahal begann, in dem er den Fall aus einander setzte. Als er die Zeugen-Aussagen wiederholt und die Gründe angeführt hatte, worauf sich die Anklage stützte, beschwur er Racar, ihr Verbrechen zu gestehen. Sie erwiederte jedoch mit fester Stimme, daß die Krokodile über ihre Unschuld entscheiden sollten und daß sich die Wahrheit bald an den Tag legen würde, worauf sie der Richter dem Ombiach überlieferte, der sie an der Hand nahm und an den Fluß führte. Das traurige Loos dieses jungen Mädchens hatte meine innigste Theilnahme erregt und gern hätte ich alle meine Waaren, welche ich mir gesammelt hatte, zu ihrer Rettung hingegeben. Ich machte dem Häuptling diesen Antrag, der darüber lächelte, mich aber keiner Antwort würdigte. Nachdem Racar die Beschwörung des Ombiachs mit angehört hatte, der die Krokodile aufforderte, sie, wenn sie schuldig sei, zu ergreifen und zu zerreißen, wandte sie sich gegen ihre Gespielinnen, die sie bis an das Ufer des Flusses begleitet hatten und dankte ihnen für diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit. Hierauf verlangte sie ein Band, um ihre Haare, die ihr beim Schwimmen hinderlich gewesen wären, damit zu binden, warf ihren Geimbu ab und sprang nackt in den Fluß. Ich zitterte, als ich sie von Krokodilen umgeben sah, deren Köpfe auf dem Wasser hervorragten und die sie zu verfolgen schienen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, denn ihre Jugend erregte Theilnahme und die Meisten der Anwesenden bewunderten ihren Muth, ebenso wie ihren reizenden Körper. Der Mond beleuchtete diese entsetzliche Szene und gestattete mir, den Bewegungen des jungen Mädchens, das mit erstaunlicher Behendigkeit schwamm, zu folgen. In kurzer Zeit hatte sie die für die Probe bestimmte Stelle, nahe an einer mit Büschen bewachsenen Insel, erreicht, auf welcher sich die Krokodile meistens aufzuhalten pflegten. Racar fürch-

Digitized by Google

tete ſich nicht, ſich ihrem Urtheile zu unterwerfen, denn ſie tauchte dreimal vor der verhängnißvollen Inſel unter. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke beobachtete ich mit großer Spannung meinen Bruder. Ich fand ſein Geſicht ruhig. Seinen Mund umſpielte das Lächeln des Wohlgefallens an den Bewegungen und Windungen des reizenden Körpers. Er fühlte offenbar in dieſem Augenblick, der alle Herzen erſtarren machte, nichts, als — Wolluſt. Ich fühlte mich zu Eis werden und wagte es nicht, nach dem Strome hinzuſehen. Plötzlich erſcholl ein lang anhaltendes, gräßliches Zetergeſchrei, begleitet von tauſend Stimmen des Mitleids und Entſetzens. — Die Krokodile verzehrten langſam ihr Opfer. Ich verwandte kein Auge von meinem Bruder. Dieſes inmitten ſolcher Gräuel ruhig und ſanft lächelnde Antlitz, es bannte meine Blicke feſt wie Schlangenzauber. Als die gräßliche Blutſzene begann, wechſelte der Ausdruck ein wenig — es waren die Geberden einer befriedigten Neugierde, welche das Geſicht meines Bruders belebten, nicht ein Zug des Mitleids. — Ich ſchauderte vor Abſcheu. Von dieſem Augenblick habe ich ihm den Tod geſchworen. Von dieſer ſchrecklichen Minute an blieb mein Haß unauslöſchlich." —

Mehr und mehr überzeugte ich mich, daß die Böſen nicht glücklich ſeien. Mehr und mehr ſehnte ich mich nach einer geregelten Lebenslaufbahn. Mehr und mehr ſchwanden alle Hoffnungen dazu.

Während unſeres Aufenthalts in Indien war es auch, wo mein Bruder die Bereitung des *Wurali*-Giftes kennen lernte. Ein Gift, welches keine Spuren im Körper zurückläßt, war ihm merkwürdig. Er ſagte oft zu mir, die *Erfindung* wäre für Europa unſchätzbar," und bot Alles auf, das Geheimniß dieſes Giftes kennen zu lernen.

Digitized by Google

Die Existenz dieses wahrhaft furchtbaren Giftes war den Europäern durch die fabelhaften Berichte einiger Personen, welche mit den rohen Indianern Handel trieben, schon lange bekannt, allein die Angaben wurden als so übertrieben betrachtet, daß man, als die brittische Regierung, durch die Kapitulation von Demerara an die Stelle der holländischen trat, mehrere erfolglose Versuche machte, über die Thatsachen Gewißheit zu erlangen. Unter Andern, denen es um nähere Kenntniß zu thun war, befand sich Herr Waterton von Walton Hall bei Wickfield, ein sehr begüterter Mann, der sich aus reiner Liebe zur Wissenschaft entschloß, eine Forschungsreise in das Innere von Guiana zu machen und durch persönliche Ermittelung die Natur und Eigenschaft dieser tödtlichen Komposition kennen zu lernen. Er verließ die Stadt Demerara im Monat April 1812 und drang durch die Wildnisse und Paradiese Südamerika's, eine Entfernung von 800 Meilen landeinwärts in das Gebiet der Macuschie, auf Indianer, die man für die besten Verfertiger dieses Wurali-Giftes hält, da sie es weit stärker machen, als alle andern Stämme, die, obschon sie viel davon selbst bereiten, doch einen größern Theil von den Macuschis einkaufen. Herr Waterton blieb 120 Tage in den Einöden Guiana's; er sammelte eine große Menge Gift, hatte wiederholt Gelegenheit, bei dessen Verfertigung Augenzeuge zu sein, und noch weit mehr, sich von den Wirkungen desselben zu überzeugen. Er und Isidor sind die einzigen Europäer, welche dieses Gift kennen. Einen oder zwei Tage, bevor der Macuschie-Indianer sein Gift bereitet, geht er in den Wald und sucht die Ingredienzen zusammen. Eine Rebe wächst in diesen Wildnissen, die man Wurali nennt. Von diesem, als dem hauptsächlichsten Ingredienz,

Digitized by Google

hat das Gift seinen Namen. Wenn er eine genügende Menge von dieser Pflanze hat, gräbt er nach einer sehr bitter schmeckenden Wurzel, bindet sie zusammen, und schaut sich dann nach zwei Arten knolliger Pflanzen, welche auch in Europa wachsen und einen grünen und klebrigen Saft enthalten, um.

Er füllt ein kleines Gefäß, das er auf dem Rücken trägt, mit den Stengeln derselben, und läuft endlich weit umher, bis er zwei Arten Ameisen findet, deren eine sehr groß und schwarz und so giftig ist, daß ihr Stich Fieber erzeugt; man findet sie meist auf dem Boden. Die andere ist eine kleine rothe Ameise; sie sticht wie eine Nessel und hat ihr Nest gewöhnlich unter dem Laube eines Busches. Diesen Ingredienzen werden der stärkste indianische Pfeffer und die zerstoßenen Zähne der Labarrischlange sowohl als die der Cunacuschschlange beigemischt. Erstere ist insgemein etwa acht Fuß lang, gefleckt und schmutzigbraun; ist sie aufgerollt oder bewegungslos, so kann man sie für ein Stück getrocknetes Lianenstrick halten und sie kaum von dem thonigen Grund unterscheiden, auf dem sie zu liegen pflegt. Auf der converen Seite, nahe an den Spitzen des Zahns, befindet sich eine enge convere Oeffnung, die rechts am Zahn hinab mit der Wurzel in Verbindung steht, wo in einem kleinen Beutel das Gift enthalten ist. Ein Druck auf die Spitze des Zahns erzeugt einen entsprechenden Druck der Wurzel auf den Beutel und drängt einen Theil des Giftes, das dick und gelb ist und einem starken Kamillenthee gleicht, heraus. Diese Schlange ist eine der giftigsten Indiens, ihr Biß verursacht innerhalb sehr weniger Minuten den Tod. Wenn die Cunacuschi ausgewachsen ist, mißt sie 14 bis 15 Fuß; ihre Farbe ist ausgezeichnet schön und zeigt alle Schattirungen des Regenbogens; gleich wüthend fällt sie Menschen und Thiere

an, und ſelbſt ihre eigene Art iſt hiervor nicht ſicher. Ihr Gift iſt tödtlicher, als das der Labarri, und der Indianer kann ſie ihrer ungezähmten Wildheit und des Widerſtandes wegen, den ſie leiſtet, nur mit großer Mühe tödten.

Hat der Indianer nun dieſe Ingredienzen, ſo werden die Wurali-Reben und die bittern Wurzeln in dünne Scheiben geſchnitten und in eine Art aus großen Blättern gemachten Seiher gelegt; dann wird Waſſer aufgegoſſen und eine dicke Flüſſigkeit ſickert durch in einen irdenen Topf. Die zermalmten knolligen Stengel werden dann mit den Händen in den Topf ausgepreßt, bis man eine verhältnißmäßige Maſſe von dieſer Flüſſigkeit erhalten hat. Die giftigen Ameiſen, die Schlangenzähne und der ſtarke Pfeffer werden dann zuſammen zerrieben und unter das Uebrige geworfen; der Topf wird über ein langſames Feuer geſtellt, wenn er ſiedet, weiterer Wuraliſaft hinzugethan und der Schaum von der Oberfläche der Flüſſigkeit mittelſt eines Blattes leicht abgeſchöpft; ſie wird in dieſem Zuſtande brodelnd über dem Feuer erhalten, bis ſie ſich zu einem dicken Syrup von dunkelbrauner Farbe gebildet hat; dann werden Verſuche zur Erprobung ſeiner Stärke angeſtellt, und findet man ihn den Erwartungen entſprechend, ſo wird er trocken in einem bedeckten Gefäße ſorgfältig aufbewahrt.

Beſchwörungen und Zauberformeln werden während dieſer ganzen Procedur für erforderlich gehalten; Weiber dürfen dabei nicht anweſend ſein. Die Hütte, worin man das Gift geſotten, wird auch als unrein verlaſſen und der Indianer unterzieht ſich häufiger Abwaſchung. Die allgemeine Anſicht derer, welche Gelegenheit hatten, die Sache näher kennen zu lernen, geht dahin, daß die vegetabiliſchen Ingredienzen blos

nothwendig ſind, um dem Gift die Form zu geben, obſchon es keineswegs unwahrſcheinlich iſt, daß ſie, durch ihre Verbindung dem Gifte verſtärkende Eigenſchaften verleihen können.

Das Wurali iſt das Schießpulver des Indianers, mit dem er ſein Wild verfolgt; der Pfeil iſt ein kleiner harthölziger, etwa zehn Zoll langer Schaft, und ungefähr ein Zoll der Spitze iſt mit dem Gifte getränkt — das andere Ende iſt rund mit Baumwolle umwunden, bis ſeine Größe die Höhlung des langen Rohrs ausfüllt, durch welches er geblaſen werden ſoll. Der Indianer kann einen dieſer Pfeile von ſeinem Blasrohr aus bis zur Höhe von 300 Fuß verſenden, und da er ſelten ſein Ziel verfehlt, ſo wird der Vogel bald zu Boden gebracht, indem das Gift in einigen Minuten wirkt und die geringſte Wunde hierzu genügt. Bei Hochwild wird der kleinere Pfeil an einen etwa fünf Fuß langen angebunden, oder von einem Bogen abgeſchoſſen, mit welchem der Indianer insgemein von der Schulter aus zielt; der kleinere Pfeil, der halb durchgeſchnitten iſt, bricht vor dem langen ab; der Hirſch oder Eber ſtürzt vorwärts, der Indianer folgt und kann mit Sicherheit darauf zählen, ſein Opfer 150 oder 200 Schritte von dem Platze zu finden, wo es ſeine Wunde erhielt. Das Fleiſch erleidet von dem Gifte keinen Schaden, iſt eine angenehme und geſunde Nahrung und der animaliſche Stoff wird ſelbſt in dieſem heißen Klima nicht ſchneller zerſetzt.

Die Aufmerkſamkeit, welche mein Bruder dieſem Gifte widmete; die Menge, welche er davon ſammelte und eintrocknen ließ, überzeugte mich bald, daß er einen ſchrecklichen Handel damit nach Europa zu treiben vor hatte. Ich habe nie die Käufer kennen gelernt — ich weiß nur, daß es Engländer waren — dieſelben Engländer, welche mit Opium einen ſo

verderblichen Handel treiben. Der Hauptzweck unseres Aufenthalts war jedoch ein anderer. Er enthüllte sich bald auf eine furchtbare Weise, als ein Detaschement englischer Soldaten plötzlich unter nichtigen Vorwänden den kleinen indischen Staat überfiel und aus den Händen meines Bruders die Schlüssel der obersten Gewalt in Empfang nahmen. Mein Bruder hatte abermals den Verräther gespielt und den unglücklichen indischen Fürsten ausgeliefert. Die Stadt wurde besetzt und einer von jenen Schutzstaaten organisirt, welche für England so ergiebige Quellen des Reichthums sind, und es doch aller Sorgfalt für das Wohl der Einwohner entheben. Nach Beendigung dieses Geschäfts, wie es mein Bruder nannte, kehrten wir mit großen Summen nach Europa zurück. Nie bewährte sich das Sprichwort vom unrechten Gut so auffallend, als bei unserer Rückkehr. An der englischen Küste, im Angesicht des Hafens scheiterte unser Schiff und versank. Wir retteten nichts als das nackte Leben und einige Baarschaft an Gelde. Wir kamen nach Paris, wo mein Bruder nun die Gesellschaft des Pantheons organisirte. Alles Uebrige ist Ihnen bekannt. Noch machten wir eine letzte Reise nach Amerika. Mißton war das Ziel. Mein Bruder übergab ihm eine Schatulle mit Glasdiamanten und stahl sie ihm wieder. Zahllos sind die Gaunereien, welche er verübt hat. Aber Alles, was er je unternahm, wird übertroffen durch seine neueste Unternehmung. Es scheint, als habe er im Sinne, ganz Frankreich seinem Gaunertalente zu opfern. — —"

Eilftes Kapitel.

Hier wurde Nicolas plötzlich von dem Maire abgerufen. Arthur blieb in Nachdenken verſunken bei der Leiche.

„Er iſt da," ſagte der Maire voll Angſt, „er droht Sie Beide zu verhaften. Er hat unbeſchränkte Vollmachten. Suchen Sie ihn zu begütigen, ſonſt ſind wir Alle verloren."

Zitternd trat Nicolas auf die Straße, fortgezogen von dem Maire.

Oſinsky ſtand plötzlich vor ſeinem entſetzten Bruder.

„Alſo," ſagte er mit ſteinerner Ruhe, „was ich voraus ſah, iſt geſchehen, — Du haſt mich verrathen. Folge mir, wenn Dir Dein und Arthur von Bonvals Leben von Werth iſt."

Nicolas ſchauderte.

„Ich kenne Eure Anſchläge," fuhr Iſidor fort, „Du haſt meinen Todfeind gerettet."

„Erinnerſt Du Dich, was ich Dir ſagte, als wir in London ankamen?"

„Was ich Dir wiederholte, als ich Dich aus den Händen der Sbirren in Mailand befreite?"

„Was ich Dir ſeitdem faſt täglich in's Gedächtniß rief, um Deinen ſchwachen Geiſt zu ſtärken?"

Nicolas antwortete nicht, aber er zitterte am ganzen Leibe. Mechaniſch folgte er ſeinen Schritten.

„Du haſt einen Bund geſchloſſen mit einem Schwächling, der Dir gleicht, einem hypochondriſchen Haſenfuß, der vor den Ein-

bildungen ſeiner kranken Phantaſie zittert. Was hoffſt Du mit ſeinem Beiſtand gegen mich auszurichten?"

Nicolas vermochte nicht zu antworten. Seine Blicke wichen dem furchtbaren Richter aus, und doch wagte er es nicht, ſich von der Stelle zu entfernen. Schweigend folgte er ſeinem Bruder in das Schloß. Bald kamen ſie in's Freie.

„Du weißt, was ich vermag und was ich Dir gedroht habe," fuhr Iſidor fort.

„Glaubſt Du, mich, Pair von Frankreich, Verwandten eines mächtigen Mannes, Schwagers des Präſidenten der Juſtiz, durch eine infamirende Anklage zu ſtürzen, Du, der zehnfach Compromittirte?"

„Und wirſt Du denn nur dazu kommen, mich anzuklagen?"

„Iſt Dein Leben nicht in meiner Gewalt? Kann ich Euch nicht als Verräther tödten laſſen?"

Bei dieſen Worten zog der Marquis ein Piſtol aus ſeiner Bruſt und legte auf die Stirn des Zitternden an. Nicolas ſtürzte auf ſeine Kniee.

„Thu', was Du willſt," — ſagte er mit dem Muthe der Verzweiflung, „tödte mich, wenn Du willſt, — ich kann nicht mehr ſo leben und mit anſehen, wie Du Dein Weib zu Tode marterſt. Es war ſtärker als ich, — das Mitleid mit ihr. Ich weiß, — ich bin ſtets in Deiner Hand, — aber warum machſt Du mich zum Zeugen Deiner Grauſamkeiten?"

Befriedigt betrachtete Oſinsky den zu Boden Geworfenen. Sein Geberdenſpiel veränderte ſich. An die Stelle kaltblütigen Haſſes trat der Ausdruck chriſtlicher Barmherzigkeit. Thränen traten in ſeine Augen, — er ergriff die Hand ſeines Bruders, — hob ihn von der Erde auf und zog ihn mit Gewalt an ſeine Bruſt.

„Ich Dich tödten?! Biſt Du nicht mein Bruder?“ ſagte er, „hat uns nicht ein Vater gezeugt?“

„Ach wie oft habe ich Dir das geſagt,“ entgegnete Nicolas mit aufrichtigen Thränen, — „aber Du haſt kein menſchliches Herz im Leibe.“

„Ich kein menſchliches Herz?“ ſagte Iſidor entrüſtet, „ach Du begreifſt es nur nicht. Höre Nicolas, ich will einmal offen mit Dir ſprechen, — mein ganzes Herz gegen Dich ausſchütten, — ich habe es nie gethan, ich hätte es längſt thun ſollen, — willſt Du mir verzeihen?“

Nicolas hielt ſeine Hand trotzig an ſich, — dieſe ſentimentale Komödie machte keinen Eindruck auf ihn. Schweigend ſtiegen die Brüder den Berg hinan.

„Du haſt Recht,“ ſagte Iſidor endlich nach längerem Nachdenken, „Du trauſt mir nicht, — ich habe zu oft Dich getäuſcht, — obwohl immer zu Deinem Beſten. Aber dießmal will ich gegen Dich wahr ſein, wie gegen Gott in meiner letzten Stunde.“

„Weißt Du denn etwas von Gott?“ ſagte Nicolas ungläubig, „Du, der alle ſeine Gebote mit Füßen getreten hat.“

„O, was das betrifft, Bruder!“ heuchelte Iſidor, „das lernt man mit den Jahren. Ich trage ja einen furchtbaren Mahner an ihn in mir, — mein Gewiſſen!“

„Warum folgſt Du aber ſeiner Stimme nicht?“

„Beſſer ſpät, als niemals, Bruder, — ich will es thun, — ich arbeite ſeit einem Jahre daran, ihm Genüge zu leiſten, aber aus einer böſen That folgen ſo viele andere, ach, es iſt ſo ſchwer, umzukehren, — aber ich will es, — bei Gott, ich will es!“

„So laß Dein Weib los und büße Deine Thaten!“

„Wie kann ich es?“ entgegnete Iſidor, im Parke angekommen, „komm, laß hier in dieſer Grotte uns ausſprechen, — es war

hier, wo ich sie im Ehebruch ertappte, — ich habe das Zelt niederreißen lassen und will hier eine Kapelle bauen." —

„Warum kannst Du sie nicht loslassen?" fragte Nicolas mit Theilnahme für die Unglückliche, „nach den Gesetzen kannst Du Dich von ihr scheiden lassen, ihr das Vermögen zurückerstatten; sie mag dann den jungen braven Advokaten heirathen, Du würdest ein gutes Werk thun und selig sterben. So handelt ein Mann, der ein Gewissen hat."

„Sieh nun, — wie Du mir unrecht thust!" antwortete Isidor, „weißt Du denn nicht, daß sie mich liebt?"

„Sie Dich lieben?" spottete Nicolas, „wird die Taube den Geier lieben?"

„Doch ist es so," sagte Isidor, „ich weiß, daß ich es nicht verdiene, — aber soll ich sie elend machen?"

„Elend machen? — ist denn Bonval nicht ihr Geliebter? Sagtest Du's nicht selbst, daß sie ihn liebte? Habe ich nicht mit eigenen Augen hier gesehen?"

„Was hast Du gesehen, — die Schwachheit eines jungen Weibes, eine Aufwallung ihres heißen Blutes, die sich bald abkühlte, — sieh, Nicolas, so ist Dein kurzer Verstand, Du kennst die Weiber, kennst die Menschen nicht. Lies, wenn Du wissen willst, wie das Herz eines Weibes beschaffen ist."

Bei diesen Worten zog Isidor einen Brief aus der Brust, dessen Inhalt Nicolas beim Schein einer der vielen heute im Park angezündeten Festlampen sofort mit großer Neugierde verschlang. Es war eine Ergießung der zärtlichsten Gefühle, der tiefsten Scham und Reue, der Verehrung und Liebe.

„Die Arme!" seufzte Nicolas, „sie kennt Dich nicht!"

„Wie dann aber, Bruder," fuhr Isidor fort, „wenn ich fest entschlossen wäre, das zu sein, wofür Sie mich hält? Wenn ich auf-

richtig in den Schooß der Kirche zurückkehrte? Ich befinde mich in einer sehr wichtigen Stellung. Gleichviel, wie ich dazu gekommen bin, — ich kann der Kirche Dienste leisten, welche hundert Mal aufwiegen, was ich jemals Böses gethan. Habe ich nicht schon angefangen, in diesem Geiste zu handeln? Habe ich nicht bereits ein Institut ins Leben gerufen, welches jährlich vielleicht hundert Familien in Krankheit und Elend Trost und Beistand bringen wird?"

„Das ist wahr," sagte Nicolas, „es war brav von Dir, — wenn Du es aus gutem Herzen gethan hast."

„Wenn ich nun zeitlebens so fort führe zu handeln, glaubst Du nicht, daß ich, reich, mächtig, angesehen wie ich bin, in zehn Jahren der Menschheit tausendfach vergelten kann, was ich jemals einigen Sündern, die nicht besser waren als ich, Uebles gethan?"

„Das ist wahr, aber —"

„Kein Aber, — ehe Du mich bis zu Ende gehört hast. Als ich jung, von starken Leidenschaften getrieben, da vermochte ich meine Verstandeskraft, welche mir sagte, daß ich mich zum Herrn vieler Dinge machen könne, deren Besitz andere erfreut, nicht im Zaume zu halten. Aber die Sachen haben sich sehr geändert. Ich bin über die Jahre der starken Leidenschaften hinaus." —

„Und Deine Maitresse, die Georgine Crist?" unterbrach ihn Nicolas staunend.

„Ich habe sie verlassen, — sie hat sich auf mein Zuthun verheirathet, ist jetzt eine sehr fromme und ehrbare Frau." —

„Und die Hölle?" — fuhr Nicolas fort.

„Ich habe sie selbst der Polizei denunzirt und schließen lassen."

„Und die Grotte der Schweine, „rue St. Andrée," welche Du gestiftet hast, als ihr Musterſäufer und Schlemmer?" —

„Wie kannst Du glauben, daß ein Pair von Frankreich sich so herabwürdigt? — sie ist geschlossen, — ich bin meiner Lei-

denſchaften quitt, — ich habe nur noch eine, — eine neue große, — in der alle übrigen aufgegangen ſind." —

„Und dieſe iſt?"

„Die Leidenſchaft, meine Mitmenſchen zu beglücken," entgegnete Iſidor mit Feuer, und ſeine Wangen rötheten ſich, „die Leidenſchaft, das Ungeheure, Schwere zu vollbringen, und meine ganze Vergangenheit gut zu machen, allen meinen Verſtand, meine Charakterſtärke und Geiſtesgegenwart aufzubieten, um ſo vielen Millionen, welche im Elende ſchmachten, ein Helfer in der Noth, ein Rath, ein helfender Gott zu werden!"

Das Feuer, womit Iſidor dieſe Worte ſprach, bethörte Nicolas nicht. Er ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſagte wie für ſich:

„Immer die alte Komödie, — er lügt wie Beelzebub!"

Ein grimmiger Blick Iſidors antwortete auf dieſe faſt unwillkürliche Bemerkung. Die Tollader ſchwoll auf ſeiner Stirne wieder auf, aber bald gelang es ihm, ſeines Zornes Herr zu werden.

„Nein," ſagte er, „nicht zürnen will ich Dir, — der Zorn iſt des Teufels, — er handelt niemals, wie man ſoll." —

„Ah, Deine alte Klugheitsregel!" ſagte Nicolas inſtinktmäßig, „ja Du biſt immer Herr Deines Zornes geweſen, — aber ich habe Dich wenig Gutes üben geſehen, wenn Du Dich bezwangſt." —

„Du haſt Recht, Bruder!" ſagte Iſidor halb erſtickend, „ich verdiene Deinen Tadel, — ich will Deine Vorwürfe ertragen; aber höre, Bruder, mache mir den Kampf nicht zu ſauer. Noch iſt das Böſe in mir ſtark, ich fühle es, — hilf mir es überwinden. Laß Dich belehren! Sieh, ich bin gegen Dich aufrichtig, — ich bin kein Gemüthsmenſch; die Natur hat mich aus hartem Stoff gemacht, auch ſage ich Dir offen, nicht meine guten Neigungen, nur mein Verſtand leitet mich auf den neuen Weg, welchen

ich einſchlagen will. Denn ſieh, — als ich die üblen Folgen ſo vieler meiner böſen Handlungen ſah, ſo ſagte ich mir: wie wenn Du alle Deine Seelenkräfte auf das Gute verwenden würdeſt, könnteſt Du Dir nicht dieſe Folgen ſparen? Könnteſt Du mit Deinem Verſtande nicht auch durch redliche Handelsunternehmungen reich, angeſehen, glücklich werden? Warum wirfſt Du die Achtung Deiner Mitmenſchen hinweg? Warum willſt Du mit ihnen im Kriege leben und daher von ihnen verfolgt werden? Sieh, — ſo kam ich zu meinem Vorſatz. Du haſt daher nicht an mein Herz zu glauben, ſondern nur an meinen Verſtand, — wenn Du ſchon daran verzweifelſt, daß Gottes Macht die Seelen der Menſchen umſtimmt."

„Ich will's annehmen," erwiederte Nicolas, „es mag etwas Wahres an Deinem Vorſatz ſein, — aber ſage mir erſt, was Du eigentlich ſagen willſt!"

„Du zweifelſt alſo noch immer?" fuhr Iſidor auf.

„Ja!" ſagte Nicolas entſchloſſen, „ſchieß mich todt wie einen Hund, aber ich glaube nicht eher an Dich, bis ich eine gute Handlung von Dir geſehen, welche nicht zweideutig in ihren Beweggründen iſt."

„Gut denn!" ſagte Iſidor raſch, „ich will Dich von einer ſolchen guten Handlung überweiſen, — Du ſelbſt ſollſt der Gegenſtand derſelben ſein."

Erſtaunt blickte Nicolas ſeinem Bruder in's Geſicht. Er war ſo wenig gewohnt, der Gegenſtand der Güte ſeines Bruders zu ſein, der ihm ſtets hochfahrend und verächtlich begegnete, alle ſeine brüderliche Zutraulichkeit von ſich ſtieß und ihn immer in einer Armuth erhielt, welche ihn zu ſeinem Sclaven machte, daß ihn dieſes argumentum ad hominem auf's Aeußerſte überraſchte.

Iſidor fuhr fort:

„Du wirſt geſtehen, Bruder, daß ich nach dem, was vorgefallen iſt, — das Intereſſe, ja vielleicht das Recht habe, Dich zu — tödten!"

„Und das Geſchenk, welches Du mir mit meinem Leben machſt, ſoll wohl Deine gute That ſein?" entgegnete Nicolas bitter, „würde es Dich denn nicht incommodiren, einen Mord zu verbergen, der ſehr ſchwer zu verbergen wäre?"

„Nein!" ſagte Iſidor furchtbar, „denn die Grotte, in der wir ſitzen, würde Dein Grab ſein! — ſie iſt — dazu vorbereitet."

Unwillkürlich ſprang Nicolas mit einem Ausruf des Schreckens auf.

„Fürchte nichts, Bruder!" ſagte Iſidor ſanft, „ich will Dir nur beweiſen, daß ich gut bin, — daß ich es vermag, gut zu ſein. Du kennſt meine Manier, — ſie ſieht immer ſchrecklicher aus, als ſie es iſt, — ich habe noch aus alter Zeit eine Vorliebe für Vorſichtsmaßregeln. Zudem iſt Alles nur darauf angelegt, Dir zu beweiſen, daß ich keine Urſache habe, Dich zu ſchonen, aber alle Urſache, Dich zu verderben. Du biſt ein Thor, wenn Du fürchten konnteſt, ich würde Dich erſchießen, — das Piſtol iſt nicht geladen, — überzeuge Dich!"

Nicolas that, wie ihm Iſidor hieß. Das Piſtol war in der That nicht geladen.

„Allein in dieſer Grotte ſteckt das Geheimniß, — ich werde Dir zeigen, wie ich mich Deiner entledigen könnte. Stehe auf und tritt an dieſe Stelle zu mir her."

Nicolas gehorchte, nicht ohne zu beben. Plötzlich verſenkte ſich der Felſen, worauf Beide erſt geſeſſen hatten, und das Waſſer rauſchte aus einem Abgrund von ziemlicher Tiefe hervor.

„Es iſt nichts, als ein Bad," ſagte Iſidor, „eine Waſſer-

kunſtſpielerei, welche ich hier vorgefunden und wieder in den Stand geſetzt habe, — welche aber ſehr zweckdienlich wäre, um einen läſtigen Zeugen ſich vom Halſe zu ſchaffen."

„Man würde mich immerhin vermiſſen!" ſagte Nicolas.

„Auch dafür wäre geſorgt. Hier iſt ein bereits gelöſter Reiſepaß in Deinem Namen erhoben. Er lautet nach Marſeille. Poſtpferde warten am Fuß des Berges. Während ich ſelbſt vorgeben würde, nach Paris zu reiſen, würde ich den Weg nach Marſeille einſchlagen, unter Deinem Namen und unter Deiner Geſtalt reiſen, um mich auf einem ſegelfertigen Schiffe nach Oſtindien, — zum Scheine einzuſchiffen, — ich würde aber auf der Höhe von Elba umkehren und nach Paris gehen, — aller Welt erzählend, daß mein theurer Bruder nach Oſtindien gereiſt ſei, um nie wiederzukehren. Verſtehſt Du dieß?"

„Vollkommen!" ſagte Nicolas, in kaltem Angſtſchweiß gebadet. „Aber wozu dieſe ſchrecklichen Anſtalten, da Du gut ſein willſt?"

„Ich will gut ſein!" ſagte Iſidor mit ſchrecklicher Stimme, „aber ich will mich von Dir nicht verderben laſſen. Du haſt mich verrathen, — Du darfſt nicht mehr exiſtiren." —

„Alſo willſt Du mich dennoch tödten?" —

„Nein, — wenn Du mir gehorchen willſt." —

„Wohl, — was forderſt Du?"

„Sieh, Nicolas, ich meine es mit Dir gut!" fing Iſidor wieder mit mildem Tone an ſeine Ueberredungskunſt zu üben, „aber urtheile ſelbſt, — was ſoll ich thun? Du haſt meinen Todfeind gerettet, alle meine Handlungen einem Dritten aufgedeckt. Dieſer will mich zu Grunde richten und mein Weib, welches ihn flieht, dazu." —

„Sie flieht ihn?"

„So iſt es, — er darf ſich vor ihren Augen nicht mehr blicken laſſen. — Das erſte, was Bonval thun wird, wenn er morgen ſein Haus verläßt, iſt, daß er dem Polizeipräfekten Alles erzählt, was Du ihm geſagt haſt.“ —

„Das iſt wider die Abrede,“ — fiel Nicolas ein, „er ſoll Dir nur drohen, weil ich es nicht vermag.“

„Er wird nicht drohen, — ſondern vor allen Dingen wird er Dich feſtnehmen laſſen.“

„Das wäre niedrig von ihm, — ich halte ihn deſſen unfähig!“

„Sieh nun wieder, wie kurz Dein Verſtand iſt, — begreifſt Du nicht, daß er, um ſeine Geliebte zu retten, — wie er meint, — nicht wanken wird, Dich zu opfern. Ich wette, daß ſchon in dieſem Augenblick Dein Verhaftsbefehl ausgefertigt iſt.“

Nicolas bebte zuſammen, denn er erinnerte ſich an alle die Folgen, welche ſeine Verhaftung für ihn ſelbſt nach ſich ziehen mußte.

„Siehſt Du nun wohl ein, wie unüberlegt Deine Rache war? Was würde die Folge Deiner Einkerkerung ſein? Was würde Alles an den Tag kommen! Du würdeſt um ſechs Monate früher auf die Galeere wandern.“ —

„Alſo was willſt Du?“ — drängte Nicolas, „was befiehlſt Du?“

„Nun höre meinen Plan und urtheile, ob ſeine Ausführung wirklich meine erſte gute Handlung ſei? — Du ſehnteſt Dich ſeit fünf und zwanzig Jahren nach Freiheit, — Unabhängigkeit von mir, — nach einem ſorgloſen Leben. Ich biete es Dir an!“

Dieſer Antrag machte eine gewaltige Wirkung auf Nicolas niedergedrückte Seele. Wie ein Ertrinkender, der Hülfe nahe ſieht, wie ein ausgehungerter Seefahrer, der Land erblickt, wie ein Verurtheilter, dem man die Binde öffnet und Pardon giebt,

ſo haſchte begierig ſeine Seele nach der Hoffnung, die ihm das Wort ſeines Bruders gab. Ein freudiges: „Ah!“ ein ungläubiges Fürchten und doch voreiliges Glauben, — der ungeſtümſte Wechſel aller Gefühle der Betrübniß und Hoffnung bewegten ſeine Seele eine Minute lang, dann rief er aus, indem er die Hand ſeines Bruders ergriff, indeß eine Thräne über ſeinen Bart lief:

„Oh Iſidor, wenn Du deſſen fähig wärſt!“

„Ich will es, Bruder!“ — rief Iſidor mit theatraliſchem Pathos, „komm an mein Herz, Bruder, — vergieb mir, wie ich Dir vergeben habe, — wir wollen ohne Groll von einander ſcheiden.“

Aber Nicolas war zu oft von dieſer gleißneriſchen Bruderliebe getäuſcht worden.

„Scheiden —“ ſagte er, „ja — aber wo ſoll ich hin?“ Dabei zog er ſich zwei Schritte mißtrauiſch von Iſidor zurück.

„Nach Oſtindien!“ ſagte Iſidor triumphirend, „in das Paradies auf Erden!“

Das wirkte zauberhaft.

„Wollte Gott, es wäre Dein Ernſt!“ ſagte Nicolas ſeufzend.

„Es iſt mein Ernſt — Du biſt frei! Dreißigtauſend Francs werden Dir jene Lage, jene Freiheit ſichern, deren Du bedarfſt — Dein Paß iſt hier, der Reiſewagen iſt bereit — er iſt Dein Eigenthum, für Deine Ueberfahrt iſt geſorgt — Du wirſt in wenigen Monaten dasjenige Loos genießen, welches Dir immer als das reizendſte erſchienen iſt, das Loos eines kleinen wohlhabenden, oſtindiſchen Pflanzers.“

Nicolas ſtand ſprachlos vor ſeinem Bruder. Seine Thränen floſſen reichlich. Haß und Dankbarkeit, Bewunderung und Argwohn kämpften in ſeiner Seele. Endlich erfaßte er die Hände ſeines Bruders mit den ſeinigen, ſchüttelte ſie heftig und ſagte:

„Iſidor — Iſidor — biſt Du es denn — und hat Gott wirklich ein Wunder an Dir vollbracht?"

„Ich bin es," ſagte Iſidor, wie überwallend in edelmüthigen Gefühlen, „Dein guter Bruder, der feurige Kohlen auf Dein Haupt ſammeln will."

„Und wirſt Du denn Dein Weib nicht elend machen und wirſt Du denn gegen ſie gut ſein und gegen alle Menſchen?"

„Ich will es — beim ewigen Gott!"

„Und haſt Du ihn erkannt, den furchtbaren Gott und ſeinen ſtarken Arm, der Dich niederſchmettern wird, wenn Du im Böſen verharrſt?"

„Ich habe ihn erkannt," ſagte Iſidor feierlich, „ich habe ihn erkannt, als ich mein Weib in den Armen eines Andern ſah — als der Blitz in meine Geheimniſſe fuhr und die Allmacht mir mit ihrer Enthüllung drohte, als gegen meine Künſte der Täuſchung die Leidenſchaft eines Mannes trat, welche ſich durch nichts täuſchen ließ — als ihn die Vorſehung durch meinen eigenen Bruder rettete, ich habe geſehen, daß Gott ſtärker iſt, als ich."

Es war Wahrheit in dieſen Worten — Gefühle ähnlicher Art hatten unklar in Iſidors Seele gewaltet, aber ſie nicht erleuchtet. Es galt von ihm das Wort des heiligen Auguſtinus: Video meliora, deteriora sequor. Es drang kein Funke Wahrheit in das verdunkelte Gemüth dieſes Mannes. Er konnte nur nachfühlen wie dem Edelſten. Nicolas aber ließ ſich endlich überreden. „Es muß wohl ſo ſein!" ſagte er mit einem Blick zum Himmel.

„Nun aber eile," ſagte Iſidor, „es iſt hier keine Zeit zu verlieren; ehe der Tag anbricht, mußt Du weit von hier ſein — ich werde Deine Flucht ſchützen, indem ich mich ſchütze — Bonval muß glauben, daß ein böſer Traum ihn berückt habe."

„Höre" — ſagte Nicolas, „ſchone Bonval — ich habe eine Ahnung, daß Dein Glück an dieſem Diamant Schiffbruch leiden wird. Kämpfe nicht mit ihm — ſuche Dich mit ihm auszugleichen!"

„Das ſteht in Deiner Hand, ſchreibe einige Zeilen an Deinen Freund, ihn zu beſchwichtigen. Schreibe ihm, daß Uebereilung, Rachbegier, Melancholie Dich verleiteten zu unbeſonnenen Anſchuldigungen, daß, was ihm auch Uebles begegnet ſei, ich doch ſchuldlos daran —"

„Soll ich lügen?" ſagte Nicolas.

„Wem ſchadet dieſe Nothlüge? Und wie viel kann ſie nützen!"

„Wohlan — ich will es thun — aber ſchnell, ohne viel nachzudenken."

„So folge mir!"

Leiſe — ſchweigend begaben ſich die Brüder in das Kabinet des Marquis. Hier lag Alles bereit. Mit ſeiner gewohnten Ordnungsliebe hatte Iſidor alle nöthigen Vorbereitungen gemacht. Der Aufſatz, den Nicolas unterſchreiben ſollte, lag zur Unterſchrift fertig vor.

„Wie konnteſt Du wiſſen?" fragte Nicolas höchſt überraſcht.

„Bin ich nicht Dein Bruder — kenne ich Deinen Charakter nicht ſeit vierzig Jahren?" entgegnete Iſidor.

„Es iſt übermenſchlich," ſagte Nicolas außer ſich vor Erſtaunen, „Du haſt Recht — ich kann Dir nichts anhaben."

Er unterſchrieb, faſt ohne zu leſen.

„Hier, Dein Pflanzergut," ſagte Iſidor, und ein leiſer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Dann nahm er ein wohl verſchloſſenes Reiſeportefeuille in die Hand, ſetzte ſeine Brille auf und zählte langſam und mit ruhigem Geſchäftstone:

„Eintauſend — zwei — drei — vier — fünf — ſechs — ſieben — acht — neun — zehn — eilf — zwölf — dreizehn — vierzehn — fünfzehn — ſechzehn — ſiebzehn — achtzehn — neunzehn — zwanzig — ein und zwanzig — zwei und zwanzig — drei und zwanzig — vier und zwanzig — fünf — ſechs — ſieben — acht — neun und zwanzig — — ah — dreißig — ſage dreißigtauſend Francs in engliſchen Anweiſungen auf die oſtindiſche Kompagnie — hier — verwahre Alles gut — es iſt Dein Eigenthum.“

Nicolas ſtand verlegen da mit dem Portefeuille in der Hand. Seine Augen leuchteten vor Freude, ſeine Bruſt hob ſich ungeſtüm.

„Iſidor — wie ſoll ich Dir danken?“

„Dank — Bruder — ich verlange keinen Dank!“ ſagte Iſidor mit ſonderbarem Tone, „oder doch — ja — dadurch, daß Du nie nach Europa zurückkehrſt.“

„Pah,“ ſagte Nicolas, „welch ein Narr müßt' ich ſein, dieſen faulenden Sumpf einem Paradieſe vorzuziehen.“

„Hier, Bruder — iſt Dein nöthiges Reiſegepäck — Du kannſt nichts vermiſſen — es iſt für Alles geſorgt bis auf den Reiſepelz! Dein Sohn erwartet Dich im Reiſewagen.“

So viele zarte Vorſorge machte Nicolas betroffen.

„Du haſt Dich alſo ganz und gar umgekehrt!“ ſagte er. — Iſidor antwortete nicht, aber ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen. Die lange Dauer der Szene fing ihm an peinlich zu werden.

„Eile — eile — eile, Bruder!“ drängte er und rief Domeſtiken herbei, welche ſofort alle Koffer aufpackten und hinwegtrugen. Der beglückte Nicolas ließ Alles geſchehen und betrachtete nur immer ſeinen in tauſend kleinen Sorgfalten ſich ermü-

denden Bruder. In der That bedurfte dieſer einer Beſchäftigung, um ſich zu zerſtreuen. — Nicolas aber bemerkte nichts, als ſeine Liebe und Großmuth.

„Ich wollte ihn zu Grunde richten," ſagte er ſich, „und er überhäuft mich mit Wohlthaten! Solches Uebermaß von Güte kann keine Verſtellung ſein. Er hat ſich gebeſſert."

Jetzt war das Gepäck fortgetragen. — Iſidor warf den Reiſemantel über die Schultern Nicolas', nahm ſeinen Hut und begleitete ihn. In ſeltſamer Gemüthsſpannung legten die beiden Brüder den Weg bis zur Straße zurück. Rings herum ziſchelten die Domeſtiken und offenbar beobachtete Iſidor in ihrer Gegenwart ein geſpannteres Betragen gegen ſeinen Bruder. Man fragte ſich, was dieſe plötzliche Reiſe zu bedeuten habe. Eine plötzliche Uneinigkeit herrſchte zwiſchen den beiden Brüdern, das war offenbar. Der hypochondriſche, griesgrämige Nicolas ward mit ſcheelen Augen angeſehen. Man liebte ihn nicht, denn er war arm und folglich nicht freigebig. Man dankte Gott, ihn los zu werden.

„Wohin die Reiſe?" fragten die Domeſtiken den Poſtillon.

„Nach Marſeille," antwortete dieſer.

„Hehe — über's Meer — na, Gott befohlen!"

Nicolas bemerkte dieſe kleinen Bosheiten ohne Groll.

„Es ſind Europäer," ſagte er für ſich, „wie können dieſe anders ſein?"

„Und nun, mein Bruder, leb' wohl — gedenke meiner in Liebe und vergiß nicht, daß ich keinen Groll gegen Dich hege," ſagte Iſidor, indem er am Wagenſchlage Nicolas umarmte und die letzten Worte ſo betonte, daß ſie Jedermann hören konnte.

Nicolas träumte ſchon von Oſtindien und erwiederte verlegen die Umarmungen ſeines Bruders.

„Dein Bewußtſein muß Dich mehr belohnen," flüſterte er, „als es mein Dank vermag; Gott ſtärke Dich in Deinem Vorſatz!"

Der Poſtillon ſtieß in's Horn — die Kaleſche raſſelte dahin.

Jetzt ſah man den Marquis mit einer höchſt auffälligen Raſchheit nach ſeinem Zimmer eilen. Es ſchien ihm etwas zugeſtoßen zu ſein, denn er biß den Mund zuſammen und ſein Geſicht glühte vor Hitze. In ſeinem Zimmer angekommen, ſchloß er es hinter ſich ab — warf einen Stuhl zur Erde, daß er zerbrach — dann ging er an ſein Schreibpult — nahm laut ſtöhnend ſein Hauptbuch zur Hand — ſchrieb ordnungmäßig, doch mit gewaltigen Schriftzügen die Summe von 30,000 Francs zu den Poſten und rief, die Feder zerſtoßend, aus:

„Fluch und Verdammniß folge Dir! Mögen Dich die Krokodile freſſen, oder die Abgründe des Meeres verſchlingen! Gott verzeihe mir die Dummheit — eine ſolche Schlange genährt zu haben!"

Zwölftes Kapitel.

Wenige Tage ſpäter ſtand Arthur dem Marquis als furchtbarer Kläger vor den Aſſiſen gegenüber. Seine Klage war unzuſammenhängend, voll gräßlicher Beſchuldigungen, abentheuerlich, unglaublich. Als er mit ſeinem Vorbringen zu Ende war, fragte der ungläubig lächelnde Richter den Marquis, was er darauf zu antworten habe.

„Nichts," ſagte der Marquis, Arthur mit Theilnahme anblickend, „als daß ich den Unglücklichen beklage; die Leidenſchaft hat ihn verwirrt und verleitet, die Hirngeſpinnſte der Phantaſie eines Kranken für Wirklichkeit zu halten!"

„Wo iſt der Zeuge für dieſe abentheuerlichen Ausſagen?" fragte der Richter.

„Herr Nicolas, Marquis von Quarin!"

„Der Unglückliche!" ſagte der Marquis, „ſeit zehn Jahren am ſtillen Wahnſinn leidend, hat er mir mehr als einen Streich der Art geſpielt. Aber erſt jetzt gelang es ihm, einen Geiſteskranken zu finden, der ſeine Fabeln glaubte. Er hat ſich, zur Beſinnung gekommen, aus Scham geflüchtet. Hier ſeine Bekenntniſſe."

„Ein Widerruf aller ſeiner Ausſagen und ein ärztliches Parere!" ſagte der Richter.

Die Geſchworenen zogen ſich in das Berathungszimmer zurück. Nach einigen Minuten erſchienen ſie wieder. Der Marquis wurde freigeſprochen, Arthur von Bonval der Wachſamkeit der Polizei als böswilliger Verleumder und Geiſteskranker empfohlen.

Arthur war vernichtet. Die Menge machte eine drohende Miene gegen ihn. Er entfloh und eilte im wahnſinnigen Lauf auf das Schloß Champagny — in den Park — zu den Füßen Emiliens, die er am Teiche ſinnend ſtehen fand.

„Rette Dich, Unglückliche!" rief er, außer ſich, „er wird Dich tödten — er iſt allmächtig — ich vermag nichts gegen ihn — fliehe!"

Emilie trat an ihn heran, ergriff ſeine Hand und ſah ihm ſtarr und ruhig ins Geſicht. Arthur fühlte ſich unheimlich

ergriffen von dieſem kalten Blick, von dieſer leichenhaften Ruhe der jungen Frau, welche verblüht, verwelkt, phyſiſch und moraliſch hinzuſinken ſchien.

„Mein Freund," ſagte ſie eintönig, „wir ſind alle große Sünder! Ich will Ihre Seele retten und ſie von einem Abgrunde zurückreißen, an welchem Sie ſtehen. Ich weiß, was Sie mir zu ſagen haben. Neue ſchreckliche Anklagen gegen meinen Gemahl, neue Projekte der Leidenſchaft. Aber wiſſen Sie, daß in mir das Feuer der Sünde erloſchen iſt? Ihre Anklagen gegen einen Mann, der vielleicht ſo ſchwach iſt, wie wir, können in meinem Entſchluß nichts ändern. Und wären Sie im Stande, ihn eines jeden denkbaren Verbrechens gegen mich zu überweiſen, ich würde ihm verzeihen, wie ich Ihnen verziehen habe. Folgen Sie meinem Beiſpiel, wenden Sie Ihren Geiſt überirdiſchen Dingen zu, verlaſſen Sie im Gebete dieſes troſtloſe Jammerthal und machen Sie ſich ſchon in dieſem Leben himmliſcher Freuden theilhaftig."

Erſchüttert, mit thränenden Augen hörte Arthur dieſe Ermahnung an. Dieſe Sprache, aus roſigen Lippen dringend, brachte auf ihn einen Eindruck hervor, der ihn ſchaudern machte. Er warf ſich ihr zu Füßen, benetzte ihre kalten Hände mit Thränen und ſprach:

„Emilie, Emilie, kommen Sie zu ſich — hören Sie die Stimme desjenigen, der Sie allein retten kann und will, dem Sie theurer ſind als ſein Leben und ſeine Ehre. Man hat teufliſche Künſte aufgeboten, um Ihre leidende Seele durch Trugbilder zu verwirren; ſehen Sie um ſich in die heitere, ſchöne, klare Welt, welche Sie umlacht; reißen Sie ſich los von Ihren trüben Phantaſieen — noch iſt nichts für Sie verloren — dieſe Welt wird Ihnen ihr Para-

dies wieder erschließen und Gott wird uns beistehen, wenn alle Menschen auch uns verlassen. Sie sind das Opfer eines schändlichen Betrugs — Ihr Herz ist frei von jeder Schuld und haftete auf ihm auch eine Sünde — ich würde sie auf mich nehmen und vertreten vor Gott und der Welt."

„Unglücklicher Verblendeter!" entgegnete Emilie, „Du hoffst mich durch Weltfreuden zu locken? Was kannst Du mir bieten in Deiner schrecklichen Armuth, mit Deinem von Qualen zerrissenen Herzen? Mein Vermögen? Ich verachte es — es hat keinen Werth für mich. Soll ich die einzige Glückseligkeit, welche ich genieße im Umgange mit Gott allein, mir verkümmern durch Sorge und elendes Geld? Für meine Wünsche reicht eine Zelle hin. Was soll ich in der Welt? Den Spott und Hohn derjenigen, welche mich verachten, einernten? Soll ich mich an Deiner Seite an den Pranger stellen? Soll ich die giftigen Blicke derjenigen meines Geschlechts sammeln, welche über meine Schwachheit triumphiren? O Arthur, Du hast mich unaussprechlich elend — ach, und doch wahrhaft glücklich gemacht. Auf wie großen Umwegen, nach wie schrecklichen, langsamen Martern hätte ich diesen Hafen erreicht! Ach, wären wir glücklich geworden, hätten wir einander besessen, welche schreckliche Leiden hätte es mir verursachen müssen, Dich zu *verlieren* —!"

„Verlieren — und warum hättest Du mich verlieren müssen, theure, angebetete Emilie?"

„Warum? Weil das Menschenherz sich nicht beständig bleibt, weil es morgen für das erkaltet, wofür es heute brannte. O wie danke ich dem frommen Manne, der mich belehrt hat! Arthur, Arthur, Dein Geschlecht ist treulos und falsch; Deine Sinne würden Dich und mich verrathen haben.

Dieſelben Sinne, welche uns vergeſſen machten, daß wir in einem Augenblicke ein ganzes Leben hinopferten!"

„Und wer iſt der Gleißner, der Dich belehrte — der Dir ſagte, daß mein Herz je treulos ſein, daß alle meine Sinne Dich je verlaſſen könnten?"

„Es iſt unſer redlicher Pfarrer Amadee, ein Mann ohne Haß gegen Dich wie mich, der nur die Natur und ihre Trugſpiele erkennt, die Sinnenwelt von ſich abgeſtreift und ſeine Seele an die Bruſt des Schöpfers geflüchtet hat. O ſuche ihn auf, Arthur — verlange ſeinen Troſt, bitte ihn um ſeinen Rath, er war mir eine Quelle unverſiegbarer Seelenruhe."

„Ein beſtochenes Werkzeug des Mörders, den Sie Ihren Gatten nennen!"

„O Arthur, wie iſt Ihr Herz befangen und erbittert. Sie wollen meine Sache vertreten, ach, und Ihnen fehlt jedwede Tugend des Sachwalters: kaltes Blut, unbefangenes Urtheil — Gerechtigkeit! Wer kann Ihnen trauen, da Sie von Leidenſchaft ſich berücken laſſen, einen Mann zu ſchmähen, deſſen Seele von allen Menſchentugenden glänzt? Arthur, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie die Bitterkeit unerfüllter und ſträflicher Wünſche nicht Ihr ganzes Herz vergiften. Ich ſehe Sie von Abgrund zu Abgrund ſinken, und ſchwach muß Ihre Liebe zu mir geweſen ſein, da ich nicht vermag, Sie durch meine Bitten zurückzuhalten."

„Mag ſein," entgegnete Arthur, „daß ich den Prieſter falſch beurtheile. Sein frommer Eifer kann ihn leicht irre leiten — ein Mann, wie der Marquis, bemächtigt ſich leicht eines ſchwachen Charakters und macht ihn zum Werkzeuge ſeines Willens. Sie wollen mich von einem Abgrunde zurückreißen — ja, ich ſtehe vor einem ſolchen — wenn ich Sie

ſehe und höre, was man aus Ihnen gemacht hat, um Sie zu entwaffnen, ſo ergreift mich Wahnſinn — Emilie, wir werden Beide durch ihn ſchrecklich enden, wenn Sie nicht meiner Stimme Gehör geben. Ich wiederhole Ihnen, Oſinsky iſt der Teufel in menſchlicher Geſtalt. Glauben Sie nicht, Eiferſucht ſpricht aus mir; ſo ſehr ich Sie liebe, ich werde Ihnen leicht entſagen, wenn Sie gerettet ſind — wie Sie, ſo fühle ich mich todt gegen alle irdiſchen Wünſche; ich habe meine Rechnung mit der Welt geſchloſſen, aber dieß Eine noch will ich vollbringen und die Unſchuld aus den Klauen eines Mörders befreien — der ſie langſam, aber gewiß tödten wird.

Allmählig gelang es dem Zauber der Stimme Arthurs, Emilien zu erweichen. Aber die Art und Weiſe, wie ſich die Abnahme ihrer Ueberzeugungskraft anzeigte, war mitleidswürdig. Sie fing an, heftig zu zittern, ihr Geſicht erbleichte bis hinter die Ohren — ſo daß ſie das Ausſehen eines Leichnams gewann, und ihr haltloſer Körper ſuchte einen Ruhepunkt, indem er langſam zuſammenbrach. Arthur beeilte ſich, auf einem Raſenhügel ihr einen Sitz zu bereiten. Sie nahm ihn ein und ſagte:

„Arthur, können Sie mich nicht verſchonen? Iſt keine Barmherzigkeit in Ihnen? Mein Gott, mein Gott, wann ſollen dieſe Foltern von ſchrecklichen Zweifeln ein Ende nehmen? Wann werden Sie mir Beweiſe bringen von Ihren entſetzlichen Behauptungen? Und wenn Sie ſolche auch bringen — werden Sie mich dann nicht tödten? Arthur, ich will Sie noch ein Mal hören — aber das letzte Mal — nützen Sie Ihre Zeit — ich kann — ich kann das nicht mehr aushalten. Ich weiß nicht, ob es nicht zehn Mal vorzuziehen ſei, ein Opfer zu

sein — das Leben selbst zu opfern als so zu triumphiren, wie wir es allein können. Die Gattin eines überwiesenen Verbrechers, ist sie denn weniger geschändet, als ich es jetzt bin? Was kann ich gewinnen — und was habe ich doch noch zu verlieren an dieser trostvollen Ruhe, welche mir die Salbung dieser treuen Seele des Pfarrers Amadee eingeflößt hat?'

„Leider haben Sie nicht Unrecht!" sagte Arthur zerknirscht und grausam leidend bei Betrachtung des mitleidswürdigen Opfers, „aber die Strafe der Ungerechten ist unsere Pflicht. Zudem handelt es sich um Ihr Vermögen — um das Erbe des Kindes, welches Sie vielleicht unter dem Herzen tragen."

Emilie schauderte leise zusammen.

„Sprechen Sie — ich höre!" sagte sie tonlos.

Diese ernste, ruhige Aufforderung entmuthigte Arthur plötzlich vollkommen. Gegenüber diesem Bilde unsäglicher Leiden und einer erhabenen Resignation, welche ihm übermenschlich erschien, fühlte er plötzlich das ganze Mißliche seiner Lage. Als er sich hinreißen ließ, diesen letzten Schritt zu wagen, versprach er sich Alles von seiner leidenschaftlichen Beredtsamkeit, von seinen psychologischen Deductionen, von seinen Beobachtungen wichtiger Anzeichen und verrätherischer Stimmungen des Marquis. Jetzt fühlte er hoffnungslos, wie wenig alles dieß sei vor dem schwachen Verstande einer Leidenden, welche Beweise fordert, klare bündige Beweise, welche nicht überzeugt sein will und nur gegen ihre Neigung überzeugt werden konnte. Er fühlte, daß er im Begriff stehe, der Unglücklichen einen Dolch mehr in die Brust zu stoßen, und zagte und zögerte, es zu thun. Hatte er doch nicht ein Blatt Papier gegen seinen Todfeind! Er schwieg daher lange, um

sich zu sammeln. Emilie drängte ihn nicht. Sie blieb vor ihm sitzen, wie eine Angeklagte, welche auf ihr Todesurtheil wartet. Je mehr Arthur überlegte, je mehr schwand ihm die Kraft. Eine unbeschreibliche Bangigkeit befiel ihn — er vermochte es nicht, seine Anklagen gegen den Marquis zu wiederholen.

„Ach, mir sinkt der Muth, Sie zu überzeugen!" bekannte er, überwältigt von einer unbesiegbaren Schwäche händeringend.

Emilie athmete wieder auf, ihre Brust hob sich, als wäre sie von einer Last befreit.

„Sie lassen also Ihre Anklage fallen?" sagte sie, indem sie zutraulich ihre Hand auf seine Schulter legte, da er zu ihren Füßen kniete, „wußte ich es doch, daß Sie zu gut seien, um dauerhaft im Bösen zu verharren. O! ich kenne diesen Zauber des Argwohns, ich habe ihn besiegt, ich verzeihe Ihnen, aber lassen Sie uns nun die ganze schlimme Sache aufgeben und folgen Sie der Richtung meiner Gedanken. — Ich will Ihnen ein Geheimniß sagen, es weiß es noch Niemand, als Vater Amadee und ich — sein Sie in unserem frommen Bunde der Dritte! Was meinen Sie — wäre es nicht ein heiliges, gottgefälliges, großes Werk — das Volk der Juden zu bekehren?"

Arthur wußte nicht zu antworten. Er sah Emilien nur mit stummem Schrecken an, denn diese hastige Rückkehr auf eine fixe Idee schien ihm ein böses Wahrzeichen zerrütteten Verstandes. Verzweifelnd an Allem ergriff er ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und entfloh vor dem rasenden Pöbel, der nun laut schreiend hereinbrach, um ihn seiner Wuth aufzuopfern.

„Schlagt ihn todt, den Elenden!" schrieen die Bauern.

Der Marquis aber kam ihnen zuvor, schloß die Parkthüre, indem er die Rasenden zu beschwichtigen suchte, und ließ Arthur entfliehen. Dann warf er sich in die Arme seiner Gattin und führte sie in ihre Zimmer.

Dreizehntes Kapitel.

Ossnsky's riesenhafte Konstitution ward doch durch die Anstrengung aller seiner Seelenkräfte, um sein Geschick zu bemeistern, erschüttert. Der eiserne Zwang, welchen er seinen Geberden, seiner Haltung aufzulegen gezwungen war, um gegenüber der Anklage Arthurs und im Angesichte von Richtern, welche in Erkennung aller Arten von Verstellungskünsten geübt waren, die Miene der Unschuld, des guten Gewissens, der stolzen Ruhe festzuhalten, hatte seine Spannkraft so in Anspruch genommen, daß seine bisher unverwüstliche Nervenkraft einer plötzlichen Schwäche unterlag. Dessenungeachtet hielt er sich den ganzen Tag über aufrecht, tröstete seine Gemahlin, indem er Arthurs angebliche Seelenkrankheit beklagte, stellte mit Pater Amadee fromme Betrachtungen an über das Sittenverderbniß des Zeitalters und ordnete kraft seiner Vollmachten im ganzen Departement die erforderlichen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe an. Als endlich die Nacht hereinbrach, eilte er auf sein Zimmer, warf sich erschöpft auf sein Lager, und verfiel nun in ein heftiges Zittern, welches seinen ganzen Körper er-

Digitized by Google

ſchütterte. Mit einer Art von Staunen und Schrecken gewahrte er zum erſten Male in ſeinem Leben, daß auch ſeine Kräfte überwindlich ſeien. Zum erſten Male erzeugte ſeine Phantaſie düſtre Bilder, welche er umſonſt zu verſcheuchen ſuchte. Zum erſten Male ſtellte er prüfende Betrachtungen an über den Werth der Erfolge, welche er mit ſolchem Aufwand von Kraft, Geiſtesgegenwart, Muth und Selbſtverleugnung errungen hatte. Zum erſten Male vermißte er ein Weſen, welches an ſeinen Leiden Antheil nehme, denn das einzige Herz, welches ſolcher Theilnahme fähig war, ſeine Gattin, war von ihm ſelbſt ſo tödtlich in ihren Gefühlen verletzt worden, daß ihre leidende Seele keine Kraft mehr übrig behielt, an andere Leiden zu denken, als ihre eigenen. Zum erſten Male verließ ihn die Zuverſicht in die Haltbarkeit des künſtlichen Baues ſeiner Berechnungen und mit paniſchem Schrecken gewahrte er, welch ein leiſer Anſtoß denſelben umwerfen und ihn unter ſeinen Trümmern begraben könne. Er ahnte bebend, daß ſeine Stunde gekommen ſei. Er fragte ſich um die Summe des Glücks, welches er ſich durch ſo viele Verbrechen erkämpft habe, und mußte ſich geſtehen, daß ſie von einer einzigen Stunde der Schrecken, welche ihm drohten, aufgewogen werden könne. Und er erinnerte ſich, wie viele Menſchen, ohne außerordentliche Geiſtesgaben zu beſitzen, blos durch einfache Sitten, Güte und Liebe glücklich werden; wie ſie, welche durch die kleinſte Freude, den kleinſten Genuß erheitert werden, den beneidenswerthen Kindern gleichen, die in jedem Sonnenſtrahl eine Quelle unſäglichen Vergnügens finden, und er mußte ſich bekennen, daß ſeine nie erſchöpften Begierden und herrſchſüchtigen Wünſche nach leeren Phantomen haſchten und ihm mehr zur Qual als zum Glücke dienten!

Als er gequält von seinen Gedanken sich auf seinem Lager wälzte und ergriffen von Furcht sich im kalten Angstschweiß badete, hörte er an den Thoren des Schlosses pochen. Gewohnte Wachsamkeit und Neugierde lockten ihn and Fenster, von wo er eine graue gespenstische Gestalt erblickte, die mit einem Bündel auf dem Rücken Einlaß ins Schloß begehrte.

„Sie irrt, gute Frau!" hörte der Marquis den Pförtner sagen, „hier ist keine Herberge."

„Auch will ich in keine Herberge, mein Herr!" entgegnete die Frau, „sondern zu dem Herrn Marquis Osinsky."

Die Stimme klang bekannt — doch vermochte der Marquis nicht, die Fremde zu erkennen. Er öffnete leise das Fenster und horchte. Eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß das Verhängniß in Person dieser Fremden an seine Thüre klopfe.

„Was habt Ihr vor?" fragte der Pförtner, „was wollt Ihr von meinem Herrn so spät in der Nacht? Er hat sich bereits zur Ruhe begeben."

„Wecken Sie ihn!" antwortete die Frau dringend, „wecken Sie ihn immerhin, er wird es Ihnen Dank wissen, ich bringe ihm wichtige Botschaft aus der Ferne. Sagen Sie ihm nur, Mutter Marguerite wolle ihn sprechen und lassen Sie mich einstweilen untertreten."

Osinsky erbebte — ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

„Es kann nicht sein!" sagte der Pförtner, „kommen Sie morgen wieder, ich werde Sie einstweilen melden."

„Morgen kann es zu spät sein," sagte Marguerite heftig, „bedenken Sie, was Sie thun, mein Herr, es gilt Haus und Hof, Leib und Leben, Gut und Blut Ihres Herrn!"

Digitized by Google

Oſinsky fühlte ſich erſtarren. Die Gefahr, die Gewohnheit, ihr die Spitze zu bieten, belebten neuerdings ſeine Lebensgeiſter.

„Ich muß mein Geſchick vollkommen beſiegen," ſagte er für ſich, „es gilt den letzten Befreiungskampf — wohlan, ich will mich rüſten!"

Und er holte aus einem Schranke das Fläſchchen mit Wurali, welches er Nachts vor der Verhandlung des Gerichtshofs bereitet hatte, kleidete ſich an und erwartete die Anmeldung des Beſuchs der Pflegemutter des weißen Vergißmeinnichts. Alſo auch ſie hatte ſein Geheimniß erforſcht! Sie kam, ihr Kind von ihm zu fordern. Sie kam, beherrſcht von Leidenſchaft und Argwohn, wie die Wahl der Zeit ihres Beſuchs bewies. Er mußte ſich vorbereiten, ſie auf eine Weiſe zu empfangen, welche ihn auf immer von ihrer Neugier befreien konnte. Zu der Saat des Argwohns, welche ſeines Feindes Anklage vor Gericht ausgeſäet, durfte nicht ein Korn mehr hinzukommen —

Der Pförtner kam und entledigte ſich ſeines Auftrags.

„Eine wahnſinnige Frau, wie es ſcheint," ſagte er, „verlangt Sie zu ſprechen. Ich komme, Sie um Ihre Befehle zu bitten. Sie läßt ſich nicht abweiſen."

Der Marquis befahl, die arme Unglückliche, welche bei ihm wohl Hülfe und Schutz ſuche, zu ihm zu führen. „Wißt Ihr nicht," ſagte er im Tone des Vorwurfs zu den Domeſtiken, „daß kein Unglücklicher mein Haus ungetröſtet verlaſſen ſoll? In dieſer ſtürmiſchen Zeit, wo eine allgemeine Erſchütterung Frankreichs Tauſende obdachlos, hülflos, rathlos machte, iſt mein Haus zu jeder Stunde der Nacht dem Unglück zur Zuflucht geöffnet."

Wenige Minuten ſpäter trat Mutter Marguerite ein ver-

wahrelofter Kleidung, mit einem zerknitterten Strohhute bedeckt einen Stab in der Rechten und einem Bündel auf dem Rücken, in das Schlafgemach des Marquis, der sich im Halbdunkel hinter einer matt brennenden Lampe fast vor ihr verbarg.

„Was wollt Ihr von mir, gute Frau?“ sagte der Marquis aufblickend und mit seltsam verstellter Stimme, während Mutter Marguerite sich in einer fieberhaften Aufregung ihm näherte und seine Gesichtszüge zu erforschen suchte. Sie that dies, ohne zu grüßen, ohne zu antworten, ohne ein Wort zu sagen. Ostnsky fühlte seinen Gleichmuth, der ihn sonst nie verließ, wanken, als er so die stechenden Blicke der Alten, deren gelbes Gesicht von rothen Glutflecken bedeckt war, auf seiner Gestalt prüfend-forschend umherirren und das gespenstische Weib immer näher treten sah.

„Eure Stimme täuscht mich nicht,“ sagte Marguerite endlich, „Eure Künste sind verrauchi, Ihr seid es, den ich suche— Columbus!“

Hierauf warf sie sich entsetzt in einen Stuhl und suchte sich von einer gewaltigen Gemüthsbewegung zu erholen.

Ostnsky verharrte, ohne ein Wort zu sprechen, in seiner Stellung. Mit verschränkten Armen, finsteren Blicken und unter dem Anschein kalter Ruhe seine Furcht bemeisternd wartete er ab, bis Marguerite Fassung errungen hatte, um den Zweck ihres auffallenden Besuches zu erklären. Nach fünf Minuten sprang plötzlich Marguerite auf und rief mit erhobener Stimme:

„Wo ist Ninon — wo ist mein Kind — meine Pflegetochter, mein weißes Vergißmeinnicht, Columbus!“ Eine Weile ließ der Marquis diese Frage ohne Antwort — dann sagte er kalt und tonlos:

„Ich weiß es nicht, gute Frau!“

„Ihr wißt es nicht, Elender? Wohlan — ſo will ich es Euch ſagen — Ihr habt ſie entweder eingeſperrt oder getödtet!"

„Und zu welchem Zweck ſoll ich Euer Kind tödten, gute Frau?" ſagte Columbus.

„Weil ſie Euer Geheimniß wußte, weil Ihr fürchtetet, ſie möchte Euch verrathen!"

„Wenn ich nun aber weder Euch, noch Eure Tochter kenne!?" fragte der Marquis forſchend.

„Ihr ſie nicht kennen!? Ihr, Columbus —"

„Ihr irrt, gute Frau — Euer Gedächtniß oder Euer Verſtand hat gelitten — ich heiße nicht Columbus."

„Das iſt wahr!" ſagte Marguerite mit ſteigender Heftigkeit, „Ihr heißt nicht Columbus — Ihr heißt eben ſo wenig Columbus, als Ihr in Venedig Montar hießet."

Oſinsky fuhr in die Höhe.

„Was iſt das?" ſchrie er, ſich vergeſſend, „wer ſeid Ihr — ſeid Ihr Marguerite oder der Teufel?"

„Was Du willſt," rief Marguerite, „was Du aus mir machen willſt und gemacht haſt — die arme Marguerite, welche ihr verlornes Kind ſucht, oder ein Teufel, der Dich mit ſich in die Hölle hinabreißen wird, wenn Du mir mein Kind nicht zurückgiebſt. Ich habe halb Frankreich mit bloßen Füßen durchwandert, um ſie zu ſuchen; ich habe ſie geſucht in allen Winkeln des Elends und der Schande; ich habe mich endlich bis zu Deinem Schloſſe gebettelt; ich habe Hunger, Durſt, Hitze und ſchimpfliche Behandlung erduldet, um ſie zu finden, wehe Dir, wenn ich ſie vergebens geſucht habe! Wehe Dir, wenn Du ſie ermordet haſt, denn Du wirſt Dir Dein Haar ausraufen

und Deinen Kopf an der nächſten Wand zerſchmettern, wenn ich Dir ſage, wen Du getödtet haſt.“

„Und wer iſt dieſes Kind, daß Ihr es ſo liebt — wer iſt dieſe Ninon, wer ſeid Ihr ſelbſt, daß Ihr Euch und Eurem gebrechlichen Körper ſolche Opfer auferlegt, um ſie wieder zu finden?“ fragte der Marquis mit erheuchelter Rührung.

„Wer ich bin? Ihr ſollt es erfahren, Columbus Marquis von Quarin,“ ſagte Marguerite mit furioſem Hohne, „es ſoll Euch erfreuen, mich wieder zu ſehen, Ihr werdet glücklich ſein, meine Bekanntſchaft zu machen. Doch,“ ſetzte ſie mit milderem Tone hinzu, „ich will Euch lieber dieſe Freude ſparen, ich will Euch nicht ſagen, wer ich bin, aus Barmherzigkeit gegen Euch, wenn Ihr mir Ninon zurückgebt, die ich Euch mit Leib und Seele geliefert habe. Seid barmherzig, Columbus, gegen die arme Kupplerin, welche vor Gewiſſensangſt ſtirbt, damit ich — damit Gott barmherzig ſei mit Dir!“

Der Marquis ſchwieg — aber die Blicke wechſelten einen lebhaften Austauſch furchtbarer Gedanken. Mit Schrecken entdeckte der Marquis, der Margueritens Geſtalt und Blick beobachtete, auffallende Fremdartigkeiten; ihr lebhaftes Geberdenſpiel, ihre plötzlich aufrechte Haltung, ihre furchtbare Stimme waren an dieſem kriechende Demuth und Dienſtfertigkeit, heuchelnde Unterwürfigkeit gewohnten Weibe, welches Columbus ſo oft geſehen und niemals einer näheren Betrachtung gewürdigt hatte, höchſt überraſchend. Auch Marguerite ihrerſeits ſchien in dem Aeußeren des Marquis, von deſſen Einzelheiten ſie ihre Blicke keinen Augenblick abwandte, Entdeckungen zu machen, welche ihre Seele ſo vollkommen beſchäftigten, daß ſie eine lange Weile ihrer Fragen und der ausbleibenden Antwort vergaß, um die lange Reihe von Gedanken in ihrem aufgeregten Geiſte zu ord-

nen, welche ſich mit dieſen Aeußerlichkeiten zu verbinden ſchienen. Sie betrachtete mit großer Aufmerkſamkeit Augen, Stirne, Haare, Hände des Marquis und nickte ununterbrochen mit weit aufgeriſſenen Augen hinſtarrend, häufig mit dem Kopfe, wie um ſich die Richtigkeiten aller ihrer Beobachtungen und das Zuſammentreffen aller Anzeichen zu beſtätigen. Endlich fühlten beide Theile ein lebhaftes Bedürfniß, ſich mitzutheilen, um ſich über alle Zweifel, welche ſie noch hatten, aufzuklären.

„Noch einmal!“ fragte Oſinsky, „wer ſeid Ihr? Ich habe Euch ſchon anderswo geſehen —!“

„Geduld, Columbus!“ ſagte Marguerite, „ich werde Eure Neugierde befriedigen — befriedigt erſt die meinige. Wo iſt Ninon?“

„Und wenn ich mir nun in den Kopf geſetzt hätte, auch nicht zu antworten, bis Ihr mir geantwortet?“

„So habt Ihr ſie nicht ermordet, ſo lebt ſie noch?“ ſagte Marguerite, lebhaft den Hoffnungsſtrahl umfaſſend, den ihr dieſe Bemerkung darzubieten ſchien, „o dann habt Ihr Euch ſelbſt eine große Wohlthat erwieſen und Gott wird vielleicht mit Euch Barmherzigkeit haben!“

„Sagt mir, wer Ihr ſeid — Unglückliche, und es wird mir vielleicht gelingen, Eurem verwirrten Verſtande die Ueberzeugung beizubringen, daß ich kein Mörder bin.“

„Nun wohl, Columbus, ich will ſprechen,“ ſagte das Weib aufathmend, „Gott ſei geprieſen, wenn ſie am Leben iſt — von mir ſoll nicht die Rede ſein, um mich ſollt Ihr Euch nicht kümmern und ich werde von Euch gehen, wie ich zu Euch gekommen — ohne je Euren Namen auszuſprechen. Es iſt eine lange Geſchichte, welche Euch peinlich fallen wird. Meine

Schuld iſt es nicht. Ich habe Euer Gedächtniß nicht mit Schandthaten befleckt, deren Erinnerung Euch zittern macht. Alſo hört meine Geſchichte, Columbus — ſie wird alte Erinnerungen in Euch wecken — laßt es nicht mir entgelten. Ich bin in Venedig geboren. Ich hatte, wie viele junge Mädchen, das Unglück, daß ſich Niemand ſonderliche Mühe gab, meine Zukunft gegen jene ſchändlichen Männer zu ſichern, welche auf weibliche Herzen nur Jagd machen, um ſich ihres Vermögens zu bemächtigen. Aus einer vornehmen Familie entſproſſen, reich und ſchön, ward ich das Opfer eines nichtswürdigen Abentheurers aus Frankreich, der Nichts beſaß und deſſen Glück ich machte. Alles an dieſem Manne war falſch — ſelbſt ſein Name. In kurzer Zeit verpraßte er mein Vermögen und vernachläſſigte mich, indem er meine feurige Jugend den Nachſtellungen eines Bruders preis gab, der ſein Ebenbild war. Nachdem dieſe beiden Elenden mich um Alles beraubt, um Vermögen und Ehre, entflohen ſie aus Venedig, um als falſche Spieler und Betrüger durch die Welt zu ziehen. Hülflos, arm, verachtet, fiel ich in die Hände eines Verſchwenders und Wüſtlings, der mit mir ganz Italien durchzog. In ſeiner Geſellſchaft, durch ſeine Sorgfalt gelang es mir, meinen Gatten ausfindig zu machen — es kam zu einer ſchrecklichen Szene, während welcher mein Gemahl, um mich zum Schweigen zu bringen, um ſich gegen furchtbare Anklagen zu retten, mich zu ermorden verſuchte. Er durchbohrte mich in der That mit einem Degenſtoß, ließ mich für todt liegen und entfloh allein; eine wunderbare Fügung erhielt mich am Leben."

In ſteinerner Ruhe hörte der Marquis dieſe Erzählung an. Keine Bewegung verrieth, was in ſeiner Seele vorging — ſelbſt ſeine Augen ſchienen erſtarrt. Nachdem ihn Marguerite

mit forſchender, grimmiger Neugier eine Weile betrachtet — fuhr ſie fort, indem höhniſche Verachtung ihre Lippen umſpielte:

„Als ich durch die Hülfe von Männern wieder genas, welche in mir eine Beute für ihre Begierden zu retten ſuchten, hatte ich nur einen Gedanken, den, mich fürchterlich zu rächen. Von Stadt zu Stadt ziehend als fahrende Buhlerin, ſuchte ich überall das ſchändliche Brüderpaar; als ich es nicht mehr in Italien zu entdecken die Hoffnung hatte, begab ich mich in Geſellſchaft eines reiſenden Schauſpielers nach Paris. Hier in dem Vaterlande der beiden Abentheurer ſetzte ich meine Nachforſchungen fort. In der That kam ich hier oftmals auf Spuren, welche die ſeinigen zu ſein ſchienen. Allein ein Dämon wollte mich äffen. Bald glaubte ich ihn in der Geſtalt eines Gentleman, bald in jener eines Handwerkers zu erkennen. Ich ſtieß auf ſeine hohe, breitſchulterige Figur wohl hundert Mal, aber immer fehlte etwas an der Aehnlichkeit, bald war es die Farbe ſeiner Haare — bald die ſeiner Brauen, welche mich täuſchte. Einmal fand ich ihn ganz, hundertmal fand ich, ſo kam mir es vor, Stücke ſeines Selbſt, welches ſich wie ein Kobold zu verwandeln ſchien. Ich ward die Maitreſſe von Marſchällen, Staatsbeamten, Polizeiagenten — überall erkundigte ich mich nach meinem Gatten; Niemand kannte ihn, in ganz Frankreich lebte keine Familie des Namens, unter welchem er ſich mir vermählt hatte. Der Wurm, der an meinem Leben fraß, zerſtörte bald meine Reize; meine Anbeter verließen mich; ich ſank tiefer und tiefer bis zur gemeinen Gaſſendirne, und als auch dieſes Gewerbe nicht mehr abwarf, was ich zum Leben brauchte, ward ich eine Kupplerin. Ich miethete mir eine Wohnung und nahm junge Mädchen bei mir auf. Dienſtloſe Mägde, unglückliche Frauen, Wittwen und Waiſen. Ich machte

gar bald die Beobachtung, daß es nicht der Verlockung, nicht der Kunſt bedarf, um unſer unglückliches Geſchlecht zur Vergeſſenheit ſeiner Ehre zu bringen. Mit der Zuchtruthe der Noth, mit dem Folterwerkzeug der Entbehrung treibt man es in jene Verſtecke, welche man mit aufgeſtellten Spinnennetzen vergleicht, welche aber in der That nichts anderes ſind als traurige Zufluchtsörter der Geopferten. Unter dieſen Opfern fand ich einſt eine junge, ſchöne Frau, es war in den Zeiten des ruſſiſchen Feldzuges, welche ein Elender, der bei der Polizei diente, geſchwängert, von ihrem Gatten durch ſchändliche Verführungsmittel getrennt und dann ſchmählich verlaſſen hatte. Eine ſolche Schandthat erinnerte mich an meinen Gemahl; ich fragte mit Neugierde um alle Details; ich ließ mir den Mann beſchreiben, ich ließ mir jene kleinen Geſchenke zeigen, welche leichtſinnige Liebe zu geben pflegt; ich erhielt eine Perſonbeſchreibung, welche genau auf meinen Gemahl paßte und einen Ring, in welchem ich ein Andenken von mir erkannte. Aber das Ungeheuer hatte ſeinen Namen falſch angegeben; die Polizei, von ihm wahrſcheinlich auf Nachfragen vorbereitet, wollte ihn nicht kennen; man lachte mir in's Geſicht und bekümmerte ſich wenig darum, ob ich die Wahrheit ſprach oder nicht. Sie ſind ſehr thöricht, ſagte mir einer dieſer Beamten, was kann es Ihnen helfen, einen Elenden ausfindig zu machen, der Sie betrogen hat? Wer kümmert ſich heute darum, wer vor Jahren in dieſer Zeit des Blutvergießens einige Tropfen mehr oder weniger, mit etwas mehr oder weniger Recht vergoſſen hat? Ich ſah wohl, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt. Der Elende ſtand unter dem Schutze dieſer Polizei, welche ihn beſonders zu ſchätzen ſchien. Sein armes Opfer ſtarb in meinen Armen an den Folgen der Entbindung. Sie ließ in meinen Händen ein liebliches

Kind zurück, welches mich an jenes Glück erinnerte, das ich hätte im Leben genießen können. Ich vermochte mich nicht von diesem Kinde zu trennen —"

Margueriten versagte hier auf Augenblicke die Stimme — der Marquis hielt mit großer Anstrengung seinen die Brust fast zersprengenden Athem zurück — er schien furchtbare Leiden zu unterdrücken. Zum ersten Male vermochte er seine Bewegung nicht zu bemeistern. Marguerite fuhr fort:

„Dieses arme Kind war — Ninon — das weiße Vergißmeinnicht!"

„Sieh da!" sagte der Marquis, eine gleichgültige Ueberraschung affektirend. Marguerite sah ihm befremdet in die Augen.

„Es war Ninon — sagte ich," wiederholte sie, „Ninon, das weiße Vergißmeinnicht!"

„In der That!" sagte der Marquis in seinem vorigen Tone.

Mit einem Blick des Grauens und Abscheues auf Isidor fuhr Marguerite zu erzählen fort:

„Ich zog Ninon heran, ich pflegte sie, ich liebte sie wie mein Kind, ich gaukelte mir vor, als sei ich ihre glückliche Mutter, ach, nichts weiter als eine jener armen und doch beneidenswerthen Wittwen, deren Gatten in Rußland geblieben waren oder auf einem andern Felde der Ehre — hatten sie denn ein besseres Schicksal als ich?! Wie viele solcher Frauen sah ich als Erwerbsgenossinnen, als Freudenmädchen-Vermietherinnen, Kupplerinnen. Die Weiber und Töchter der für ihr Vaterland Gefallenen, sie mußten diese Gewerbe ergreifen, um nicht zu verhungern. Ich malte mir daher das Loos, die Träume dieser Frauen aus. Ich weinte um meinen Gatten, der an ehrenvollen

Wunden gestorben; ich übertrug die verzehrenden Leidenschaften meiner Liebe auf sein Vermächtniß, sein Kind; ich fühlte alle Seligkeiten seines Kusses, wenn ich dieses Kindes rosige Lippen küßte, mein Herz pochte, wenn ich es an meinen Busen legte. Diese Phantasieen machten mich glücklich, sie entschädigten mich für die grausame Wirklichkeit. Aber unter allen diesen Phantasieen vergaß ich meine Rache nicht — ich hoffte, der unnatürliche Vater des Kindes würde sich um dessen Schicksal kümmern, ich hoffte, ihn zu sehen und — mich an ihm zu rächen."

Abermals schöpfte Marguerite frischen Athem — der Marquis blieb unbeweglich wie eine Bildsäule sitzen.

„Das Kind wuchs heran — es erreichte ein gewisses Alter, es war schön — ich wußte mir keinen Rath für Ninon, als sie auf denselben Weg zu führen, den ich gegangen war. Der Chef einer großen Gaunerbande sah sie, folgte ihr, spürte sie aus, bot mir eine ansehnliche Summe, ein hübsches Häuschen zu bewohnen, miethfrei, für ihre Erstlinge —. Ich schloß den Handel, ich legte das Geld in die Hand des Kindes — ach und wurde von ihrer Mutter — zu ihrer Magd, zur Dienerin ihres Gewerbes. Der Gauner, der sie sich miethete, um seine Nächte bei ihr zuzubringen, um bei ihr Orgien zu feiern, raubte mir ihr Herz, sie liebte ihn wie ihren Gatten und — Vater — — —"

Der Marquis machte unwillkürlich eine Bewegung, warf ein Buch wie zufällig von dem Tische und hob es wieder auf. Marguerite schüttelte den Kopf und fuhr fort:

„Eines Tags entdeckte Ninon durch ein Ungefähr, daß dieser Gaunerchef, dieser König der Diebe und Mouchards, in der vornehmen Welt den Rang einer hohen Person bekleide,

ſich das Vertrauen der angeſehenſten Familien und die Hand einer hochadeligen Dame erworben habe —"

Der Marquis blickte auf das Buch und ſpielte mit ſeiner Tabatiere.

„Sie war ſo unvorſichtig, dieſe Entdeckung ihrem Aushälter merken zu laſſen — dieſer gerieth darüber in Wuth, trat ſie mit Füßen — das arme Kind ließ ſich Alles gefallen, ſie flehte ihn auf ihren Knieen um ſeine Verzeihung an — der Elende ſtellte ſich begütigt, gerührt, ergriffen. Er verzieh ihr! Einige Tage darauf lud er ſie zu einer Reiſe ein. Vergeblich waren meine Warnungen — ſie ließ ſich von ihm verlocken, er entführte ſie und — kam nicht wieder — mein Kind, meine Pflegetochter — ich hörte und ſah nichts mehr von ihr. Ich harrte 8—14 Tage, Wochen, ſie kam nicht wieder. Als Beherbergerin von Dieben und Gaunern durfte ich es nicht wagen, meine Beſorgniſſe der Polizei zu entdecken, um ſo weniger, je mehr es wahrſcheinlich war, daß der Elende ſie ermordet habe, indem er glaubte, ſein Geheimniß mit ihr zu begraben. Aber der Himmel wollte es anders. Er wußte nicht, daß außer mir noch Jemand von dieſem Geheimniß wußte, der mir ſeinen Beiſtand verhieß —"

„Und wer war dieſer Freund, gute Frau?" ſagte der Marquis, immer mit ſeiner Doſe ſpielend.

„Froiſſard — der Bandit. Er hatte von mir Alles erfahren, was ich wußte; er war eiferſüchtig auf ſeinen Collegen, der ſich ſeiner Meinung nach zu anmaßend gegen ihn betrug; er ruhte nicht, bis er Alles erforſcht hatte. Durch ihn und ſein Talent, die geheimſten Dinge zu erkunden, iſt es mir gelungen, mit Beſtimmtheit in Erfahrung zu bringen, daß der Gauner Columbus wirklich Niemand ſei als Dua-

rin-Oſinsky, und daß dieſer wieder — der Vater Ninons und mein eigener Gatte ſei!"

Dieſe Erzählung fand mit einer gewiſſen Ruhe ſtatt und wurde eben ſo angehört, als handle es ſich nicht um zwei Menſchen, welche zwiſchen den gräßlichſten Schickſalen ſtanden. Das waren zwei gegen alle Arten von Gemüthsbewegungen, ſcheinbar völlig abgeſtumpfte Weſen, welche nicht mehr menſchlich fühlten, nicht mehr menſchlich dachten. Aber in der That waren die ſchrecklichen Gefühle, welche ſie in dem Augenblicke beherrſchten, nur um ſo gewaltiger, je mehr ihnen Gewohnheit der Selbſtverleugnung Zwang auferlegte. Marguerite begnügte ſich nach dieſer Erzählung, den Marquis anhaltend anzublicken, aber dieſe Blicke waren Schwerter. Der Marquis hingegen erhob ſich langſam von ſeinem Stuhl, fiel aber ſogleich, von einer plötzlichen Schwäche befallen, zurück und ſagte:

„Nach alle dem, was hat Froiſſard vor?"

„Er will Dich denunziren für den Preis ſeiner Amneſtirung."

„Und für welchen Preis wird er dieß unterlaſſen?" ſagte der Marquis.

„Um den Preis der Rückkunft Ninons — wenn ſie noch unter den Lebendigen wäre," ſetzte Marguerite mit bebender Stimme hinzu.

„Wenn nun dieß nicht mehr der Fall wäre!" ſagte der Marquis hingeworfen.

„Dann!" ſagte Marguerite mit furchtbarer Stimme, indem ſie ſich erhob und ihre fleiſchige Bruſt entblößte, wo ſich auf weißem Grunde eine rothe Narbe zeigte, „dann wird dieſe Wunde Zeugniß gegen Dich geben; dann wird die Welt erfahren, daß Du zwei Gattinnen haſt, wovon die Eine die Mutter der andern ſein könnte und von Deinem Degen durch und durch gerannt,

dennoch am Leben geblieben iſt, um Dich zu verderben; dann wird ein Pair von Frankreich wegen zahlloſer Miſſethaten das Schaffot beſteigen und der Welt ein Beiſpiel geben, daß ſich in dieſen Zeiten das gemeinſte Verbrechen bis auf die Höhen des Thrones und ſeiner Umgebung verirrt —"

„Was aber wirſt Du und Froiſſard thun," ſagte der Marquis, „wenn Ninon wieder zu Dir zurückkehrt?"

„Dann," ſagte Marguerite mit ſanfter, bewegter Stimme, „dann werde ich meine Rache vergeſſen, zitternd vor dem ſchrecklichen Gott, der mich ſo furchtbar geſtraft, weil ich nur der Rache leben wollte und mein beſſeres Selbſt im Taumel ſchimpflicher Wolluſt begrub, ſtatt mein Leid mit Ergebung zu tragen; dann will ich vergeſſen, daß ich einen Gemahl hatte, den ich liebte, und der die Frucht in meinem Leibe getödtet, der mich doppelt getödtet und in einen Abgrund von endloſer Schmach geſtürzt; dann will ich ſein Kind lieben und bedienen wie meine Königin und einſt zu ihren Füßen ſterben als eine reuige, mit Gott verſöhnte Büßerin."

Erſchöpft von den Anſtrengungen der Reiſe und ihren Gemüthsbewegungen ſank Marguerite bei dieſen Worten halb ohnmächtig zu Boden. Der Marquis achtete nicht darauf, ſondern fragte die Hinſinkende:

„Und was wird Froiſſard thun? Wird er ſich durch die Eiferſucht nicht hinreißen laſſen, ſeine Drohung auf alle Fälle auszuführen? Wird er mit ſeinem Vorhaben warten, bis Du zurückkommſt?"

Marguerite nickte bejahend mit dem Kopfe und ließ hierauf bewußtlos ihr Kinn auf die Bruſt ſinken. Jetzt ſtand der Marquis auf — ſeine Haltung war wieder feſt und kräftig. Geräuſchlos —

ſchleichend näherte er ſich der Ohnmächtigen, welche leiſe athmend in ihren Knieen lag und mit dem Oberleib an den Stuhl gelehnt war.

„Das iſt ſehr glücklich!“ lispelte er, als er Margueriten erbleichen ſah, „Froiſſard wird lange warten.“

Hierauf nahm er ein Glas Waſſer, träufelte Gift in daſſelbe und flößte es der Unglücklichen ein. Gleichzeitig ergriff er den Klingelzug. Während Marguerite ſprachlos und mit plötzlich geöffneten verdrehten Augen am Boden lag, kamen die Bedienten herbei.

„Helft, helft — bringt ſie in's Hoſpital!“ rief der Marquis in philanthropiſchem Eifer. „Dieſe unglückſelige Wahnſinnige leidet an der Epilepſie — ſie wird ſterben, wenn ſie nicht ſchnell ärztliche Hülfe findet.“

Der Marquis brachte bei dieſen Worten einige heilſame Eſſenzen herbei, welche in der That die Lebensgeiſter Margueritens zu beleben ſchienen. Aber bald wurden die Convulſionen ſtärker, — der Marquis ſah mit einer ſeltſamen Neugierde auf ſeine Uhr. —

Es war ihm überaus merkwürdig. —

Das von ihm bereitete Gift wirkte mit erſtaunlicher Genauigkeit, — in drei Minuten entfloh die Seele dem gepeinigten Leibe! Allmählig ebneten ſich die verzerrten Geſichtszüge Margueritens, ihr gelber Teint verwandelte ſich in Marmorweiße, ihre Runzeln glätteten ſich, — ein Wunder ſchien zu geſchehen, dieſes alte Frauengeſicht wurde plötzlich jugendlicher, — ein todtes Mädchen, nicht eine Matrone ſchien vor Oſinsky zu liegen. So erkannte der Marquis ſeine ehemalige Gattin.

Der Fall war im hohen Grade unverdächtig. Man hatte dieſe Unglückliche kommen geſehen; ſie war ſchon krank, ihr

Verſtand ſchien zerrüttet. Es war ein natürlicher Zufall! — Der Marquis hätte ſich dieſen unangenehmen Vorfall ſparen können. Aber er iſt zu barmherzig, er will Jedermann beiſpringen und helfen. So urtheilten die Diener. Der Marquis ließ es ſich nicht nehmen, die arme Frau in weiche Betten auf eine Tragbahre zu bringen; er nahm ſorgfältig die Habſeligkeiten der Unglücklichen zu ſich, um aus den Papieren der Unbekannten zu entnehmen, welchen ihrer Angehörigen man herbei rufen müſſe, und ſorgte dafür, daß die arme Bettlerin in das Hoſpital von Floris gebracht wurde. Man brachte dahin nur eine Leiche.

Am Fuße des Berges harrte ein Mann in einen Mantel gehüllt. Als er dem Zuge mit der Bahre nebſt einigen Leuten mit Laternen begegnete, fragte er die Träger, was ſie hier trügen? Man zeigte ihm mit ſtummem Winken die Leiche Margueritens.

Ohne ein Wort zu ſagen entfernte ſich der Fremde. Es war Froiſſard. Während er ſich unverzüglich zu Pferde ſetzte, um Columbus durch ſeine Anklagen zu verderben, begab ſich dieſer in finſterer Entſchloſſenheit in das Schlafgemach ſeiner ihre Zeit in Gebet und aſcetiſchen Uebungen zubringenden Gattin.

„Ich muß mich von Allem befreien, was mich bedroht," ſagte er und waffnete ſich abermals mit Wurali, um die letzte Salbung mit Emilien vorzunehmen.

Auf den Knieen, hingeſunken in den Schlaf der Erſchöpfung, lag Emilie vor dem kleinen Altar, den die Zärtlichkeit ihres Gatten ihr zum Erſatz für die hingeopferten Freuden des Lebens verehrt hatte. Die frommen Uebungen ſchienen ihren Geiſt nicht beruhigt zu haben, denn ſie träumte, wie es ſchien, nicht von den Freuden des Himmels, ſondern ſchien von Dä-

monen gepeinigt zu werden. Ihre Geſichtszüge zeigten, als Oſinsky ſie mit einer Lampe beleuchtete, Schrecken und Verzweiflung; aus ihrem Munde drang ein leiſes Wimmern und aus ihren Augen ſtürzten reichliche Thränen.

Oſinsky ſah es ohne Mitgefühl, aber die unerſchütterliche Seelenruhe, welche er gewohnt war, hatte ihn verlaſſen, ſein Rieſenkörper ſchwankte, ſeine Kniee ſchlotterten und ſeine Hände zitterten. Als er zufällig in einem Wandſpiegel ſeine eigene Geſtalt erblickte, ſchauderte er über ſich ſelbſt.

„Das wird ſchlimm enden," ſagte er, „wenn dieſe Schwäche mich nicht verläßt! Mein Geiſt iſt umdunkelt, ich kann nicht mehr denken und rechnen. Und wer wird mir beiſtehen, wenn ich mich ſelbſt verlaſſe?"

Er ließ ſich in einen Stuhl nieder und beneidete den „Wahn" der Unglücklichen, welche beten konnten.

Viel hätte er darum gegeben, ſich an irgend einem gemeinen elenden Aberglauben aufrichten zu können! Willkommen wäre es ihm geweſen, hätte er an den Teufel glauben können, um ſeinen Beiſtand anzurufen.

Die Verwickelungen ſeines Schickſals lagen verworren vor ſeiner Seele — ſeine ſichtende, urtheilende, klärende Kraft des Geiſtes lag darnieder. Er fühlte, daß eine Macht gegen ihn ſei, welche ſtärker war als die ſeinige.

Der Zufall hatte ſich gegen ihn verſchworen.

Kein Böſewicht, der ihn nicht verflucht, dieſen elenden Zufall, der die beſten Pläne vereitelt, der den Schwachen zu Hülfe kommt und die Thoren erleuchtet!

Mit zitternden Händen vollbrachte er die letzte Salbung. Dann entfloh er in ſein Cabinet.

Vierzehntes Kapitel.

In dem Gehölze nächst der Kirche von Champagny beleuchtete der Mond wenige Stunden später die Gestalt eines flüchtigen Missethäters — wie es schien — der sich dem rächenden Arme der Gerechtigkeit entzogen hatte, um von den Furien eines schlechten Gewissens umhergejagt zu werden. Sein von Leidenschaften verzerrtes Gesicht, dessen Muskeln konvulsivisch zuckten, hatte einen furchtbaren Ausdruck; seine Haare hingen verworren über seine Stirn, auf welcher man das Brandmal des Verbrechers zu erkennen glaubte. In seinem Anzuge war jene Unordnung sichtbar, welche unzertrennlich zu sein pflegt von der Unruhe des Gemüths. Seine Schuhe waren bestaubt und schadhaft, der Rock nicht gebürstet, der Hals ohne Bedeckung, die Hände bloß und sonnenverbrannt, der Hut zerknittert. Ein Polizeisergeant würde in diesem Mann augenblicklich einen entsprungenen Gauner, einen Vagabonden, vielleicht auch einen Wahnsinnigen erkannt haben. Zwischen seinen bleichen bebenden Lippen murmelte er unaufhörlich unverständliche Worte hervor und begleitete sie mit Geberden, welche sinnlose Wuth und Verzweiflung ausdrückten. Diese unstät umherirrende Kainsgestalt war Arthur, der in der That von dem Gesetz Verfolgte, der überwiesene Verleumder, der falsche Zeuge und Meineidige. Als er sich diese schrecklichen Anklagen zurief, als er sich sagte, daß er ein überwiesener, fast schon verurtheilter Verbrecher sei, schlug er ein wildes Hohnlachen auf.

„Menschliche Gerechtigkeit!“ rief er aus, „ist es dahin mit Dir gediehen? Muß sich der Schuldlose vor Dir flüchten, in-

deß das Laster aus Deinen Händen den Preis der Tugend empfängt? Wohlan, ich will Dein Verbrechen sühnen; ich will mich für Dich opfern; ich will diesen Unglücklichen, welche von Dir verfolgt werden, wenigstens den Glauben retten, daß ein gerechter Gott Deine schändlichen Werke vereitelt. Ich will den Schuldigen vor sein Gericht ziehen und in seinem Arme ein schreckliches Werkzeug der Rache sein!"

Allmählig erbleichte der Mond; Tageshelle verbreitete sich über die ganze Gegend; die Vögel und das Wild des Waldes erwachten und Gesang der ersteren beendigte die nächtliche Stille. Auf dem nahen Strom erschienen Segel vom Morgenroth beleuchtet; auf den Pfaden und Straßen geschäftige Landleute, welche an die Arbeit gingen. Viele darunter erkannten Arthur.

„Sieh!" sagte ein Vater zu seinem Kinde, „sieh den wild aussehenden Mann dort, der hier ruhelos umher irrt. Er ist ein Verworfener. Sein Gewissen läßt ihn nicht schlafen. Er hat die Ruhe einer Familie gestört, einen Ehrenmann verleumdet, falsch geschworen; er wird auf der Galeere seine Verbrechen büßen, wenn er sich von einem Gensd'arm betreten läßt."

Jedermann wich ihm aus. Einige machten gegen ihn trotzige Geberden; Andere beriethen sich, ob sie ihn nicht einfangen und den Gerichten ausliefern sollten. Arthur sah mit Verachtung diese kurzsichtigen Thoren, welche nach dem Scheine richteten. Der kühne, wilde Ausdruck seiner Mienen schreckte die Böswilligsten von ihrem Vorhaben ab!

„Laßt ihn laufen," sagte ein junger Bauer, „sein Gewissen wird ihn bestrafen."

„Habt Ihr den Advokaten Bonval nicht gesehen?" fragte ein Bedienter in Livree die unschlüssigen Landleute.

„Seht doch vor Euch hin, dort ſitzt er auf einem Baumſtamm und denkt über ſeine Sünden nach. Man wird ihm wohl einen Platz anweiſen, wo er zeitlebens ſeine Betrachtungen fortſetzen kann. Sollen wir ihn einfangen und auf's Schloß bringen?"

„Gott bewahre," antwortete der Bediente, „nicht daß dieſer Schuft es nicht verdient hätte, an's Ruder geſchmiedet zu werden, aber Ihr würdet unſeren guten Herrn kränken. Ihr wißt, er iſt ein barmherziger Herr. Ihr ſolltet ihn reden hören, wie er die Schandthaten dieſes Elenden entſchuldigt! Er iſt ſein beſter Advokat! Er bedauert ihn und noch geſtern ſah ich ihn Thränen vergießen über den unglücklichen Verirrten, wie er ihn nennt. Er raſet ordentlich gegen ſich, daß er den Menſchen unglücklich gemacht hat. Er hätte ſollen klüger ſein und einen jungen leidenſchaftlichen Menſchen nicht in Verſuchung führen. Er will durchaus ihn gerettet wiſſen, und hat alle ſeine Leute ausgeſchickt, um ihn zu ſuchen und zur Flucht zu ermahnen. Da ſeht — da hat er mir hundert Louis gegeben, um ſie ihm zu überbringen, damit er nach Amerika entfliehen könne."

„Der brave gute Herr; aber es iſt übel angewendet. Solche Leute ſollten unſchädlich gemacht werden," ſagten die Landleute.

„Nun, laßt es gut ſein; macht er in Amerika ſolche Streiche — dort machen ſie kürzeren Prozeß als in Frankreich. Gott befohlen!"

Nach dieſem Abſchied näherte ſich Georges dem Unglücklichen, der ihm mit geſpannter Neugier entgegen ſah. Ohne den Hut zu ziehen mit finſterem Geſicht trat der Bediente vor ihn und ſagte:

„Gott grüß' Euch, Herr v. Bonval, und Gott verzeih' Euch Eure Sünden!"

„Was ſoll's?" fragte Arthur.

„Mein Herr ſchickt mich zu Ihnen — ich bin die ganze Nacht herumgelaufen, um Sie zu finden — bei Gott, Sie verdienen es gar nicht.“

„Was haſt Du denn mir vorzuwerfen, mein guter Burſche?“ fragte Arthur mild beim Anblick des gutmüthigen Menſchen, der Mühe hatte ſo unfreundlich zu ſein, wie es ihm ſein Gewiſſen und ſeine Dummheit vorſchrieben.

„Mein Himmel, Sie fragen noch?“ erwiederte Georges, und ſchlug die Hände zuſammen; „haben Sie denn gar kein Gewiſſen? Ein junges Weib zu verführen, einen braven Eheherrn bei Gericht zu verleumden — mort de ma vie, Sie haben einen ſchlechten Streich gemacht!“

„Du haſt recht, Georges, daß Du ſo urtheilſt, denn Du weißt es nicht beſſer.“

„Wie, und die Herren vom Gericht — ſo viele gelehrte und brave Herren, wiſſen die's auch nicht beſſer? Bei Gott, Sie thun unrecht in Ihrer Verſtocktheit zu beharren. Sie ſollten in ſich gehen und bereuen, was Sie gethan. Ach, der gute Herr, den Sie ſo ſchwer gekränkt, wenn Sie wüßten, wie er Sie noch bedauert? Ich begreife das nicht; wenn Sie mir das angethan hätten — sacre — ich — ſoll mich der Teufel holen, ich hätte Ihnen das Lebenslicht ausgeblaſen.“

„Allerdings, das vermag ein ehrlicher Mann zu thun, aber nicht ein Schurke,“ erwiederte Arthur.

Georges ſchüttelte unmuthig das Haupt.

„Bei meiner Seele,“ ſagte er, „Sie ſind unverbeſſerlich! Nun gut, bleiben Sie bei Ihrer Bosheit — Sie werden ja ſehen, was Sie davon haben; man wird ſchon Mittel finden, Sie weich zu machen — für jetzt kommen Sie mit heiler Haut davon, aber nicht alle Leute ſind ſo großmüthig wie der Marquis, da nehmen

Sie — ich will es kurz machen, das ſchickt Ihr Todfeind — es ſind hundert wichtige Louis — Sie ſollen damit fortmachen — nach Amerika — aber keinen Augenblick verſäumen — der Verhaftsbefehl iſt bereits gegen Sie erlaſſen worden."

„Gut, ſo werde ich verhaftet werden!" ſagte Arthur grimmig.

„Aber, hören Sie denn nicht, der Marquis will Sie retten."

Wüthend ſprang Arthur empor.

„Verflucht ſei Dein Herr!" ſchrie er, „ſage ihm, ich bedarf ſeiner Rettung nicht. Ehe die Sonne ſinkt, werde ich mit ihm in's Gericht gehen!"

Herr Bonval, Herr Bonval!" ſagte Georges entſetzt, „kommen Sie zu ſich, Sie ſind raſend, gehen Sie in die Kirche und beten Sie, daß er Sie vor einem neuen Verbrechen bewahre. Sie werden heute in der Frühmeſſe ein Schauſpiel ſehen, das Sie erbauen kann. Herr Marquis von Quarin wird ein Beiſpiel geben, wie man als guter Chriſt gegen ſeine Beleidiger und Feinde handeln müſſe. Er hat ſeiner Gattin verziehen — er hat ſich mit ihr verſöhnt. Um dieſer armen Verirrten willen verzeiht er auch Ihnen. Stoßen Sie nicht ſeine barmherzige Hand zurück, und ſehen Sie es mit an, wie er heute mit der Marquiſe zur Kirche geht — er, der beſchimpfte Ehemann, will ſich öffentlich mit ihr zeigen, um ſie wieder zu Ehren zu bringen! — Er wird mit ihr das Abendmahl einnehmen, und der Pfarrer eine paſſende Predigt halten. Kein Auge wird da trocken bleiben, das iſt gewiß — es muß Ihr Herz aufthauen und Ihnen beweiſen, daß die Tugendhaften ſchon in dieſer Welt belohnt werden. Die ganze Gemeinde iſt außer ſich vor Freude — ſie will im Dorfe zuſammenlegen und zum Namenstag des Herrn, der heute iſt, eine Feſtlichkeit veranſtalten. Gehen Sie, Herr Bonval — wie, wollen Sie allein in Bosheit verharren —

da Aller Herzen voll Freude ſind? Gehen Sie in ſich — ich bitte, ich beſchwöre Sie!"

Der Eindruck, welchen dieſe Worte auf Arthur machten, war ſchrecklich. Mehrere Minuten erſtickte eine ſinnloſe Wuth ſeine Stimme, dann rief er aus:

„Das Ungeheuer! Alſo will er die Unglückliche vor der ganzen Gemeinde an den Pranger ſtellen, um ſeine Heuchelei zu verherrlichen!"

„Nun," entgegnete Georges, „das müſſen Sie doch geſtehen, Herr Bonval, daß ſie eine kleine Kirchenbuße wohl verdient hat. Es iſt genug von ihm, daß er ihr verzeiht. Und zudem iſt es für ſie nicht eine Art von Ehrlichſprechung, wenn ihr Gemahl öffentlich mit ihr erſcheint? Wer hat denn ſonſt ein Recht, ihre Aufführung zu tadeln als er? Man wird ſie, als ſeine in Gnaden wieder aufgenommene Gattin, gewiß mehr ehren als eine Verſtoßene. Zudem hat der gute Herr ſchon dafür geſorgt, daß den Leuten die Läſtermäuler geſtopft werden."

„Und wie hat er das angeſtellt?" fragte Arthur mit Hohn.

„Ganz originell fürwahr — es iſt zwar ein Geheimniß, aber da es Sie über das Schickſal Ihrer Geliebten tröſten kann, und da das ganze Dorf und die Umgegend ſchon davon weiß, weil der Pfarrer ſelbſt geſchwatzt hat, ſo mögen Sie es wiſſen. Sie wiſſen doch, daß unſer gnädiger Herr ein ſehr gelehrter Mann iſt? Nun, da hat er denn bei dieſem erbaulichen Anlaß ſeine Gelehrſamkeit hervorgeſucht und für den Pfarrer eine Predigt ausgearbeitet."

„Eine Predigt — Er?!" fragte Arthur empört.

„Ja, eine ſehr ſchöne Predigt, wie man ſagt. Sie müſſen hineingehen — heute iſt Sonntag — heute haben Sie von dem

Verhaftsbefehl nichts zu besorgen, Sie können es wagen, auf mein Wort."

„Und kennst Du den Text der Predigt?"

„So viel man davon munkeln hört, handelt er vom Ehebruch und von der Verleumdung! Ja — ja — Ihr werdet wohl dabei auch Eins abkriegen — allein das kann Euch nur nützen. Die Herrschaft will zuerst beichten, dann kommt die Predigt — endlich aber die Communion, so ist es angesagt."

„Also eine Hinrichtung in aller Form?"

„Wie meinen Sie das? Was Sie doch überspannt sind! Müssen wir nicht Alle das Wort Gottes hören? Und geißelt der Pfarrer nicht alle unsere Sünden? Freilich heißt es da, wen's juckt, der kratze sich. Ueberdies hat mir der Pfarrer selbst im Vertrauen gesagt, daß über den Spruch: „Richte nicht, so wirst Du nicht gerichtet werden," in der Predigt viel Schönes enthalten ist. Es wird denjenigen gar derb der Text gelesen, welche über fremde Fehler und Schwächen lieblos urtheilen. Dadurch wird allem Gerede ein Ende gemacht."

Diese Neuigkeiten entflammten Arthurs Wuth bis zur Raserei. Er brach in einen Strom von Verwünschungen gegen den kalten Henker aus, der mit raffinirter Grausamkeit seine Geliebte moralisch tödtete, um seinen Triumph zu verherrlichen und allen Verdacht von sich abzuleiten. Dann faßte er sich und eine grimmige Entschlossenheit trat an die Stelle seines Rasens. Georges selbst, durch das Toben Arthurs zum Nachdenken gebracht, begann zu fühlen, daß diese Handlungsweise des Marquis nicht sehr großmüthig sei.

„Es ist wahr," sagte er, „Alles, was recht ist — so wenig ich im Stande wäre, so großmüthig zu sein und Sie dafür, daß

Sie mich zum Hahnrei machten, mit 100 Louis zu belohnen, ſo wenig könnte ich's über's Herz bringen, das arme Ding ſo zu behandeln. Es wird allerdings boshafte Leute genug geben, welche darüber lachen werden, und dabei werden die Lacher auf des Herrn Seite ſein. Aber was hilft's — Strafe muß ſein, er iſt eben ein gerechter Mann und thut was Recht iſt, ohne viel um die Empfindſamkeit zu fragen. So habe ich ihn oft kennen gelernt. Ihm iſt beſonders darum zu thun, die Schuldigen zu beſſern. — Aber ſagen Sie nun auch, Herr Bonval, was iſt's mit dem Gelde? Wollen Sie es nehmen und den Rath meines Herrn befolgen? Wenn Sie ſich nicht heute noch aus dem Staube machen, ſo können Sie morgen ſicher darauf rechnen, daß Sie im Gefängniß ſitzen. Was dann für Sie zu erwarten iſt, können Sie als Rechtskundiger wohl ſelbſt beurtheilen."

„Hat Dein Herr Dir nicht aufgetragen, mir eine Bedingung zu machen, unter welcher allein Du das Geld mir verabfolgen laſſen ſollſt?" fragte Arthur nach einigem Beſinnen.

„Nein, das that er nicht."

„Gut, ſo nehme ich das Geld — aber laß uns ehrlich theilen."

„Theilen?" fragte Georges verblüfft.

„Wie ich Dir ſage, wir theilen oder Du nimmſt das Geld zurück. Du biſt ein ehrlicher Burſche. Du wirſt nicht lange bei Deinem Herrn aushalten — dann iſt Dir ein Sparpfennig von Nutzen. Was mich betrifft, ſo brauche ich zu dem, was ich vorhabe, nicht des Geldes. Es fließt in die Armenkaſſe."

„Und was haben Sie denn vor?" fragte Georges argwöhniſch.

„Etwas ſehr Löbliches!" ſagte Arthur beſtimmt.

„Ich glaube es nicht. Sie ſind ein verzweifelter Menſch.

Wenn Sie mir nicht ſagen, was Sie mit dem Gelde wollen, ſo gebe ich es nicht aus den Händen."

„Wie Du willſt. Wenn es Dich aber beruhigen kann, ſo ſchwöre ich Dir, daß es ein gutes Werk iſt."

„Ein gutes Werk, wie das? Erklären Sie ſich deutlicher."

„Ich werde meinen Nächſten einen großen Dienſt erweiſen."

„Alſo ein öffentlicher Wohlthätigkeitszweck?"

„So iſt es."

„Nun, wenn Sie mir die Hand darauf geben, ſo laſſe ich mir's gefallen, obwohl mein Herr durchaus will, daß Sie das Geld behalten. — Aber halt, was geſchieht denn mit Ihnen? Wie ſteht's mit Ihrer Sicherheit? Mein Herr will wiſſen, ob Sie ſeinen Rath befolgen wollen."

„Sei unbeſorgt, ich werde vor Abend in Sicherheit ſein."

„Nun, ſo bin ich's zufrieden — aber von den fünfzig Louis laſſe ich zehn zurück beim Pfarrer, um Meſſen für Sie zu leſen. Das Uebrige gebe ich meiner armen Mutter."

„Thue das!"

„'s iſt ſonderbar mit Ihnen, Sie haben ein gutes Herz — wie konnten Sie nur ſo Uebles thun?"

Mit dieſer Bemerkung gab der ehrliche Burſche dem Advokaten die Hand und ſah ihm theilnehmend in's Auge.

„Ich weiß auch, was es heißt, wenn's Einem ſchief geht mit einer Liebſten, aber ich habe immer an das Gebot gedacht: Du ſollſt nicht begehren nach Deines Nächſten Weib, Magd, Ochs oder Eſel, oder Alles, was ſein iſt."

Die einfältige, gemüthliche Weiſe des guten Georges wirkte wohlthuend auf Arthur. Aber unglücklicher Weiſe war der Auftrag deſſelben vollbracht — nachdem er das Geld in die Hände Arthurs gelegt und ſeinen Antheil unter wiederholten Gegenvor-

ſtellungen erhalten hatte, verabſchiedete er ſich und überließ dieſen ſeinen ſich ſteigernden Seelenqualen.

Die Glocke rief bereits zum Gottesdienſte.

Arthurs Herz erſtarrte auf einen Augenblick.

„Bald beginnt ihre Folterung.“

Dann blickte er wieder verzweifelnd zum Himmel.

„Keine Barmherzigkeit, keine Hülfe!?“

Noch ein Mal — ach wie ſchon ſo oft vergeblich — ſtürzte er auf ſeine Kniee und betete unter einem heißen Strom von Thränen.

„Es muß einen höchſten Richter geben über ſolches Menſchenthun! Es iſt unmöglich, daß ſolche Frevel geſchehen ohne Rache.“

Der Himmel ſchwieg. Aus Norden rauchten ſchwarze Nebel herüber und erfüllten das Thal; — noch knieete Arthur und ſtarrte ſinnlos zum Himmel. Er ſchien ein Geſicht zu haben; er ſchien ſich leiſe mit Jemandem zu unterreden. Aus ſeinem Munde kam kein Laut, aber ſeine Lippen bewegten ſich. Endlich erhob er ſich raſch — der Ausdruck unnatürlicher Gemüthsaufregung verſchwand aus ſeinem Geſichte, über welches ſich eine vollkommene Ruhe verbreitete; dann ſah er um ſich — auf ſeine Kleidung, die er in Ordnung brachte, auf ſeinen Hut, welchen er ausbog, auf ſeine Schuhe, die er vom Staube reinigte und ſagte feſt und laut vor ſich hin ſprechend:

„Es iſt zu ſpät für Alles — wir ſind geopfert — nichts kann uns retten. Würden wir uns denn lieben können nach Allem, was vorgefallen? Was kann es mir nützen, ihn zu überführen? Habe ich Kraft, Klugheit, Geld, um den Kampf mit ihm fortzuſetzen? Ich bin arm, geſchwächt, erſchöpft von Leiden — er reich, geſund, ſtark, angeſehen, mächtig — ich habe mich

aufgerieben an ihm. Es folgt daraus für alle Guten die Lehre: Ihr ſollt nicht ringen mit den Böſen, ſondern ſie mit einem Schlag zu Boden ſchmettern! Was iſt für denjenigen, der nicht mehr leben kann, Beſſeres zu thun, als wirkſam zu ſterben? Mit einem Leben kauft man viel mehr als mit allem Gelde, aller Macht der Welt. Man wiſſe es nur anzuwenden. Gut ſterben iſt beſſer als umſonſt leben."

Die Glocken hatten ausgeläutet — ihre letzten einzelnen Schläge verhallten und die große Orgel der Kirche von Champagny fing an zu präludiren. Marquis Oſtinsky hatte von Paris eine neue Meſſe verſchrieben — ein Meiſterwerk der Tonkunſt. War es das Gerücht von dieſem Umſtande, der heute eine ungeheure Menſchenmenge in der Kirche verſammelt hatte? Nein. Aber alle Gutsbeſitzer der Umgegend, alle Landleute, welche nichts zu thun hatten, waren neugierig, das wiederverſöhnte Ehepaar zu ſehen, deſſen Prozeß in allen Zeitungen beſprochen worden war. Beſonders neugierig waren die Damen der Umgegend, die büßende Magdalena am Arme des unvergleichlichen Mannes, der Gnade für Recht ergehen ließ, und, nachdem er den Prozeß gewonnen, großmüthig genug war, ſo zu handeln, als ob er ihn verloren hätte, in der Kirche an einer Stelle zu ſehen, wo ſie von Jedermann geſehen werden konnten. Zahlreiche Equipagen ſtanden vor der Kirchthüre und ſeit zwei Stunden war die Kirche ſo mit Menſchen angefüllt, daß die Thüren offen bleiben mußten. Aller Blicke waren auf eine ſehr ſchön dekorirte Betloge gerichtet, vor deren Fenſter das in Gold ſtrahlende Wappen des Mar-

quis das daneben befindliche der Familie Beaumarchais völlig verdunkelte. In der ganzen Kirche herrschte eine so laute Unruhe und Schwatzhaftigkeit, daß die herrlichen Töne der Orgel es kaum vermochten, eine dem Gotteshause angemessene Ruhe herzustellen. Vielen war zu Muthe wie vor einer öffentlichen Execution. Ihre Herzen pochten vor Bangigkeit und Erwartung, und fühlten alle die Seelenqualen voraus, welche das Opfer werde erleiden müssen. Andere, hart fühlend und leichtfertig von Grundsätzen, scherzten mit einander über die Details des dem Publikum bekannten Familienskandals und waren begierig, sich an der Scham und Verlegenheit der schönen Sünderin zu weiden.

Endlich kam der heiß ersehnte Augenblick, wo der Priester mit dem Allerheiligsten vor dem Altare erscheinen mußte, und die Messe begann. Noch war die Gutsherrschaft nicht in der Kirche — in wenig Augenblicken aber hörte man einen Wagen vorfahren und bald darauf öffneten sich die Vorhänge der herrschaftlichen Loge und es erschien der Marquis, seine Gattin zum Betstuhle führend. Der Marquis prangte in einer kostbaren Uniform, seine Brust war mit prächtigen Orden geschmückt und sein Hals war mit einem rothen Comthurbande geziert, an dessen Ende ein Brillantkreuz hing. Seine Haltung war voll Würde und noblen Anstandes, sein Gesichtsausdruck voll erhabener Ruhe — Demuth und Bescheidenheit, womit sich eine sanfte Trauer zu vermischen schien. Alle Damen bekannten sich, daß ein Mann von solcher Schönheit und Würde, ein Mann mit so seelenvollen Augen ein Schatz sei, dessen eine solche Frau gar nicht würdig wäre! Man fühlte bei seinem Erscheinen eine heftige Erbitterung gegen die Sünderin, welche diesen Besitz nicht zu ehren gewußt habe. Erregte der Anblick des Marquis allgemeine Bewunderung, so war das Gefühl, welches seine Gattin den Anwesenden ein-

flößte, nicht minder bedeutend. Sie war verſchleiert, aber ihr blaſſes edles Geſicht entzückte alle Männerherzen eben ſo, als es die Frauenherzen erbitterte. Ihr Gang war ſo ſchwankend, daß ſie ſich kaum aufrecht zu halten wußte. Ihre geſenkten Augen waren von Thränen umflort. Ihre Hände, welche das Gebetbuch hielten, zitterten ſo ſtark, daß es faſt zu Boden fiel.

„Faſſung, Faſſung, meine Theure!" ſprach ihr der Marquis leiſe zu. „Auch dieſer Kelch geht vorüber. Bedenken Sie, daß wir beobachtet ſind."

Emilie nahm alle ihre Seelenkräfte zuſammen. Wie konnte ſie anders die Großmuth ihres Mannes belohnen, als indem ſie ihm kindlich gehorchte und dieſe ſchreckliche Buße, welche er gewünſcht, mit ſtiller Ergebung trug? Ihr Herz war voll Andacht und Zerknirſchung. Als ſie ſich auf den Betſchemmel niederließ, entſtand in der Kirche ein leiſes Gemurmel. Viele ſtanden von ihren Sitzen auf, um das Paar beſſer zu ſehen, Andere richteten ihre Lorgnetten auf die Unglückliche. Obwohl Emilie ſich feſt vorgenommen hatte, ihre ganze Aufmerkſamkeit blos auf das Gebet zu richten, ſo entgingen ihren Augen doch die giftigen und höhniſch triumphirenden Blicke nicht, welche ihr die Damen zuwarfen.

„Ach, mein Gemahl," flehte ſie, indem ſie eine Bewegung machte, um aufzuſtehen, „erlaſſen Sie mir dieſe Baſiliskenblicke. Ich ſterbe."

„Muth!" entgegnete der Marquis unerbittlich und ſtreng, „wir ſind nicht berechtigt, die heilige Handlung zu ſtören."

Eine ſchreckliche halbe Stunde verging. Das ununterbrochene Geziſchel mahnte Emilien an die Anweſenheit einer giftigen Schlangenbrut, welche ihre Ehre zerfleiſchte. Sie glaubte jedes Wort zu vernehmen, das über ſie und ihren Fehltritt geſprochen wurde.

Ihre Nerven waren so aufgeregt, daß sie wirklich einige Bemerkungen in der Nachbarloge vernahm.

„In der That viel zu viel Schonung gegen eine so freche Person."

„Was meinen Sie, hat sie nicht viel Aehnlichkeit mit der Giftmischerin, welche neulich vor den Assisen stand?"

„Wenn sie noch schön wäre."

„Ihre Jugend kann ja auch nicht so groß sein — sie sieht ja aus wie eine alte Frau!"

Der Pfarrer kam, die Kanzel zu besteigen. Diese Pause benützten die Anwesenden zu neuen Glossen. Der Marquis schien nichts zu hören und zu sehen. Ununterbrochen auf den Knieen liegend, stellte er sich, als ob er mit Inbrunst bete. Es lag in seiner Andacht keine Ostentation und Affektation, sie schien wahrhaft und innig zu sein. Aber seine lauernden Seitenblicke beachteten jede Bewegung seiner leidenden Gemahlin. Die Rede des Paters verbreitete sich anfangs im Allgemeinen über die Neigung der menschlichen Natur zur Sünde. Des Menschen Wille sei schwach — seine einzige Rettung sei, die Versuchung zu vermeiden. Hierüber klagte er dann das Zeitalter an, daß es, berückt von thörichter Freigeisterei, die Versuchung nicht sorgfältig genug fliehe. Gewisse Sünden erschienen diesem Geschlechte kaum als strafbar. Er verbreitete sich nun über diese Gattung von Sünden.

Endlich begann die Messe. Als der Priester im Begriffe stand, das Abendmahl zu genießen, verließen der Marquis und seine Gattin ihre Plätze und knieeten vor den Altar hin, um die Hostie zu empfangen.

Eben öffnete der Marquis, andächtig die Augen verdrehend, seinen Mund — da stürzte Arthur mit einem blanken Degen hervor und durchbohrte den Heuchler am Altare. Ein Schrei und

die Stufen des Altars ſchwammen im Blute. Emilie war ſterbend hingeſunken. Arthur knieete neben ſie, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſtieß ſeinen letzten Seufzer aus. Er hatte Gift genommen. Der Geiſtliche verließ entſetzt den entweiheten Altar—die Menge zerſtreute ſich mit Schreckensgeſchrei. Wenige Augenblicke darnach erſchien der Maire mit drei Gerichtsdienern auf Champagny, um auf Requiſition des Gerichtshofes den Marquis Nicolas als angeklagt des Hochverraths, Mords und Diebſtahls — als Präſidenten des von der neuen Regierung nun entdeckten und vernichteten Pantheons zu verhaften. Er fand nur die Leichen der Opfer der Leichtgläubigkeit und Heuchelei.

Vor dem Friedhofe von Champagny ſtanden drei Särge, umringt von einer zahlloſen Menſchenmenge. Der Pfarrer Amadee befand ſich im Ornate mit verſtörtem Blick vor den Leichnamen, welche man beſtatten wollte, und hielt folgende Anrede an das Volk:

„Chriſten!

Ihr ſeid Zeugen einer ſchrecklichen That geweſen, aber Ihr werdet Zeugen noch größerer Schreckniſſe ſein. Das furchtbare Gericht, welches der Himmel hier gehalten, wird über ganz Europa kommen. Wehe über unſere Kinder und Enkel, welche dem Verderben geweiht ſind! Wehe über ein Zeitalter, in welchem das Verbrechen die höchſten Stufen der Menſchheit erklimmt! Wehe der blinden Gerechtigkeit, welche von den Heuchlern betrogen wird! Wehe dem Staate, worin Beſtechlichkeit, teufliſcher Machiavellismus und Eigenſucht das Ruder führen! Wie dieſer entſetzliche Heuchler Eure Sinne berückt — uns Alle ſchauerlich

getäuſcht hat, ſo wird der Geiſt thun, der in ihm wohnte, mit der Menſchheit. Er wird Alles verkehren, was da iſt, Alles fälſchen, Alles täuſchen, Jedermann betrügen und durch Heuchelei die Welt verderben.

Aber Chriſten — ſo wie dieſes Mannes wird das Schickſal des Geiſtes ſein, der ihm innewohnte, des Geiſtes, der ſich der Herrſchaft bemächtigen, der auf eine lange Zeit über Alles triumphiren, Alles verblenden wird! Alle menſchlichen Tugenden werden ihm dienſtbar ſein, die Großmuth wird ihm ihre Maske leihen, die Barmherzigkeit ihren Oelkrug, die Vaterlandsliebe das Schwert, die Demuth ihr Kreuz, — kurz er wird ſein, wie die Tugend erhaben, groß, vollkommen, hinreißend durch Wort und Beiſpiel!

Allein es wird ein Schreckenstag des Gerichtes kommen, da die Binde von Aller Augen fallen wird. Dann wird es dieſem Geiſte und Jenen, welche ihm dienen, ſo ergehen, wie dieſen. Und es werden ſie wehklagend und ihre Haare zerraufend umringen Diejenigen, welche nicht ſehen wollten. Und ſie werden rufen über ſich und die Welt: Wehe, wehe, wehe! Und ſie werden keinen Stein auf dem andern laſſen, und ſie werden die Saaten und Wälder anzünden und Alles verwüſten aus Rache.

Jubelt nicht über die Dinge, Chriſten, ehe ihr deren Ende geſehen!

Ein ganzes Haus ſeht ihr hier von Grund aus eingeriſſen. Ich ſelbſt war einer der Pfeiler dieſes Hauſes. Glaubet nicht, Chriſten, daß ich dieſes Haus verdamme und ſeine Säulen lobe! Wäre der Pfeiler nicht morſch geweſen, es hätte nicht ſtürzen können. Einer dieſer Pfeiler war ich. Ich glaubte die Kraft Gottes in mir und ſeine Worte waren die Steine, aus welchen ich mich erbaut glaubte. Aber das Fundament, worauf dieſer gewaltige

Pfeiler ruhte, war ein verſumpftes Herz, ein krankes Gemüth, der Moorgrund, aus welchem die giftigen Dünſte aller Laſter aufſteigen, um die Welt zu verheeren. Meine Kraft war mein Dünkel, mein Hochmuth, meine freche Anmaßung, welche ſich auf einen göttlichen Willen berief, der nichts von mir wußte. Ich bin der Schuldigſten Einer! Aus meinem Munde drang keine göttliche Wahrheit. Die Heuchelei umſtrickte mich ſo, daß ich mir ſelbſt Tugenden heuchelte, welche ich nicht beſaß. In meinem Gehirne raſte nur der Aberwitz zertretener Begierden. Aus meinem Munde ſprach die Bitterkeit einer gekränkten Leidenſchaft. Der Neid, die Bosheit gaben mir giftige Lehren ein, welche mein Verſtand nicht glaubte. Ich erhob mich über die Schwachheit der Menſchen und war ſelbſt der Schwächſte unter ihnen. Denn ich verzieh niemals denjenigen, welche glücklicher waren als ich. Meine Rache brütete Feſſeln aus für ihre Gedanken und Wünſche. Ich forderte die Entſagung, die ich ſelbſt nicht hatte. Und ich habe dieſes unglückliche, in der Blüte ihres duftenden Daſeins gebrochene Weib mit Vorwürfen beſtraft, mit bittern Worten gekränkt. Ich — ich allein bin ihr Mörder, ich allein habe ſie hart und grauſam gemacht gegen denjenigen, den ſie liebte, ich habe der Bosheit und dem Verbrechen als ein gerechter Prieſter gedient, ich habe die Unſchuld verfolgt und alle Schmach der Sünde auf ſie geworfen, ich habe ein edel fühlendes Herz durch meinen Muth vergiftet, das Herz dieſes Arthur von Bonval, das ich haßte — weil — hört es und verabſcheut mich — weil ich diejenige ſelbſt liebte, welche nur in dieſem Herzen lebte. Darum, Chriſten, ſeid Zeugen meines ſtrengen Gerichts gegen mich ſelbſt, weil es in dieſer verderbten Zeit keinen menſchlichen Richter giebt, der mich verdammt — dieſes Prieſterkleid, welches ich beſudelt — ich zerreiße es, ich erkläre mich

für einen Entweihten, für Einen, auf welchem der Fluch der Gottheit ruht, für einen von ihr Verworfenen — für einen Entehrten, für einen Unwürdigen! Schimpf und Schande treffe dieſes geſalbte Haupt, dieſe Hände ſollen ſich blutig graben in gemeiner Sträflingsarbeit; dieſe Füße ſollen entblößt von den rauheſten Pfaden dieſes Lebens zerriſſen werden; dieſe Bruſt ſoll unaufhörlich keuchen unter den Laſten, welche ich mir auferlegen will; dieſer Rücken nie mehr aufrecht ſtehen; dieſe Augen ſollen die Sonne unter Thränen auf- und untergehen ſehen; dieſe Ohren ſollen nichts hören als Beſchimpfungen, Verwünſchungen — jedes Glied an mir will ich beſtrafen und das Elend will ich an meine Ferſen ketten, daß es mich begleite bis zu einem ehrloſen Grabe, an welchem noch ſpäte Enkel mit Abſcheu vorübergehen und ausſpeien ſollen!"

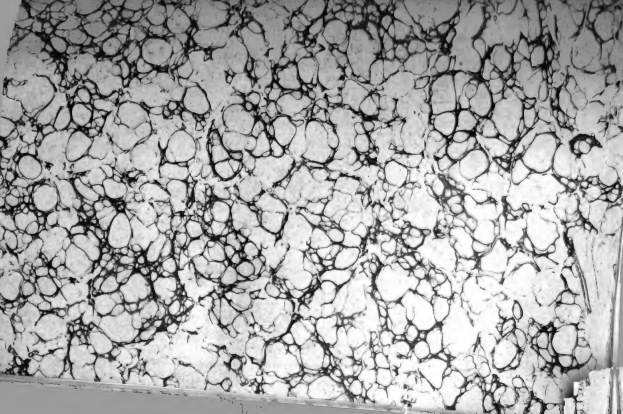
Mit dieſen Worten zerriß der Unglückliche ſein Chorhemd, ſeinen Talar, ſeine Stola, warf jedes Abzeichen ſeiner Würde von ſich, ſtreute Erde von den Gräbern auf ſein brennendes Haupt und rannte ſinnlos und unter herzzerreißendem Geheule über die Felder. Die Menge verlief ſich entſetzt nach allen Richtungen. Der Todtengräber verſenkte einſam, von aller Neugierde verſchont, ſeine Leichen.

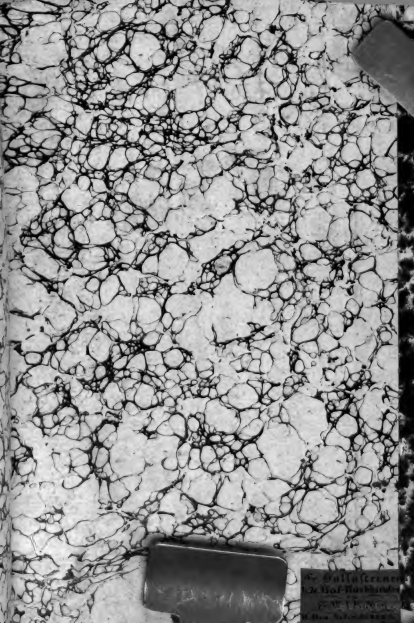
Ende.

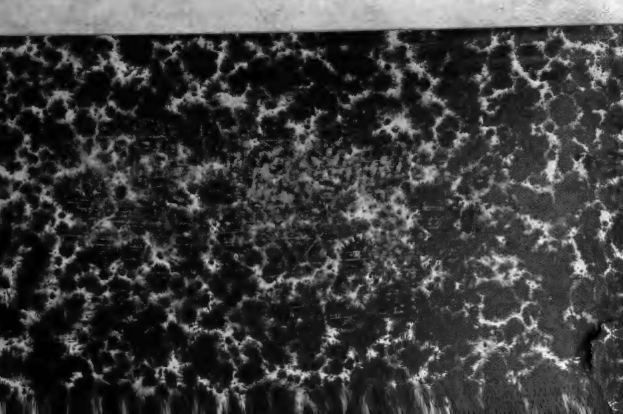
Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

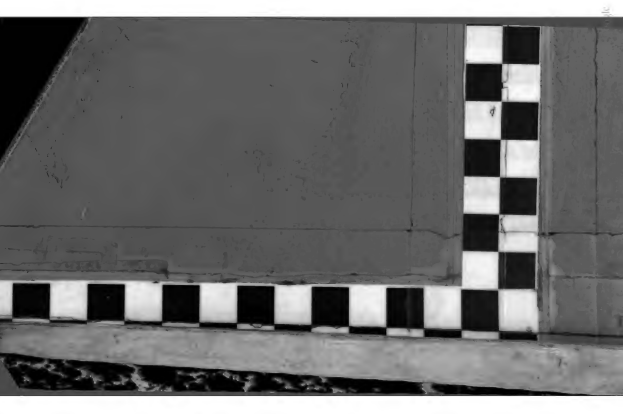
Österreichische Nationalbibliothek
+Z157180601

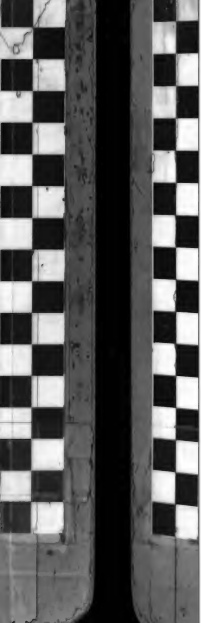
Digitized by Google

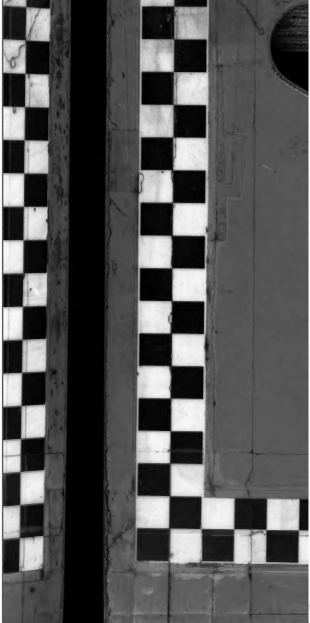


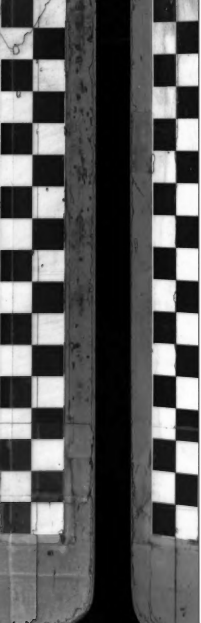




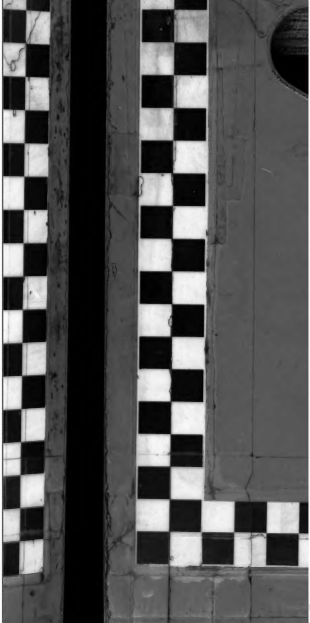


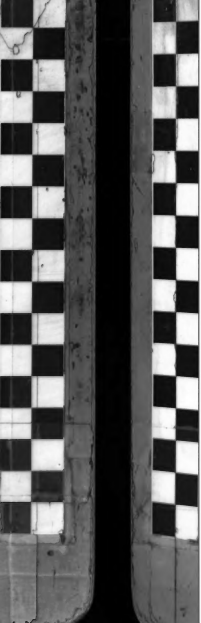



Digitized by Google



Digitized by Google


by Google



Digitized by Google